Geschichte

der

Girondisten.

Dritter Band.

Geschichte

der

Girondisten

von

A. de Lamartine.

Aus dem Französischen.

Dritter Band.

Leipzig,
Brockhaus & Avenarius.

1847.

39 Gg

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Dritter Band.

Siebzehntes Buch.

Reaction gegen den 20. Juni. — Das Directorium entsetzt Pethion seines Amts. — Unwille der Armee. — La Fayette kommt nach Paris. — Seine Rede in der Versammlung. — Danton's Doppelrolle. — La Fayette's Schritte bleiben ohne Erfolg. — Die Königin rechnet auf Danton. — Einverständnisse der Girondisten mit dem Hofe. — Guadet insgeheim in die Tuilerien eingeführt. — Seine Rührung . . . . S. 1—16.

Achtzehntes Buch.

Dritter Brief La Fayette's an die Versammlung. — Unwille der Parteien. — Robespierre hält sich von der Bewegung fern. — Danton's Anträge. — La Fayette wird von der Versammlung angeklagt. — Der König bestätigt Pethion's Entsetzung. — Aufreizung der Parteien. — Vergniaud nimmt das Wort. — Benehmen und Charakter Vergniaud's. — Seine Erziehung. — Schilderung desselben. — Seine Reden. — Zuschrift Robespierre's an die Föderirten. — Danton veranlaßt eine neue Petition auf dem Marsfelde S. 17—36.

Neunzehntes Buch.

Erste Empörungen in der Bretagne und im Vivarais. — Wahnsinniger Patriotismus. — Chabot, Grangeneuve. — Versuch einer Versöhnung der Parteien in der Versammlung. — Lamourette. — Pethion's Entsetzung regt die Zwietracht wieder auf. — Angst der Königin bei Annäherung des Bundesfestes. — Besorgnisse der königlichen Familie. — Hoffnung der Königin. — Beleidigungen der königlichen Familie. — Der König mit seiner Familie auf dem Marsfelde. — Mordthaten. — Duval d'Espremenil. — Stellung der Nationalgarde. — Barbaroux und Rebecqui, Häupter der Marseiller. — Madame Roland, die Seele des 10. Augusts. — Pethion einverstanden. — Barbaroux, Danton, Santerre an der Spitze der Bewegung. — Geheime Zusammenkünfte in Charenton. — Gastmahl in den elysäischen Feldern. — Zusammentreffen zwischen den Marseillern und den Royalisten. — Versuche der Freunde Robespierre's, ihm die Dictatur zuzuwenden . . . . S. 37—68.

Zwanzigstes Buch.

Gährung. — Die Marseiller und die Gemeine von Paris verlangen die Absetzung des Königs. — Der Hof macht sich auf Widerstand gefaßt. — Der Anklagebeschluß gegen La Fayette wird zurückgewiesen. — Verhöhnung der Deputirten. — Vorbereitungen zum Aufstand. — Nacht vom 9. zum 10. August. — Scenen in den Kreisen der Verschworenen. — Beängstigungen der Königin und der Prinzessin Elisabeth. — Beschreibung der Tuilerien. — Verzeichniß der Truppen. — Der sie beseelende Geist. — Möglichkeit, die Empörer zurückzuschlagen . . . . S. 69—99.

Einundzwanzigstes Buch.

Muth und Haltung der Königin. — Die aufrührerische Gemeine im Schooße der Municipalität. — Scheinbare Verhaftung Pethions. — Mandat's Ermordung. — An seiner Stelle wird Santerre zum Generalcommandanten der Nationalgarde ernannt. — Ereignisse im Innern des Schlosses. — Die Hofdamen der Königin. — Die Herzogin von Maille. — Roederer. — Stetes Zunehmen der Aufrührermassen. — Der König hält Revue über die Truppen. — Doppelsinnigkeit der Nationalgarde. — Danton redet die Marseiller an. — Er kehrt nach Hause zurück, um den Erfolg abzuwarten. S. 100—125.

Zweiundzwanzigstes Buch.

Die Insurgenten setzen sich in Bewegung. — Westermann bemächtigt sich des Commando's des Vortrabs. — Maßregeln, die er nimmt. — Seine frühern Lebensumstände. — Roederer fordert den König auf, sich in den Schutz der Nationalversammlung zu begeben. — Der König entschließt sich dazu. — Der Zug durch den Garten. — Anblick der Nationalversammlung. — Worte des Königs und Antwort des Präsidenten Vergniaud. — Der König und seine Familie in der Loge des Logographen. — Der Maler David äußert sich hart gegen den König. — Verhaftung Suleau's und mehrer anderer Royalisten. — Sie werden niedergehauen. — Allgemeine Bestürzung im Schlosse. — Vorübergehender Sieg der Schweizer. — Aufregung der Nationalversammlung. — Die Marseiller greifen das Schloß von neuem an. — Vertheidigung und allgemeine Niederlage der Schweizer. — Das Volk im Innern des Schlosses. — Mordthaten. — Die Herren von Virieu, de Lamartine, von Viomenil. — Der junge Autichamp. — Vicomte von Broves. — Die Ehrendamen und Frauen der Königin. — Die Herren Sallas, Marchais, Diet. — v. Clermont-Tonnere wird ermordet. — Westermann bei Danton . . . . S. 126—165.

Dreiundzwanzigstes Buch.

Die Nationalversammlung und das Volk. — Höchste Gewalt auf dem Rathhause. — Die Häupter kommen aus ihren Schlupfwinkeln hervor. — Der Rath der Gemeine, der erste Anfang des Convents. — Die Nationalversammlung. — Die Petitionäre an den Schranken. — Beute aus dem Schlosse, von den Kämpfern herbeigebracht. — Das Königthum wird suspendirt, der Nationalconvent beschlossen. — Lager bei Paris. — Roland, Claviere und Servan wieder eingesetzt. — Danton Justizminister. — Seine Worte im Stadthause. — Paris am Abend des 10. August. — Das Volk und die Bürgerschaft. — Santerre und La Fayette. — Der König und die königliche Familie bringen die Nacht im ehemaligen Kloster der Feuillants zu. — Das Volk lechzt noch nach mehr Blut. — Danton beschwichtigt den Volkshaß. — Die königliche Familie wird nach dem Tempel gebracht . . . . S. 166—193.

Vierundzwanzigstes Buch.

Die Girondisten müssen abtreten. — Vorfälle bei den Armeen. — La Fayette verbannt sich freiwillig. — Dumouriez leistet der Nation den Eid. — Couthon. — Westermann wird Danton's Emissär bei den Armeen. — Dumouriez ersetzt La Fayette. — Er gewinnt das Vertrauen der Truppen. — Die Gemeine von Paris legt sich die höchste Gewalt bei. — Es wird ein peinliches Gericht eingesetzt. — Marat verfolgt seinen Mordplan, Danton beutet ihn aus . . . . S. 194—236.

Fünfundzwanzigstes Buch.

Paris abgeschnitten von der Außenwelt. — Haussuchungen. — Die Verdächtigen in den Gefängnissen. — Danton macht sich auf das Kommende gefaßt. — Robespierre läßt der Revolution ihren Lauf. — Saint-Just und Robespierre. — Der zweite September. — Mordscenen in den Gefängnissen. — Die Schweizer. — Baron von Reding. — Die königlichen Garden. — Herr von Montmorin. — Herr von Sombreuil und seine Tochter. — Cazotte und seine Tochter. — Thierri, von Maillee, de Rohan-Chabot. — Der junge Montsabray. — Abbe Sicard. — Der Erzbischof von Arles. — Die Prinzessin Lamballe. — Der Neger Delorme . . . . S. 237—280.

Sechsundzwanzigstes Buch.

Proscriptionen. — Ermordung des Herzogs von Rochefoucauld zu Gisors. — Mordscenen in Orleans, Lyon, Meaux, Rheims, Versailles. — Der Maire Richaud. — Danton übernimmt die Verantwortlichkeit für die Septembertage . . . . S. 281—290

Siebzehntes Buch.

I.

Der Hof befand sich bei'm Heranmarsch der Marseiller in der größten Angst; zu seiner Vertheidigung hatte er nur das Scheinbild der Constitution in der Versammlung und den Degen La Fayette's an der Grenze. Die constitutionellen Redner Vaublanc, Ramond, Girardin, Becquet thaten es den Rednern der Gironde an Beredsamkeit gleich, aber ihr Einfluß war nicht derselbe; Wort für Wort vertheidigten sie das Grundgesetz, das die Nation beschworen hatte; sie zeigten in dieser verhängnißvollen Zeit den schönsten und den verdienstlichsten Muth, dessen der Mensch fähig ist, den Muth ohne Hoffnung. La Fayette seinerseits forderte die Jacobiner mit edler Unerschrockenheit in seinen an die Armee gerichteten Proklamationen und in den Briefen, die er an die Versammlung schrieb, heraus; aber wenn ein Volk unter den Waffen steht, hört es nicht gut lange Phrasen an; ein Wort, eine Geberde, das ist die Beredsamkeit des Generals. La Fayette nahm den Ton eines Dictators an, ohne die Macht und das Recht dazu zu haben. Diese Rolle wird nur geduldet, wenn Siege vorausgegangen sind. Darum erregten die Anklagen gegen die Jacobiner nur hier und da Beifallsbezeigungen in der

Versammlung und das Lächeln der Girondisten; sie waren für die Parteien nur eine Warnung; sie sahen ein, daß sie sich beeilen müßten, wenn sie La Fayette zuvorkommen wollten. Die Empörung ward beschlossen; Girondisten, Jacobiner, Cordeliers verständigten sich darüber, sie, wenn auch nicht entscheidend, doch wenigstens bedeutungsvoll und schrecklich für den Hof werden zu lassen.

II.

Kaum waren Santerre's und Danton's Haufen in ihre Vorstädte zurückgekehrt, so bemächtigte sich allgemeine Erbitterung der Bewohner der innern Stadt. Die Tags vorher so kleinmüthige Nationalgarde, die so gleichgültige Bourgeoisie, die Versammlung selbst, die sich, ehe die Ereignisse statt fanden, so unthätig verhalten oder den Aufrührern so gewogen gezeigt hatten, ließen alle ihren Unwillen über die Gewaltthaten des Volks, über Péthions Doppelsinnigkeit, über die der Majestät, der Freiheit, der Person des constitutionellen Oberhauptes der Nation ungeahndet zugefügten Beleidigungen laut werden. Am 21. waren den ganzen Tag über die Höfe, der Garten, die Gänge der Tuilerien mit einer bestürzten und aufgeregten Volksmenge erfüllt, welche durch ihre Haltung und ihre Worte den Thron für die Schmähungen, mit denen er überhäuft worden war, rächen zu wollen schienen. Mit Abscheu zeigte man sich die Spuren der Empörung, welche an den Einlaßpforten, den Gittern, den Fenstern des Schlosses sichtbar waren. Man frug sich, wo eine Demokratie stehen bleiben würde, welche die gesetzlich bestehenden Gewalten auf eine solche Weise behandelte. Man sprach von den Thränen der Königin, von dem Schrecken der Kinder, von der übernatürlichen Aufopferung der Prinzessin Elisabeth, von der unerschrocknen Würde Ludwig's XVI. Eine solche Hochherzigkeit hatte der letztere niemals bewiesen, und nie bewies er wieder eine ähnliche. Das Uebermaß der Beleidigungen hatte in ihm den Heldenmuth der Ergebung zu Tage gefördert. Bis jetzt war an seinem Muthe gezweifelt worden. Sein Muth bei dieser Gelegenheit war großartig gewesen. Aber seine Festigkeit war bescheiden und gleichsam schüchtern, wie sein Charakter.

Außerordentliche Umstände und Zeiten großer Gefahr mußten sie wider seinen Willen steigern. Fünf Stunden lang hatte er sich in der schrecklichsten Lage befunden, und ohne zu erbleichen die Piken und die Säbel von vierzigtausend Föderirten kaum eine Hand breit von seiner Brust entfernt gesehen. Während dieser langen Heerschau des Aufruhrs hatte er mehr Energie bewiesen und war mehr Gefahren ausgesetzt gewesen, als ein General zu beweisen und zu bestehen braucht, um zehn Schlachten zu gewinnen. Das Volk von Paris sah dies ein. Zum ersten Male ging es in Bezug auf den König von Achtung und Mitleiden zur Bewunderung über. Von allen Seiten erhoben sich Stimmen, die ihn zu rächen verlangten.

III.

Mehr als zwanzigtausend Bürger begaben sich aus freiem Antriebe zu den öffentlichen Beamten, um eine Petition, welche Bestrafung dieser Verbrechen verlangte, zu unterzeichnen. Die Verwaltung des Departements verfügte dahin, daß gegen die Urheber dieser Unordnungen gerichtlich einzuschreiten sei. Die Versammlung erließ den Beschluß, daß in Zukunft bewaffnete Versammlungen, die unter dem Vorwande von Petitionen statt fänden, von der Gewalt zerstreut werden sollten. Die Jacobiner und die Girondisten waren in großer Besorgniß; sie schwiegen, oder sie beschränkten sich darauf, in ihren geheimen Zusammenkünften ihre Freude über die Demüthigung des Thrones laut werden zu lassen. Selbst im Herzen der Frauen erlosch das Gefühl. Der Parteigeist wirkte auch auf das Gemüth einer Gattin und einer Mutter ein, daß sie grausame Freude über die von einer Gattin und einer Mutter erlittnen Beleidigungen empfand. „Hätte ich doch sehen können, wie sie so lange gedemüthigt wurde, und wie ihr Stolz hat so viel ertragen müssen!“ rief Madame Roland aus, als sie von Marie Antoinette sprach. Dieser Ausruf war ein Verbrechen der Politik gegen die Natur. Madame Roland beweinte es später, ihn gethan zu haben; sie sah ein, wie grausam er gewesen war, als rohe Weiber sich über ihr Märtyrerthum

freuten und mit Händeklatschen den Karren, der sie zum Schaffotte führte, kommen sahen.

Péthion veröffentlichte eine Rechtfertigung seines Betragens. Diese Rechtfertigung ließ ihn noch schuldiger erscheinen. Als er am 21. in den Tuilerien erschien, wurden ihm von allen Seiten Verachtung, Vorwürfe und Drohungen zu Theil. Das Bataillon des Quartiers Filles Saint Thomas, das aus der Constitution ergebnen Leuten bestand, fing vor seinen Augen an zu laden. Allgemein wurde Péthion Schuld gegeben, er habe das Verbrechen gewollt, aber seinen Willen nicht offen gezeigt. Sergent, der Péthion begleitete, wurde von einem aufgebrachten Nationalgardisten im Tuilerienhofe niedergeworfen und mit Füßen getreten. Das Directorium von Paris entsetzte den Maire seines Amtes. Man setzte das Schloß in Vertheidigungszustand, um gegen einen neuen Aufruhr, der am Abend statt finden sollte, gesichert zu sein. Es war die Rede davon, das Martialgesetz zu proclamiren und die rothe Fahne aufzustecken. Diese Gerüchte regten die Versammlung während ihrer Abendsitzung auf. Guadet rief aus, daß man damit umgehe, die blutigen Vorfälle des Marsfeldes wieder zu erneuern.

Péthion erschien am Abend in den Tuilerien und begab sich zum König, um ihm über den Zustand von Paris Bericht zu erstatten. Die Königin warf ihm einen verachtenden Blick zu. „Nun, mein Herr," fragte der König, „ist die Ruhe in der Stadt wiederhergestellt?" — „Das Volk," erwiderte Péthion, „hat Ew. Majestät Vorstellungen gemacht; es ist ruhig und zufrieden." — „Müssen Sie nicht zugeben, daß der gestrige Tag großes Aergerniß gegeben hat, und daß die Municipalität nicht Alles gethan hat, was sie hätte thun sollen?" — „Ew. Majestät, die Municipalität hat ihre Pflicht erfüllt, die öffentliche Meinung wird über sie richten." — „Sagen Sie lieber, die ganze Nation." — „Sie fürchtet sich nicht davor, von der Nation gerichtet zu werden." — „Wie ist jetzt der Zustand von Paris?" — „Ew. Majestät, Alles ist ruhig." — „Das ist nicht wahr." — „Ew. Majestät! ...." — „Schweigen Sie!" — „Die Behörde des Volks braucht nicht zu schweigen, wenn sie ihre Pflicht erfüllt und wenn sie die Wahrheit sagt." — „Es ist gut, Sie können gehn!" — „Ew.

Majestät, die Municipalität kennt ihre Pflichten, sie erfüllt sie, ohne erst abzuwarten, bis sie daran erinnert wird."

Die Königin, welche in Besorgniß über die Folgen war, die dieses Gespräch, das von der einen Seite in so schroffem, von der andern Seite in so herausforderndem Tone geführt worden war, nach sich ziehen könnte, sagte nach Péthion's Entfernung zu Roederer: „Finden Sie nicht, daß der König ziemlich heftig gewesen ist? Fürchten Sie nicht, daß dies ihm in der öffentlichen Meinung schaden könnte?" „Ew. Majestät," antwortete Roederer, „es wird sich Niemand wundern, wenn der König einem Manne, der spricht, ohne ihn anzuhören, Schweigen auferlegt." Der König schrieb am 22. an die Versammlung, um sich über die Zügellosigkeit zu beklagen, welche in seiner Wohnung statt gefunden hatte, und um seine Sache ihren Händen zu übergeben. Er erließ eine Proklamation an das französische Volk. Er schilderte darin das gewaltsame Betragen der Menge, wie sie Waffen in seinen Palast getragen, die Thüren mit Axtschlägen erbrochen, die Kanonen gegen seine Familie gerichtet. „Ich weiß nicht," sagte er mit berechneter Ergebung, „wo sie stehen bleiben wollen; wenn die, welche darauf ausgehen, die Monarchie umzustürzen, ein Verbrechen mehr nöthig haben, so können sie es begehen!" Der König und die Königin hielten unter dem Zurufe: Es lebe der König! und Es lebe die Nation! Musterung über die Nationalgardisten von Paris. Viele Departements, die über das Vorgefallne mit Unwillen erfüllt waren, schickten Zuschriften ein, in denen sie ihre Anhänglichkeit an den Thron aussprachen; andere Departements Zuschriften, in denen sie sich für die Girondisten erklärten. Alles deutete darauf hin, daß ein entscheidenderer Kampf bevorstehe. Der König hatte nicht nachgegeben. Der Aufruhr am 20. Juni hatte der Erwartung Derer, die einen Schlag ausführen, und Derer, die blos einschüchtern wollten, nicht entsprochen. Er war zu weit gegangen, um eine bloße Drohung zu sein, und hatte nicht hingereicht, einen wirklich gefährlichen Angriff darzustellen.

IV.

Der Aufruhr am 20. Juni hatte vorzüglich den Unwillen der Armee erregt. Der König ist ihr Oberhaupt. Beleidigungen, die den König treffen, scheinen ihr immer selbst angethan zu sein. Wenn das Ansehn des Souverains verletzt wird, ist jeder Offizier für das seinige besorgt. Uebrigens war die Ehre stets die zweite Natur des französischen Heeres. Die Berichte über die Vorfälle am 20. Juni langten von Paris an und wurden in den Lagern verbreitet; sie zeigten den Truppen, wie eine schöne unglückliche Königin, eine sich aufopfernde Schwester, unschuldige Kinder mehrere Stunden lang von einem grausamen Pöbel unwürdig behandelt worden waren. Die Thränen dieser Kinder und dieser Frauen machten das Mitleiden in dem Herzen der Soldaten rege; sie brannten vor Verlangen, sie zu rächen, und verlangten nach Paris zu marschiren.

La Fayette, der zu dieser Zeit unter den Kanonen von Maubeuge lagerte, begünstigte die Aeußerungen solcher Gefühle in seiner Armee. Die ungeahndet gelassenen Vorfälle vom 20. Juni ließen ihn den Triumph der Jacobiner und Girondisten, aber auch zu gleicher Zeit die vollständige Vernichtung seines Einflusses erkennen. Einige Tage lang ließ ihn sein Edelmuth darauf sinnen, die Rolle eines Monk zu spielen. Dem Könige beizustehen, den er erniedrigt hatte, schien ihm ein seiner Stellung als Parteihaupt und seiner soldatischen Rechtlichkeit würdiges Unternehmen. Er war sicher, den schwachen Luckner, dessen Armeecorps zu Menin und zu Courtray stand, seine Ansicht theilen zu lassen, und schickte Bureau de Puzy zu ihm, um ihn von seinem Vorsatze, nach Paris zu gehen und den Versuch zu machen die Nationalgarde und die Versammlung mit fortzureißen, um die Jacobiner und die Girondisten niederzudrücken, in Kenntniß zu setzen. Luckner erschrak bei dieser Nachricht, allein er benutzte nicht seine Stellung als Obergeneral, um sich La Fayette's Vorhaben zu widersetzen. Soldat ohne Takt, sah er nicht ein, daß er, wenn er das Verlangen La Fayette's stillschweigend bewilligte, sich zu seinen Mitschuldigen machte. „Die Sansculottes,“ sagte er zu Bureau de Puzy, „werden

La Fayette den Kopf abhacken. Es ist seine Sache, sich davor in Acht zu nehmen."

La Fayette verließ sein Lager mit einem einzigen vertrauten Offizier, kam unerwartet in Paris an, stieg bei seinem Freunde Hrn. v. La Rochefoucauld ab und begab sich Tags darauf in die Schranken der Versammlung. La Rochefoucauld hatte während der Nacht die Constitutionellen und die bedeutendsten Führer der Nationalgarde von La Fayette's Ankunft in Kenntniß gesetzt und Vorbereitungen getroffen, auf den Galerien Aeußerungen zu seinen Gunsten laut werden zu lassen. La Fayette's Erscheinen wurde durch mehre Male sich wiederholendes Beifallklatschen begrüßt. Halblaute Aeußerungen des Staunens und des Unwillens antworteten darauf von Seiten der Girondisten. La Fayette, an den tobenden Lärm öffentlicher Plätze gewöhnt, stellte sich mit heiterm Blick seinen Feinden gegenüber. Sein verwegner Schritt stellte ihm in Aussicht, entweder vor den hohen Nationalgerichtshof zu Orleans geschickt zu werden, oder einen Triumph zu feiern, und dieser Augenblick war für seine Gewalt und für sein Leben von der höchsten Bedeutung. Er besaß mehr Unerschrockenheit, als Geschicklichkeit zu Handstreichen, und er zeigte keine Spur von Furcht. „Meine Herrn," sagte er, „ich muß Ihnen vor Allem die Versicherung geben, daß mein gegenwärtiges Erscheinen bei Ihnen durchaus keine Gefahr für meine Armee entstehen läßt. Es ist mir der Vorwurf gemacht worden, ich hätte meinen Brief vom 16. Juni mitten in meinem Lager geschrieben; meine Pflicht war es, mich gegen einen solchen Vorwurf, der mir Furcht Schuld gibt, aufzulehnen, den ehrenvollen schützenden Wall, welchen die Liebe der Truppen um mich herum bildete, zu verlassen und mich allein zu Ihnen zu begeben. Ein noch gewichtigerer Beweggrund rief mich hierher. Die Vorfälle vom 20. Juni haben alle guten Bürger und vorzüglich die Armee besorgt gemacht und mit Unwillen erfüllt. In der meinigen machen Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine nur ein einziges Ganze aus. Von allen Corps habe ich Zuschriften erhalten, welche Treue gegen die Constitution und Haß gegen die aufrührerisch Gesinnten aussprechen. Ich habe diese Aeußerungen nicht weiter gehen lassen. Ich habe es über mich genommen, die Gesinnungen

Aller allein auszudrücken. Ich spreche als Bürger zu ihnen. Es ist Zeit, der Constitution eine Bürgschaft zu geben, die Freiheit der Nationalversammlung, die des Königs, seine Würde sicher zu stellen. Ich bitte die Versammlung inständigst, zu verfügen, daß die Gewaltthätigkeiten vom 20. Juni als Hochverrath gegen die Nation angesehen werden, kräftige Maßregeln zu treffen, um allen gesetzlich bestehenden Behörden und vorzüglich Ihnen und dem Könige Achtung zu verschaffen und der Armee die Versicherung zu geben, daß die Constitution nicht gefährdet werden soll, während die tapfern Franzosen ihr Blut für die Vertheidigung der Grenzen hingeben."

V.

Diese Worte wurden von den Girondisten mit verhaltnem Zorne angehört, von der Mehrzahl der Versammlung mit Beifallsbezeigungen empfangen. Brissot und Robespierre erblickten hinter La Fayette die Nationalgarde und die Armee. Seine Popularität, die schon fast ganz verschwunden war, beschützte ihn noch; übrigens fingen die Jacobiner und die Girondisten an sich zu beruhigen, als sie sahen, daß es nur ein bedrohender Staatsstreich war, und daß weder Bajonette noch irgend welche getroffne Maßregeln diesen Schritt La Fayette's unterstützten. Sie ließen den General ohne Soldaten im Triumph durch den Saal schreiten und sich auf die Bank der niedrigsten Petitionäre hinsetzen. Sie gingen selbst darauf aus, zu untersuchen, ob seine Gewalt auf die Gemüther in der Versammlung auf festem Grunde beruhte. „Im Augenblicke, wo ich Hrn. von La Fayette gesehen habe," sagte Guadet mit Ironie, „kam mir ein tröstender Gedanke in den Sinn: So haben wir also, sagte ich zu mir selbst, keine äußern Feinde mehr, so sind denn die Oestreicher besiegt! Die Täuschung hat aber nicht lange gewährt; unsre Feinde sind noch die nämlichen, die von außen uns drohenden Gefahren haben sich nicht verändert, und doch ist Hr. von La Fayette in Paris. Er macht sich zum Sprecher der rechtlichen Leute und der Armee! Wer sind diese rechtlichen Leute? Wie hat die

Armee berathschlagen können? Vor allen Dingen möge er uns seinen Urlaub zeigen."

Jetzt wurden den Girondisten Beifallsbezeigungen wieder zu Theil. Ramond will Guadet antworten und lobt La Fayette auf schwülstige Weise; er nennt ihn: „den ältesten Sohn der französischen Freiheit, den Mann, welcher der Revolution seinen Adel, sein Vermögen, sein Leben geopfert hat." — „Halten Sie denn seine Leichenrede!" ruft ihm Saladin zu. Der junge Ducos erklärt, daß die Freiheit der Berathungen durch die Gegenwart eines Generals der Armee gehindert werde. Isnard, Morveau, Ducos, Guadet stellen sich auf den Stufen der Rednerbühne auf. Das Wort Schändlichkeit läßt sich vernehmen. Vergniaud sagt, daß Hr. v. La Fayette seinen Posten vor dem Feinde verlassen, daß die Nation ihm und nicht einem Generalmajor den Befehl über die Armee anvertraut habe, daß man nur wissen müsse, ob er sie ohne Urlaub verlassen habe? Gensonné verlangt den namentlichen Aufruf. Der namentliche Aufruf gibt eine geringe Majorität zu Gunsten der Freunde La Fayette's. Sein Brief wird an die Commission der Zwölf gesandt.

Das war Alles, was der General durch seinen Schritt erlangte. Eine edle Absicht, die muthige That eines Einzelnen, vernünftige Worte, ein Beschluß der Versammlung, weiter nichts, das machte sich bei dem Ganzen bemerkbar. Eben so wie die Girondisten am 20. Juni, wagte La Fayette zu viel oder zu wenig. In der Politik heißt drohen, ohne zu treffen, so viel als sich eine Blöße geben; es ist so viel als Denen, welche noch den Gegner für stark halten können, das Geheimniß der Schwäche errathen lassen. Wenn La Fayette hätte seine Gegenwart zu einem Staatsstreiche und nicht zu einem parlamentarischen Streiche machen wollen; wenn er sich eines Regimentes, einiger Bataillone der Nationalgarde versichert hätte; wenn er gegen die Jacobiner gezogen wäre, ihre Clubs hätte schließen lassen und sich unter den Beifallsbezeigungen der Bürger in die Nationalversammlung begeben hätte; wenn er von seinen Freunden einen Antrag hätte stellen lassen, der ihm die militärische Dictatur von Paris, die Verantwortlichkeit der Constitution, die Bewachung der Versammlung und des Königs zuerkannt

hätte, dann würde er die aufrührerischen Parteien haben erdrücken können, während er so nur dazu beitrug, ihre Erbitterung wachsen zu lassen.

VI.

Die Versammlung berathschlagte noch. Er war schon fortgegangen und hatte nichts erlangt, als beifällige Mienen und Händeklatschen von einigen Seiten. Er begab sich zum König. Die königliche Familie war beisammen. Der König und die Königin empfingen ihn mit der Erkenntlichkeit, welche seine ergebne Gesinnung verdiente, aber sie sahen auch zu gleicher Zeit ein, daß er nichts ausrichten konnte. Sie fürchteten selbst insgeheim, daß die Verwegenheit dieses ehemaligen Günstlings des Volks, die durch nichts unterstützt wurde, einen neuen Aufstand gegen den Hof erregen könnte. Seine Dienste kamen eben so wenig gelegen, wie seine Beleidigungen; es war sein Schicksal, das Unglück der Throne herbeizuführen. Die Königin suchte seit dieser Zeit von niedriger stehenden Leuten ihr Heil abhängig zu machen. Sie hatte unter den Aufrührern, die eine untergeordnete Stellung einnahmen, Mirabeaus gefunden, die sich bestechen ließen. Das Gold der Civilliste floß in die Clubs und in die Vorstädte. Danton leitete mit der einen Hand die jungen Leute und die Cordeliers und mit der andern die Umtriebe des Hofes. Er flößte den Einen Furcht genug ein, daß sie seine Nachgiebigkeit und Mitschuldigkeit erkauften, er ließ den Andern Freiheit genug, daß sie seiner Demagogie vertrauten, er verrieth sie alle beide, und gefiel sich in einer Stellung, welche ihm doppelte Macht gab. Diese Stellung zwischen zwei Parteien, welche ihm einen steten Wechsel in seinem Betragen nothwendig machte, ließ ihn auch zu dem Ausspruche kommen: „Entweder rette ich den König, oder ich tödte ihn.“

Die Königin ließ in der Nacht Danton benachrichtigen, daß La Fayette sich vorgenommen hätte, am andern Morgen an der Seite des Königs Musterung über die von Acloque befehligten Bataillone der Nationalgarde zu halten, sie anzureden und sie aufzufordern, gegen die Gironde und die Clubs aufzutreten. Péthion, der dies von Danton erfuhr,

befahl vor Tagesanbruch, die angesagte Musterung abzustellen. La Fayette brachte die Nacht in seiner Wohnung unter dem Schutze einer aus Nationalgardisten bestehenden Ehrenwache zu. Er reiste den Tag darauf traurig ab, um wieder zu seiner Armeee zurückzukehren. Er war der Versammlung gegenüber ein General, dessen Einfluß durch keine glänzenden Siege sich unwiderstehlich geltend machen konnte, den Truppen gegenüber ein Parteihaupt ohne Ansehn, und seine unnütze Reise nach Paris setzte ihn in den Augen der Nation herab. Was seine Gegenwart in Paris nicht hatte bewerkstelligen können, versuchte er durch seine Briefe zu erlangen. Als er wieder abreiste, schrieb er an die Versammlung einen Brief, der heilsame Rathschläge und muthvolle Ermahnungen enthielt. Er drohte darin nachdrücklich den Aufrührern. Diese brieflichen Staatsstreiche, die darin bestanden, daß Schreiben auf eine Tribune niedergelegt wurden, blieben, wie nicht anders kommen konnte, ohne Erfolg. Mit der Hand auf dem Degen muß ein General mit den Parteien verhandeln. Von ihnen wird nichts erlangt, was ihnen nicht entrissen wird. Vergniaud, Brissot, Gensonné, Guadet hörten diese Dictators-Briefe mit verächtlichem Lächeln an. Was sie nicht von seinem Degen befürchtet hatten, befürchteten sie auch nicht von seiner Feder.

VII.

Diese Reise La Fayette's nach Paris war der einzige Versuch die Dictatur zu erlangen, den er während seines Lebens bemerkbar werden ließ. Der Beweggrund war edel, die Gefahr groß, die Mittel nichtssagend. Von diesem Tage an nahm La Fayette, nachdem er bei einem offen gethanen Schritte keinen Erfolg gehabt hatte, seine Zuflucht zu geheimen Umtrieben. Alle seine Gedanken richteten sich jetzt darauf, den König zu retten und ihm zu seiner Entweichung aus dem Palast, in welchem er ihn zwei Jahre lang wie einen Gefangnen bewacht hatte, zu verhelfen. Dieser Plan war mit La Fayette's ganzem Leben in Einklang, das darin bestanden hatte, das Gleichgewicht zwischen dem Volke und dem Könige auf solche Weise zu erhalten, daß er mit Hülfe des einen Theils den andern beherrschte, und zwischen den

Parteien die Freiheit erstehen zu lassen. Mirabeau hatte eine Ahnung von der Politik seines Gegners gehabt. „Trauen Sie La Fayette nicht,“ hatte er der Königin in den letzten Zusammenkünften, die er mit ihr gehabt hatte, gesagt, „wenn er jemals den Befehl über die Armee führt, so möchte er gern den König in seinem Zelte behalten.“ La Fayette selbst verhehlte nicht seine ehrgeizige Absicht, ein solches Protectorat über Ludwig XVI. auszuüben. In der nämlichen Zeit, in der er mit ganzer Seele nur für das Wohl des Köngs zu sorgen schien, schrieb er an seinen Vertrauten Lacolombe: „Was die Freiheit anbetrifft, so verlasse ich mich weder auf den König, noch auf irgend Jemand; und wenn er den Souverain spielen wollte, so würde ich gegen ihn kämpfen, wie 89, sonst kann man reden.“

Er ließ dem Könige zwei verschiedne Pläne, ihn aus Paris zu entführen und mitten in die Armee zu bringen, vorschlagen. Der erste Plan sollte am Jahrestag des Bundesfestes, am 14. Juli, seine Ausführung finden. La Fayette würde sich mit Luckner aufs neue nach Paris verfügen. Die Generale würden den König mit zuverlässigen Truppen umgeben. La Fayette würde zu den auf dem Marsfelde vereinigten Bataillonen der Nationalgarde sprechen und den König befreien, indem er ihn mit bewaffneter Begleitung aus Paris führen würde. Der zweite Plan bestand darin, La Fayette's Truppen bis auf zehn Meilen von Compiègne heranmarschiren zu lassen. La Fayette würde von da aus zwei Reiterregimenter, auf die er sich verlassen zu können glaubte, nach Compiègne beordern. Er selbst würde Tags vorher in Paris anlangen und den König in die Versammlung begleiten. Der König würde erklären, daß er im Einverständniß mit der Constitution, die ihm erlaubte zehn Meilen von der Hauptstadt seinen Aufenthalt zu nehmen, sich nach Compiègne begebe; einige von dem General bereit gehaltne und um den Saal herum aufgestellte Cavallerieabtheilungen würden den König begleiten und seine Abreise sichern. In Compiègne würde sich der König in der Mitte von La Fayette's Regimentern in Sicherheit befinden; er würde von dort aus der Versammlung Vorstellungen machen und frei und ohne Zwang die Constitution aufs neue be-

schwören. Dieser Beweis der aufrichtigen Gesinnung des Königs würde ihm alle Gemüther wieder zuführen und Thron und Constitution wieder befestigen. Ludwig XVI. würde unter dem Zurufe des Volkes wieder in Paris einziehen. Diese Träume einer Restauration, die auf eine solche Umkehr der Meinung sich stützten, waren solcher Staatsstreiche würdig, die selbst nur Schatten wirklicher Staatsstreiche waren. Mirabeau, Barnave, La Fayette glichen sich alle, wenn sie Pläne zu einer monarchischen Restauration machten. Sie sind überaus mächtig, wenn es den Angriff gilt, von Trugbildern der Einbildungskraft abhängig, wenn sie vertheidigen wollen; um zu zerstören, haben sie das Volk, um wieder aufzubauen, haben sie nur Träume.

VIII.

Diese Pläne wurden einen Augenblick besprochen und dann einer nach dem andern vom Könige zurückgewiesen. Er befand sich im Mittelpunkte und sah sehr wohl die Unausführbarkeit der vorgeschlagnen Mittel ein. Er traute nicht der Reue eines ehrgeizigen Charakters, der ihm die Hand, welche an seiner Erniedrigung Schuld gewesen war, zu seiner Rettung darbot. In La Fayette's Lager gehn, hieß so viel, als eine abhängige Stellung mit einer andern vertauschen. „Wir wissen recht gut," sagten Ludwig's XVI. Freunde, „daß La Fayette den König retten wird, aber er wird nicht die Monarchie retten."

Die Königin, deren hohes Selbstgefühl ihrem Muthe gleich kam, hielt es für die tiefste Erniedrigung, die ihr zu Theil werden könnte, ihr Leben von der Barmherzigkeit dessen abhängen zu lassen, der ihren Stolz so sehr gedemüthigt hatte. Von allen Männern ihrer Zeit war La Fayette derjenige, den sie am meisten verabscheute, denn er war für sie die erste Gestalt der Revolution gewesen. Die Andern bedrohten sie ohne Zweifel. La Fayette demüthigte sie. Sie wollte lieber Gefahren ausgesetzt sein, als Erniedrigung ertragen; sie lehnte Alles ab. Außerdem machten sie ihre geheimen Verbindungen mit Danton sicher. Die Mäßigung, welche das Volk ungeachtet der Beleidigungen einiger Wüthenden am 20. Juni bewiesen, hatte ihre Besorgniß verschwinden

lassen, daß das Leben des Königs gefährdet werden könne. Sie glaubte vermittelst geheimnißvoller Agenten die großen Demagogen leiten zu können. Sie wurde in Bezug auf einige unter ihnen getäuscht. Daher kamen die Gerüchte, welche damals über Robespierre, über Santerre, über Marat selbst im Umlauf waren. Sie hatte kurz vorher Danton hundertundfunfzigtausend Francs übergeben lassen, um durch Geldvertheilungen den Einfluß dieses Redners auf das Volk der Vorstädte noch zu befestigen. Selbst die Prinzessin Elisabeth rechnete zuversichtlich auf Danton. Sie sah mit Wohlgefallen auf diesen Vertreter der volksthümlichen Kraft, den sie durch Geld an ihren Bruder gefesselt glaubte. „Wir fürchten nichts," sagte sie insgeheim zu ihrer Vertrauten, der Marquise von Raigecourt, „Danton ist mit uns." Die Königin erwiderte einem Adjutanten La Fayette's, der sie beschwor, im Lager der Truppen eine Zuflucht zu suchen: „Wir sind Ihrem Generale sehr verpflichtet für seine Absichten, aber was für uns das Beste ist, ist ein Vierteljahr lang in einem Thurme eingeschlossen zu bleiben."

In der Aeußerung der Prinzessin Elisabeth liegt die Erklärung, warum am 10. August die königliche Familie ohne Widerstand die Tuilerien verließ und warum sie in den Thurm des Tempels gebracht wurde. Danton kannte die Gedanken der Königin und die Königin rechnete in Bezug auf diese vorübergehende Gefangenschaft des Königs auf Danton. Wenn einmal ein Protector nöthig war, so war ihr Danton lieber als La Fayette.

IX.

Selbst die Girondisten hatten zu dieser Zeit geheime Verbindungen mit dem Hofe. Aber wenn auch der Patriotismus und der Ehrgeiz die Männer dieser Partei dazu brachte, ein solches Einverständniß einzugehen, so war dabei doch keine Spur von Bestechlichkeit zu finden. Guadet, den der Hof am meisten unter diesen Rednern fürchtete, sollte bestochen werden, aber er wies solche Anträge unwillig zurück. Die uneigennützige Gesinnung republikanischer Tugend des Alterthums ließ diese jungen Männer über solche Ver-

suchung erhaben sein. Durch Ruhm, durch Mitleid konnten sie verführt werden, aber niemals durch Gold.

Guadet war in seinem zwanzigsten Jahre schon politischer Redner. Die beißende Opposition, die er stets gemacht, hatte zur Folge gehabt, daß ihm der Titel eines Advokaten am Parlamente zu Bordeaux verweigert worden war. Später machten ihn seine Reden berühmt. Diese Berühmtheit lenkte die Aufmerksamkeit der Volkspartei auf ihn. Seine Wahl entriß ihn dem Familienleben und den Armen seiner jungen Frau, die er kurz vorher geheirathet hatte. Die politische Bewegung brachte ihn auf die Rednerbühne. Seine Beredsamkeit war weniger glänzend, als die Vergniaud's, brachte aber eben so schreckliche Schläge bei. Ebenso rechtlich wie dieser, aber schroffer, wurde er weniger bewundert, aber mehr gefürchtet. Der König, der Guadet's Einfluß auf die Gemüther kannte, wollte ihn durch Beweise des Vertrauens, die so leicht ein edles Herz verführen, an sich fesseln. Die Girondisten schwankten noch zwischen der Monarchie und der Republik. Der Demokratie ergeben, waren sie bereit, ihr unter der Form Dienste zu erweisen, die es ihnen am schnellsten möglich machte, sie zu leiten.

Guadet willigte ein, sich zu einer geheimen Zusammenkunft in die Tuilerien zu begeben. Das Dunkel der Nacht verbarg sein Vorhaben. Eine geheime Thüre und eine verborgne Treppe ließen ihn in ein Gemach kommen, wo der König und Marie Antoinette allein auf ihn warteten. Ludwig's XVI. Einfachheit und Gutmüthigkeit besiegten stets bei der ersten Annäherung die politischen Vorurtheile der redlichen Männer, die mit ihm zusammenkamen. Der König empfing Guadet, wie man sich einer letzten Hoffnung hingibt. Er schilderte ihn das Schreckliche seiner Lage als König und vorzüglich als Gatte und als Vater. Die Königin vergoß Thränen im Beisein des Deputirten. Die Unterhaltung dauerte bis spät in die Nacht. Rathschläge wurden verlangt, gegeben, vielleicht nicht befolgt. Aufrichtige Gesinnung herrschte auf beiden Seiten, nicht aber Beständigkeit und Entschlossenheit. Als Guadet im Begriff stand sich wegzubegeben, fragte ihn die Königin, ob er nicht den Dauphin sehen wollte; hierauf nahm sie selbst eine Kerze vom Kamin und führte ihn in eine Kammer, wo der junge

Prinz im Bette lag. Das Kind schlief. Seine einnehmenden Gesichtszüge, sein ruhiger Schlaf in einem von solchen Sorgen heimgesuchten Palaste, daneben eine junge Mutter, die Königin von Frankreich, die sich gleichsam hinter der Unschuld ihres Kindes barg, um das Mitleiden eines Feindes des Königthumes zu erregen, ließen Guadet Rührung empfinden. Er strich mit der Hand die Haare weg, die auf das Gesicht des Dauphin gefallen waren, und küßte ihn auf die Stirn, ohne ihn aufzuwecken. „Erziehen Sie ihn für die Freiheit; sie ist die Bedingung seines Lebens," sagte Guadet zur Königin und zerdrückte verstohlen eine Thräne in seinem Auge.

So ist im Herzen des Menschen die Natur mächtiger, als der Parteigeist. Welch ein seltsames Schauspiel gibt das Schicksal der Geschichte in diesem Zimmer, in dem ein Kind schläft und welches eine Königin mit eigner Hand erleuchtet. Der Mann, der weinend die Stirn dieses jungen Königs küßt, ist einer von Denen, die ihm neun Monate später die Krone entreißen und das Leben seines Vaters dem Volke überlassen. Welch' ein Abgrund ist das Verhängniß! Welch' eine Nacht die Zukunft! Welcher Hohn des Geschickes lag nicht in Guadet's Kusse. Er ging eben so ergriffen weg, als wenn er diese Falle schon vor sich erblickte. In seinem Innern stritt sein Gefühl mit seinen politischen Ansichten. So ist der Mensch beschaffen. Er möge sein Leben in Acht nehmen!

Achtzehntes Buch.

I.

Kaum war La Fayette wieder im Lager angekommen, so schrieb er einen dritten Brief an die Versammlung. Dieser Brief, der eben so unnütz und erfolglos war wie die Schritte, welche er gethan, wurde mit Gleichgültigkeit angehört. „Ich wundere mich, sagte Isnard, daß die Versammlung diesen aufrührerischen Soldaten noch nicht von ihren Schranken aus nach Orleans geschickt hat.“

Bei den Jacobinern schien der Kampf zwischen Robespierre und den Girondisten eine Zeit lang an Lebhaftigkeit verloren zu haben. Nur in Beleidigungen gegen den Hof und in Drohungen gegen La Fayette wetteiferten sie mit einander. Die Vorfälle am 20. Juni hatten ihren Haß nicht ersticken können. Die Unthätigkeit der Armeen, die an den Grenzen wachsenden Gefahren, die zweideutige Stellung La Fayette's, der Rückzug Luckner's, der als sein Mitschuldiger angesehen wurde, steigerten den Unwillen und die Besorgniß der Patrioten. Robespierre fuhr fort, sich von der Bewegung fern zu halten, er ließ sich mit keiner der heftigen Parteien in eine Verbindung ein, die ihm hätte Schaden bringen können, und verlor sich in allgemeinen Betrachtungen über die öffentlichen Angelegenheiten. Die Gefahren beobachten, untersuchen, dem Volke anzeigen, war

die einzige Rolle, die er annahm. Seine Popularität war groß, aber kalt und verständig, wie diese Rolle.

Ungeduldiges Gemurmel unterbrach oft die langen Reden, welche er von der Rednerbühne der Jacobiner herab hielt. Er ertrug, ohne zu wanken, solche bittre Demüthigung. Er verließ sich auf die Veränderlichkeit der öffentlichen Meinung, und ein innerer Sinn schien ihn voraussehen zu lassen, daß bei diesem Zusammenstoß entgegenstehender und ungeordneter Regungen der Unerschütterlichste und der Geduldigste die Oberhand behalten würde. Danton machte bei den Cordeliers schreckliche Anträge und suchte seine Stärke in übertriebenen heftigen Ausfällen gegen den Hof. Er verbarg auf diese Weise seine Verbindungen mit dem Schlosse. „Ich nehme es über mich, rief er, einen verderbten Hof in Schrecken zu setzen. Er zeigt sich nur so kühn, weil wir zu furchtsam gewesen sind. Das östreichische Haus hat von jeher Frankreich Unglück gebracht. Fordert ein Gesetz, das den König zwingt seine Frau zu verstoßen und, mit aller ihr schuldigen Schonung und Rücksicht auf ihre Sicherheit, nach Wien zurückzuschicken!“ Das hieß die Königin durch den Haß retten, der gegen sie gehegt wurde.

Brissot, der so lange mit La Fayette befreundet gewesen, gab ihn endlich dem Zorne der Jacobiner preis. „Dieser Mann hat endlich seine Maske abgelegt, sagte er; vom Ehrgeize verblendet, stellt er sich als Protektor hin. Diese Kühnheit wird ihm den Untergang bringen. Was sage ich! Sie hat ihm schon den Untergang gebracht. Zur Zeit, wo Cromwell zu dem englischen Parlamente als Gebieter sprechen zu können glaubte, war er von einer Armee von Fanatikern umgeben und hatte Siege davongetragen. Wo sind La Fayette's Lorberen? Wo sind seine Anhänger? Wir werden ihn für seinen Uebermuth züchtigen, und ich werde seinen Verrath beweisen. Ich werde beweisen, daß er eine Art von constitutioneller Aristokratie errichten will; daß er sich mit Luckner verabredet hat; daß er zu Paris mit Petitionen die Zeit verloren hat, die er dazu hätte anwenden können, auf der Grenze Siege zu erfechten. Laßt uns nichts von unsern Spaltungen befürchten. Was mich betrifft, fügte er hinzu, indem er sich zu Robes-

pierre wandte, so erkläre ich: daß ich alles Vorgefallne vergesse! — Und ich, antwortete Robespierre, der einen Augenblick nachgiebig wurde: ich habe aus dem Eindrucke, den diesen Morgen Guadet's Rede in der Versammlung auf mich gemacht hat, und aus dem Vergnügen, welches ich jetzt, wo ich Brissot höre, empfinde, ersehen, daß Vergessenheit des Geschehnen und Eintracht auch meinem Herzen nicht fremd sind. Wir wollen uns alle vereinigen, um La Fayette anzuklagen."

II.

Petitionen der verschiednen Sektionen von Paris, die in nachdrücklichem Tone und in Robespierre's, Danton's und Brissot's Sinne abgefaßt waren, verlangten, es solle gegen La Fayette mit der größten Strenge eingeschritten und ein Gesetz in Bezug auf die Gefahr des Vaterlandes erlassen werden. La Fayette, der die Revolution mit seinem Degen bedroht hatte, hatte ihre Wuth nur noch mehr erweckt. „Thut einen großen Streich, sagten die patriotischen Petitionäre, verabschiedet den Generalstab der Nationalgarde, dieser Municipalfeudalität, in der noch La Fayette's verrätherischer Sinn lebendig ist und die den Patriotismus verdirbt."

Das Volk rottete sich aufs neue in den öffentlichen Gärten zusammen. Ein Haufen zog vor La Fayette's Haus und verbrannte einen Freiheitsbaum, den die Offiziere ihrem General zu Ehren vor dasselbe gepflanzt hatten. In jedem Augenblick fürchtete man einen neuen Aufstand der Vorstädte. Péthion richtete an die Bürger doppelsinnige Proklamationen, in denen sich hinterlistige Anreizungen gegen den Hof mit den väterlichen Ermahnungen des öffentlichen Beamten vermischten. Der König bestätigte die Verfügung, welche Péthion seines Amtes als Maire von Paris entsetzte. Die Aufrührer wurden ungehalten darüber, daß sie ihren Mitschuldigen verlieren sollten. Péthion's Popularität wurde zu einer wahren Wuth. Der Ruf: Péthion oder der Tod! war die Erwiderung auf seine Entsetzung. Die Nationalgardisten und die Sansculottes schlugen sich im Palais Royal. Die Föderirten der Departements kamen in einzelnen Abtheilungen an und verstärkten die zu Paris. Die

Zuschriften der Departements und der Städte, welche von den Deputationen dieser Föderirten überbracht wurden, waren Ausdruck des Zornes der Nation. „König der Franzosen, lies und lies wieder Roland's Brief! Wir kommen, um alle Verräther zu bestrafen! Frankreich muß in Paris sein, um alle Feinde des Volks daraus zu verjagen! Der Ort der Zusammenkunft ist an den Mauern deines Palastes. Dahin wollen wir ziehen," sagten die Föderirten von Brest.

Der Minister des Innern verlangte von der Versammlung Gesetze gegen diese aufrührerischen Versammlungen. Die Versammlung antwortete darauf mit der Bestätigung dieser lärmenden Zusammenkunft in Paris und mit dem Beschlusse, daß die Nationalgardisten und die Föderirten, welche sich hinbegäben, bei den Bürgern Wohnung finden sollten. Der König war eingeschüchtert und bestätigte diesen Beschluß. Es wurde verfügt, ein Lager bei Soissons zu errichten. Die Straßen füllten sich mit Leuten, die nach Paris zogen. Luckner räumte ohne Schwertstreich Belgien. Im ganzen Lande wurde von Verrath gesprochen. Strasburg verlangte Verstärkungen. Der Prinz von Hessen, ein verbannter Revolutionair, in französischen Diensten, schlug der Versammlung vor, er wolle Strasburg vertheidigen und seinen Sarg auf den Wällen vor sich hertragen lassen, um an seine Pflicht erinnert zu werden und sich keine andre Aussicht, als den Tod übrig zu lassen. Siéyès verlangte, es solle in den dreiundachtzig Departements das Zeichen der Gefahr des Vaterlandes aufgerichtet werden. „Tod der Versammlung, Tod der Revolution, Tod der Freiheit, wenn die Guillotine von Orleans nicht La Fayette richtet!" so riefen einstimmig alle Jacobiner.

III.

Die Aeußerungen solcher Gesinnungen versetzten die Versammlung in erschütternde Aufregung. Endlich erhob sich in ihrer Mitte einer von den bedeutenden Männern, welche die Stimme eines ganzen Volkes in sich zusammenzufassen und den herrschenden Leidenschaften den Glanz und die mächtige Gewalt des Genies mitzutheilen vermögen. Vergniaud nahm in der Sitzung vom 3. Juli das Wort;

er zeigte zum ersten Male die ganze Stärke seiner Beredsamkeit und verlangte, wie Siéyès, sein Berather und sein Freund, das Vaterland solle in Gefahr erklärt werden.

Vergniaud war bis dahin nur bered gewesen; an diesem Tage wurde seine Stimme die Stimme des Vaterlandes. Sie blieb es, bis sie in seinem Blute erstickt wurde. Er gehörte zu den Männern, die nicht lange Zeit dazu brauchen, um in einer Versammlung groß dazustehen. An dem Tage, wo die Begebenheiten ihnen ihre Stelle anweisen, erscheinen sie groß, erscheinen sie allein. Vergniaud war wenige Monate vorher nach Paris gekommen. Unbekannt, bescheiden, ohne Geltung, ohne Vorgefühl seiner Bestimmung, hatte er sich mit drei seiner Kollegen aus dem Süden in einem ärmlichen Zimmer in der Straße des Jeuneurs eingemiethet und dann eine Wohnung in einem von den Tivoligärten umgebnen Gartenhause der Vorstadt genommen. Die Briefe, welche er an seine Familie schrieb, gehen auf die kleinlichsten Einzelnheiten seiner Lebensweise ein. Er hat Noth, um zu leben. Mit genauer Sparsamkeit berechnet er die geringsten Ausgaben. Einige Louisdor, die er von seiner Schwester erhalten hat, scheinen ihm hinreichend, um für lange Zeit seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Er schreibt, man möge ihm auf dem wohlfeilsten Wege etwas Wäsche schicken. Er denkt nicht an Vermögen, nicht einmal an Ruhm. Er nimmt die Stellung ein, die ihm die Pflicht anweist. Seine patriotische Einfachheit erschreckt vor der Sendung, mit der ihn Bordeaux beauftragt. Eine des Alterthums würdige Rechtlichkeit macht sich in den vertraulichen Mittheilungen bemerkbar, welche der Briefwechsel mit seiner Familie enthält. Seine Familie hat Etwas von den Ministern zu erlangen. Er weigert sich Schritte für sie zu thun, denn er fürchtet, wenn er Ausübung der Gerechtigkeit verlangt, möchte es den Anschein haben, als fordere er eine Gunstbezeigung. „In dieser Hinsicht habe ich mich von meinem Zartgefühl leiten lassen, ich habe mir selbst dieses Gesetz gegeben," sagt er seinem Schwager Alluaud von Limoges, der ein zweiter Vater für ihn war.

Alle vertraulichen Mittheilungen zwischen Vergniaud, seiner Schwester und seinem Schwager drücken Einfachheit,

Zärtlichkeit und häuslichen Sinn aus. Die Eigenschaften des öffentlich auftretenden Mannes finden ihren Grund in der Sittenreinheit des Privatlebens. Vergniaud's Gesinnungen, wie er sie in den Beziehungen des Familienlebens zeigt, tragen keine Spuren von Parteigeist, von republikanischem Fanatismus, von Haß gegen den König an sich. Er spricht mit Rührung von der Königin, mit Mitleiden von dem Könige. „Das zweideutige Betragen des Königs, schrieb er um diese Zeit, läßt die uns und ihm selbst drohenden Gefahren sich vermehren. Es ist mir versichert worden, daß er heute in die Versammlung kommt. Wenn er sich nicht mit Bestimmtheit ausdrückt, so zieht er sich irgend eine große Katastrophe zu. Er muß sich viel Mühe geben, um so manchen falschen Schritt, der ihm als Verrath angerechnet wird, vergessen zu machen." Später geht er vom Mitleiden über den König auf seine eignen häuslichen Verhältnisse über: „Ich habe kein Geld, schreibt er, meine frühern Gläubiger in Paris suchen mich auf; ich zahle ihnen jeden Monat etwas ab; die Miethen sind theuer; es ist mir unmöglich, Alles zu bezahlen." So wußte der Mann, dessen Wink einen Thron umstürzte, kaum, wo er in dem Lande, das er zu erschüttern in Begriff war, sein Haupt niederlegen sollte.

IV.

Vergniaud war mit Turgot's, damaligen Intendanten des Limousin, Unterstützung im Jesuitenkollegium erzogen worden und nach Vollendung seiner Studien in das Seminar eingetreten. Aus Frömmigkeit wollte er Priester werden. Als er den letzten Schritt thun sollte, trat er zurück und begab sich wieder zu seiner Familie. Er liebte die Einsamkeit und war zu Traurigkeit geneigt; seine Einbildungskraft führte ihn erst zur Dichtkunst, ehe sie seine Beredsamkeit entstehen ließ. Er brauchte sein Genie, ohne es zu kennen, gleichsam wie ein Spielzeug. Zuweilen schloß er sich in sein Zimmer ein und hielt aus dem Stegreife Reden über Katastrophen, die er erdachte, als ob er zu einem Volke spräche. Eines Tages hörte ihn sein Schwager, vor der Thüre stehend, mit an. Er ahnete, daß er zu

dem Ruhme seiner Familie beitragen könnte, und schickte ihn nach Bordeaux, um die Rechte zu studiren.

Vergniaud wurde an den Präsidenten Dupaty empfohlen, einen berühmten Schriftsteller und bereden Parlamentsredner. Dupaty ahnete, daß Vergniaud ein großer Mann werden würde. Er faßte Zuneigung zu ihm, nahm ihn unter seinen Schutz, zog ihn in seine Nähe und ließ ihn unter seinen Augen arbeiten. Es gibt Verwandtschaften des Genies, wie es Verwandtschaften des Blutes gibt. Der berühmte Mann wurde der Waise ein geistiger Vater. Dupaty's Sorge für Vergniaud erinnerte an die Verhältnisse Hortensius' und Cicero's im Alterthume. „Ich habe den Unterhalt Ihres Schwagers bezahlt, schrieb Dupaty an Alluaud und werde es auch noch für die folgenden Jahre thun. Ich werde ihm selbst für sein erstes Auftreten Processe auswählen und übertragen; er hat nur Zeit nöthig; eines Tages wird er seinem Namen Ehre machen. Helfen Sie ihm, die nothwendigsten Sachen sich anzuschaffen. Er hat noch keinen Anzug für den Justizpalast. Ich schreibe an seinen Onkel, um auf seine Freigebigkeit Anspruch zu machen; ich hoffe, daß wir von ihm einen Anzug erlangen werden. Im Uebrigen verlassen Sie sich auf mich und vertrauen Sie darauf, daß ich an seinem Unglück und an seinen Talenten den regsten Antheil nehme."

Vergniaud rechtfertigte bald die Erwartungen seines berühmten Freundes. Bei Dupaty fand er Gelegenheit, sich die strengen Tugenden des Alterthums, ebenso wie die majestätische Beredsamkeit des römischen Forums anzueignen. Wenn er als Advokat auftrat, merkte man, daß ihm auch die Eigenschaften eines Bürgers nicht fehlten; seine rechtlichen Gesinnungen gaben seinen Worten Ansehen und Gewissenhaftigkeit. Kaum hatte er einige geringe Einnahmen als Advokat gehabt, so gibt er Alles wieder weg und verkauft das kleine Besitzthum, was ihm von seiner Mutter zugefallen war, um die Schulden seines verstorbnen Vaters zu bezahlen. Er opfert Alles auf, was er besitzt, um sein Andenken wieder zu Ehren zu bringen, und langt fast bedürftig in Paris an. Seine beiden Freunde, Boyer-Fonfrède und Ducos von Bordeaux, empfangen ihn wie einen Gast in ihrem Hause. Vergniaud, der sich, wie alle Männer,

die einer in ihnen wohnenden großen Kraft sich bewußt sind, wenig um die Mittel bekümmerte, die ihn erheben konnten, arbeitete wenig und verließ sich auf den Zufall und auf seine Natur. Unglücklicher Weise war er nicht sehr regsam, liebte es, bequem zu ruhen und sich dem nachlässigen Wesen seines Alters und seines Geistes hinzugeben. Man mußte ihn heftig anregen, um ihn aus seiner Unthätigkeit aufzuwecken und auf die Rednerbühne oder zu den Berathungen zu treiben. Für ihn gab es, wie für den Morgenländer keinen Uebergang vom Müssiggange zum Heldenmuthe. Thätiges Handeln riß ihn mit fort, ermüdete ihn aber bald. Er fiel in die Träumerei des Talentes zurück.

Brissot, Guadet, Gensonné zogen ihn mit zu Madame Roland. Sie fand ihn nicht männlich und nicht ehrgeizig genug, um ganz mit ihr übereinstimmen zu können. Sein südliches Temperament, sein Geschmack führten ihn immer wieder aufs neue zu einer weniger strengen schönen Frau, Madame Simon-Candeille, Schauspielerin am Théâtre-français. Er hatte für sie unter fremdem Namen einige Auftritte des damals berühmten Trauerspiels, die schöne Pächterin, geschrieben. Die junge Frau, die zu gleicher Zeit Dichterin, Schriftstellerin, Schauspielerin war, entwickelte in diesem Trauerspiele Alles, was in ihrem Gemüthe, ihrem Talente, ihrer Schönheit Bezauberndes lag. Vergniaud ließ sich gleichsam von Musik, dramatischer Kunst, von Vergnügungen, die dieses Künstlerleben mit sich brachte, berauschen, er beeilte sich, seine Jugend zu genießen, als ob er ein Vorgefühl davon hätte, daß sie nicht lange dauern würde. Er war von nachdenkendem Wesen und seine Gewohnheiten zeugten von Trägheit. Er stand mitten am Tage auf; er schrieb wenig und auf einzelne Blätter; er legte dabei das Papier auf die Knie, wie ein Mann, der eilig ist und mit der Zeit kargt; er machte seine Reden langsam, während seiner träumerischen Stunden; er behielt sie mit Hülfe kurzer Notizen im Gedächtniß; ohne sich zu übereilen, ging er mit seiner Beredsamkeit um, wie der Soldat mit seinen Waffen, welche er während der ihm vergönnten Rast glänzend macht. Er wollte, daß seine Streiche nicht allein tödtlich, sondern auch glänzend sein sollten; er trachtete ebenso nach Kunst, wie nach Politik. War der Streich

gefallen, so überließ er die Wirkung dem Schicksal und sich selbst aufs neue wieder dem Müssiggange. Er war nicht ein Mann, der in jeder Stunde auftrat, sondern ein Mann, der für große Tage paßte.

V.

Vergniaud war von mittlerer Gestalt. Er war stark und untersetzt und hatte eine sichere Haltung, wie die Bildsäule eines Redners; es ließ sich daran der Wortkämpfer erkennen; seine Nase war stark und nicht lang, seine etwas dicken Lippen gaben seinem Munde keine plumpe Form; man sah, daß sie dazu gebildet waren, die Worte hervorfluthen zu lassen, wie die Lippen eines Tritonen an einer großen Quelle; seine schwarzen blitzenden Augen schienen unter hervorstehenden Augenbrauen heraustreten zu wollen. Die breite Fläche seiner Stirne war wie ein Spiegel, der den Verstand widerstrahlt; seine dunkeln braunen Haare folgten den Wendungen seines Kopfes, wie die Mirabeau's. Pockennarben zeichneten sein Gesicht, wie die Spuren, welche der feine Spitzhammer des Steinhauers auf dem halbfertigen Marmor zurückläßt. Seine blasse Gesichtsfarbe war von der Art, daß sie auf tiefe Seelenerschütterungen hindeutete. Wenn er ruhig war, würde ihn Niemand unter der Menge bemerkt haben. Er würde mit dem großen Haufen vorübergezogen sein, ohne unangenehm aufzufallen oder sich sonst dem Auge bemerkbar zu machen. Aber, wenn sein geistiges Wesen auf sein Gesicht überströmte, wie das Licht auf eine Bildsäule, so verlieh der Ausdruck, der seine Züge belebte, allen insgesammt etwas Ideales, Erhabnes und Schönes, welches, einzeln genommen, keiner zeigte. Die beweglichen Muskeln seiner Augenbrauen, seiner Schläfen, seiner Lippen formten sich nach seinen Gedanken und ließen seine Physiognomie mit denselben Eins werden; es war die Transfiguration des Genies. In seinen Reden zeigte sich Vergniaud, wie er wirklich war. Das Fußgestell seiner Schönheit war die Rednerbühne. Wenn er von derselben herabgestiegen war, wurde sie unbemerkbar: der Redner war nur noch ein Mensch.

VI.

Das war der Mann, der am 3. Juli mit dem Ausdrucke der Bestürzung und des Zorns auf die Rednerbühne der Nationalversammlung stieg und, ehe er sprach, einen Augenblick die Hand vor die Augen hielt und sich nachdenkend sammelte. Das Zittern seiner Stimme bei den ersten Worten, der dumpfe Ton derselben, der tiefer war wie gewöhnlich, seine niedergeschlagne Haltung, der traurige und kräftige Ausdruck seiner Züge zeigten an, daß er in seinem Innern gegen einen verzweifelten Entschluß angekämpft hatte, und machten die Versammlung für einen dem Aeußern des Redners entsprechenden tiefen und unheimlichen Eindruck empfänglich. Es war einer von den Tagen, wo man auf Alles gefaßt ist.

„In welcher sonderbaren Lage, sprach Vergniaud mit gedämpfter Stimme, befindet sich denn die Nationalversammlung? Welches Verhängniß verfolgt uns denn und bezeichnet jeden Tag mit Begebenheiten, die unsre Arbeiten in Unordnung bringen und uns unaufhörlich in die ungestüme Aufregung der Unruhe, der Hoffnungen, der Leidenschaften zurückversetzen? Welches Schicksal läßt in Frankreich dieses schreckliche Aufbrausen der Gemüther stattfinden, bei dem man versucht sein könnte, daran zu zweifeln, ob die Revolution rückwärts schreitet, oder ob sie sich ihrem Ziele nähert? In dem Augenbick, wo unsre Nordarmeen in Belgien Fortschritte zu machen scheinen, sehen wir sie sich plötzlich vor dem Feinde zurückziehen. Der Krieg wird auf unser Gebiet versetzt. Den Belgiern wird von uns nichts übrig bleiben, als die Erinnerung an die Feuersbrünste, welche unsern Rückzug erhellt haben. Am Rheine ziehen sich unaufhörlich die Preußen bei unsern blosgegebnen Grenzen zusammen. Wie kommt es, daß gerade in dem Augenblicke einer für das Bestehen der Nation entscheidenden Krise die Bewegung unsrer Heere gehemmt wird, daß durch eine plötzliche Auflösung des Ministeriums die Bande des Vertrauens zerrissen werden und das Wohl des Reiches dem Zufalle und unerfahrnen Händen überliefert wird? sollte es wahr sein, daß man besorgt, wir möchten siegen? Geizt

man mit dem Blute der Coblenzer Armee oder mit dem unsrigen? Wenn der Fanatismus der Priester uns mit dem Bürgerkrieg und mit dem Einfalle fremder Heere bedroht, welche Absicht haben dann wol Diejenigen, welche mit unbesiegbarer Hartnäckigkeit die Bestätigung unsrer Beschlüsse verweigern lassen? Wollen sie über verlassne Städte, über verwüstete Felder herrschen? Wie viel Thränen, wie viel Elend, wie viel Blut, wie viel Leichen verlangen sie denn, um ihre Rache zu befriedigen? Wo sind wir eigentlich angelangt? Und Sie, meine Herrn, deren Muth die Feinde der Constitution geschwächt zu haben glauben, Sie, deren Gewissen und Rechtlichkeit sie jeden Tag zu beunruhigen suchen, indem sie Ihre Liebe zur Freiheit Parteigeist nennen, als ob Sie vergessen hätten, daß ein despotischer Hof und die feigen Helden der Aristokratie diesen Namen parteisüchtiger Männer den Volksvertretern, die im Ballhause den Schwur leisteten, den Bezwingern der Bastille und allen Denen, welche die Revolution gemacht und unterstützt haben, gaben; Sie, die man nur verleumdet, weil Sie nicht zu der Kaste gehören, welche die Constitution in den Staub geworfen hat, und weil die entarteten Männer, welche mit Bedauern daran denken, nicht mehr die schmähliche Ehre haben zu können, vor ihr zu kriechen, nicht hoffen aus Ihnen Mitschuldige zu machen (Beifallsbezeigungen); Sie, denen man das Volk entfremden möchte, weil man weiß, daß das Volk Ihre Stütze ist, und daß, wenn Sie durch Abfall von seiner Sache von ihm verlassen zu werden verdienten, es leicht wäre, Sie aufzulösen; Sie, die man hat veruneinigen wollen, die Sie aber Ihre Spaltungen und Ihre Streitigkeiten bis nach Beendigung des Krieges verschieben werden und die Sie es nicht so schön finden, einander zu hassen, daß Sie diese teuflische Freude dem Wohle des Vaterlandes vorziehen sollten; Sie, die man mit bewaffneten Petitionen hat in Schrecken setzen wollen, als ob Sie nicht wüßten, daß zu Anfang der Revolution das Heiligthum der Freiheit von den Söldlingen des Despotismus umgeben, Paris von der Armee des Hofes belagert war, und daß diese Tage der Gefahr die Tage des Ruhms für unsre erste Versammlung waren; ich will endlich Ihre Aufmerksamkeit auf den Zustand der Krise lenken, in welchen

wir uns befinden. Die Unruhen im Innern haben zwei Ursachen: aristokratische Umtriebe, Priesterumtriebe. Alle haben denselben Zweck, die Gegenrevolution.

VII.

„Der König hat Ihrem Beschlusse in Bezug auf religiöse Unruhen seine Bestätigung verweigert. Ich weiß nicht, ob der unheimliche Geist der Medicis und des Kardinals von Lothringen noch in den Gängen der Tuilerien umherirrt, und ob der Sinn des Königs von den sonderbaren Ideen, die man ihm beibringt, getrübt wird; allein, ohne ihm eine Beleidigung anzuthun und ohne ihn anzuklagen, daß er der gefährlichste Feind der Revolution sei, ist es nicht erlaubt, zu glauben, daß er die verbrecherischen Versuche des Priesterehrgeizes durch Straflosigkeit ermuthigen und den übermüthigen Anhängern der dreifachen Krone die Gewalt, mit der sie ebensowol Völker, wie Könige unterdrückt haben, wiedergeben will. Ohne ihm Beleidigung anzuthun und ohne ihn für den grausamsten Feind des Landes zu erklären, ist es nicht erlaubt, zu glauben, daß es ihm Vergnügen mache, die aufrührerischen Bewegungen fortdauern zu lassen und die Unordnungen für alle Zeiten bestehend zu erhalten, welche Frankreich durch den Bürgerkrieg seinem Untergange zuführen würden. Ich schließe hieraus, daß er, wenn er Ihren Beschlüssen widersteht, sich für mächtig genug hält, den öffentlichen Frieden ohne die Mittel, welche Sie ihm darbieten, aufrecht zu erhalten. Wenn also doch der Fall eintritt, daß der öffentliche Friede nicht aufrecht erhalten wird, wenn die Fackel des Fanatismus das Königreich noch in Brand zu setzen droht, wenn religiöse Unruhen immer die Departements heimsuchen, so liegt dies darin, daß die Beamten der königlichen Gewalt selbst die Ursache aller unsrer Uebel sind. Nun denn! sie mögen mit ihrem Kopfe für alle Unruhen haften, zu denen die Religion den Vorwand geben wird! Laßt diese furchtbare Verantwortlichkeit das Ende ihrer Geduld und der Unruhe der Nation sein.

„Ihre Vorsorge für die äußere Sicherheit des Reiches hat Sie den Beschluß der Errichtung eines Lagers bei

Paris fassen lassen. Alle Föderirten Frankreichs sollten am 14. Juli hinkommen und aufs neue den Schwur leisten, frei zu leben oder zu sterben. Der giftige Hauch der Verleumdung hat dieses Vorhaben getroffen. Der König hat seine Bestätigung verweigert. Ich achte die Ausübung eines constitutionellen Rechtes zu sehr, als daß ich Ihnen vorschlagen sollte, die Minister für diese Weigerung verantwortlich zu machen; wenn es aber geschieht, daß vor der Zusammenziehung der Bataillone der Boden der Freiheit entweiht wird, so müssen Sie sie wie Verräther behandeln. Selbst müssen sie dann in den Abgrund geworfen werden, den ihre Sorglosigkeit oder ihre Böswilligkeit auf der Bahn der Freiheit eröffnet hat! Laßt uns die Binde zerreißen, mit welcher Ränkesucht oder Schmeichelei die Augen des Königs bedeckt hat, und ihm das Ziel zeigen, zu welchem ihn treulose Freunde hinführen wollen.

„Im Namen des Königs erheben die französischen Prinzen die europäischen Höfe gegen uns; um die Würde des Königs zu rächen, ist der Vertrag zu Pillnitz geschlossen worden; um den König zu vertheidigen, sieht man die ehemaligen Compagnien der Gardes du Corps sich um die Fahne der Empörung scharen; um dem Könige zu Hülfe zu eilen, treten die Emigrirten in die Reihen der östreichischen Heere und machen sich bereit, das Herz ihres Vaterlandes zu zerreißen, um sich mit diesen tapfern Rittern der königlichen Vorrechte zu vereinigen, verlassen andre ihren Posten, brechen sie ihre Eide, bestehlen sie die Kassen, bestechen sie die Soldaten und suchen so ihre Ehre in Feigheit, Meineid, Zuchtlosigkeit, Diebstahl und Mord. Der Name des Königs endlich erklingt bei allen unglücklichen Vorfällen.

„Nun lese ich in der Constitution: Wenn der König sich an die Spitze einer Armee stellt und sie gegen die Nation führt, oder wenn er sich nicht auf nachdrückliche Weise durch einen bestimmten Act einer solchen Unternehmung widersetzt, so gilt dies soviel, als ob er der königlichen Würde entsagt hätte. Ohne Bedeutung würde es sein, wenn der König antwortete: Es ist wahr, daß die Feinde der Nation vorgeben, nur in der Absicht zu handeln, meine Macht wieder zu erheben; aber ich habe bewiesen, daß ich nicht ihr Mitschuldiger war; ich habe Truppen ausziehen lassen.

Es ist wahr, daß diese Armeen zu schwach waren, aber die Constitution bestimmt nicht, welchen Grad der Stärke ich ihnen geben soll. Es ist wahr, daß ich sie zu spät zusammengezogen habe; aber die Constitution bezeichnet nicht die Zeit, zu der ich sie zusammenziehn sollte. Es ist wahr, daß Reservelager sie hätten unterstützen können, aber die Constitution verpflichtet mich nicht, Reservelager zu bilden. Es ist wahr, daß ich den Generalen befohlen habe, sich zurückzuziehen, als sie auf dem feindlichen Gebiete vorwärts gingen, ohne Widerstand zu finden; aber die Constitution legt mir nicht auf, den Sieg davonzutragen. Es ist wahr, daß die Minister die Nationalversammlung über die Zahl, die Aufstellung und die Verproviantirung der Truppen getäuscht haben, aber die Constitution gibt mir das Recht, meine Minister zu wählen; an keinem Orte befiehlt sie mir, mein Vertrauen den Patrioten zuzuwenden und die Männer, welche für die Gegenrevolution sind, zu entfernen. Es ist wahr, daß die Nationalversammlung Beschlüsse erlassen hat, die für die Vertheidigung des Vaterlandes nothwendig waren, und daß ich mich geweigert habe, sie zu bestätigen; aber die Constitution gestattet mir ausdrücklich ein solches Verfahren. Es ist endlich wahr, daß die Gegenrevolution vor sich geht, daß der Despotismus meinen Händen sein eisernes Scepter wieder übergeben wird, daß ich euch niederwerfen will, daß ihr kriechen werdet, daß ich euch für die Frechheit, frei sein zu wollen, bestrafen werde; aber alles dies geschieht auf constitutionelle Weise. Von mir ist keine Handlung begangen worden, welche von der Constitution verdammt wird. Es ist also nicht erlaubt, an meiner Treue gegen sie und an meinem Eifer für ihre Vertheidigung zu zweifeln (lebhafte Beifallsbezeigungen).

„Wenn es möglich wäre, meine Herrn, daß in der Bedrängniß eines unheilvollen Krieges, in der Unordnung einer von der Gegenrevolution herbeigeführten Umwälzung der König der Franzosen so lächerliche Worte ausspräche; wenn es möglich wäre, daß er mit so beleidigendem Spotte von seiner Anhänglichkeit an die Constitution spräche, hätten wir da nicht das Recht, zu antworten:

VIII.

„O König, der Du ohne Zweifel derselben Meinung bist, wie der Tyrann Lysander, welcher glaubte, daß die Wahrheit nicht mehr werth wäre als die Lüge, und daß man die Männer mit Eiden unterhalten müßte, wie man die Kinder mit Spielzeug aus kleinen Knochen unterhält; der Du Dich nur gestellt hast, die Gesetze zu lieben, um die Gewalt zu bewahren, die Dir dazu dienen konnte, ihnen zu trotzen, die Constitution, damit sie Dich nicht vom Throne stürzte, auf dem Du zu bleiben nöthig hattest, um sie zu vernichten, die Nation, um den Erfolg Deiner Treulosigkeit zu sichern, indem Du ihr Vertrauen einflößtest, glaubst Du uns jetzt noch länger mit heuchlerischen Betheurungen hintergehn zu können? Denkst Du uns über die Ursache unsers Misgeschicks durch listige Entschuldigungen und kühne Sophismen irrige Ansichten beizubringen? Hieße es uns vertheidigen, wenn den fremden Kriegern Streitkräfte gegenüber gestellt wurden, deren unbedeutende Anzahl nicht den geringsten Zweifel darüber aufkommen ließ, daß sie geschlagen werden würden? Hieß es uns vertheidigen, wenn die Vorschläge zurückgewiesen wurden, welche bezweckten, das Reich im Innern zu befestigen und Vorbereitungen zum Widerstande für die Zeit, in der wir schon die Beute der Tyrannen geworden wären, zu treffen? Hieß es uns vertheidigen, wenn ein General nicht entfernt wurde, der die Constitution verletzte, und wenn der Muth derer, die ihr ergeben waren, in Fesseln geschlagen wurde? Hieß es uns vertheidigen, wenn unaufhörlich die Wirkung der Regierung durch eine beständige Desorganisation des Ministeriums gelähmt wurde? Ließ Dir die Constitution die Wahl der Minister zu unserm Glücke oder zu unserm Untergange? Machte sie Dich zum Oberhaupte des Heeres zu unserm Ruhme oder zu unsrer Schande? Gab sie Dir endlich das Recht der Bestätigung, eine Civilliste und soviel große Vorrechte, um auf constitutionelle Weise der Constitution und dem Reiche den Untergang zu bringen? Nein, nein, o Mann, den der Edelmuth der Franzosen nicht hat rühren können; Mann, dem nur die Liebe zum Despotismus hat Gefühl verleihen

können, Du hast nicht den Wunsch der Constitution erfüllt! Sie kann vernichtet werden, aber Du wirst nicht die Frucht Deines Meineids pflücken! Du hast Dich nicht durch eine bestimmte Aeußerung den Siegen entgegengestellt, die in Deinem Namen über die Freiheit davongetragen werden können; aber Du wirst nicht die Frucht dieser unwürdigen Triumphe pflücken. Du bist nichts mehr für diese Constitution, die Du so schmählich verletzt, nichts mehr für dieses Volk, das Du so feig verrathen hast (wiederholte Beifallsbezeigungen).

„Da die Thatsachen, welche ich berührt habe, nicht ohne augenscheinliche Beziehung auf mehrere Handlungen und Berichte des Königs sind; da es gewiß ist, daß die falschen Freunde, welche ihn umgeben, den Verschwornen zu Coblenz sich verkauft haben, und daß sie vor Verlangen brennen, den König ins Verderben zu stürzen, um die Krone irgend einem Oberhaupte ihrer Verschwörungen aufzusetzen; da es für seine persönliche Sicherheit, sowie für die Sicherheit des Staates wichtig ist, daß sein Betragen kein Verdacht treffen kann, so werde ich eine Adresse vorschlagen, die ihm die Wahrheiten, welche ich soeben habe hören lassen, ins Gedächtniß zurückruft und in der ihm bewiesen werden soll, daß die Neutralität, welche er zwischen dem Vaterlande und Coblenz beobachtet, ein Verrath an Frankreich sein würde.

IX.

„Ich gehe noch weiter und verlange, daß Sie erklären, das Vaterland sei in Gefahr. Bei diesem Schreckensrufe werden Sie alle Bürger sich versammeln, die Erde sich mit Soldaten füllen und die Wunderthaten sich erneuern sehen, welche die Völker des Alterthums mit Ruhm bedeckt haben. Sind die wiedergebornen Franzosen von 89 dieses Patriotismus verlustig gegangen? Ist nicht der Tag herangenaht, um die, welche in Rom sind, mit denen zu vereinigen, welche auf dem Mons Aventinus sind? Erwarten Sie, daß schwache Männer, der Mühseligkeiten der Revolution überdrüssig, oder von der Gewohnheit, um ein Schloß herum sich zu zeigen, verderbt, sich daran gewöhnen, von der Freiheit ohne Begeisterung und von der Sklaverei ohne Abscheu

zu reden! Was wird vorbereitet? Will man die Militairherrschaft herstellen! Der Hof steht im Verdachte, treulose Pläne zu hegen; er läßt von militairischen Bewegungen, vom Martialgesetz sprechen; er gewöhnt die Einbildungskraft an das Blut des Volkes. Der Palast des Königs der Franzosen hat sich plötzlich in ein festes Schloß verwandelt. Wo sind indeß die Feinde! Gegen wen werden diese Kanonen und diese Bajonnette gerichtet! Die Freunde der Constitution sind vom Ministerium zurückgewiesen worden. Die Zügel der Regierung bleiben dem Zufall überlassen und zwar zu einer Zeit, wo ebenso viel Kraft, als Patriotismus zu ihrer Führung nöthig ist. Ueberall wird Zwietracht genährt. Der Fanatismus triumphirt. Die stillschweigende Beistimmung der Regierung steigert die Kühnheit der fremden Mächte, welche Heere und Ketten gegen uns entsenden, und erkältet die Theilnahme der Völker, die insgeheim Wünsche für den Triumph der Freiheit thun. Die feindlichen Cohorten setzen sich in Bewegung. Ränkesucht und Hinterlist sinnen auf Verrath. Das gesetzgebende Corps setzt diesen Umtrieben strenge, aber nothwendige Beschlüsse entgegen, die Hand des Königs zerreißt sie. Ruft, es ist die Zeit dazu, ruft alle Franzosen zur Rettung des Vaterlandes auf. Zeigt ihnen den Abgrund in seiner ganzen Unermeßlichkeit. Nur mit einer außerordentlichen Kraftanstrengung können sie darüber kommen. An Ihnen ist es, sie durch eine elektrische Bewegung, die dem ganzen Lande höhere Thätigkeit mittheilt, darauf vorzubereiten. Ahmen Sie selbst die Spartaner bei den Thermopylen oder jene ehrwürdigen Greise des römischen Senats nach, die auf der Schwelle ihrer Thüre den Tod erwarteten, den wilde Sieger ihrem Vaterlande brachten. Nein, Sie werden nicht den Wunsch zu thun brauchen, daß aus Ihrer Asche Rächer entstehen möchten. An dem Tage, an welchem Ihr Blut die Erde röthet, werden die Tyrannei, ihr Stolz, ihre Paläste, ihre Beschützer für alle Zeiten vor der nationalen Allmacht und vor dem Zorne des Volkes verschwinden."

X.

Diese Rede, in der alle drohenden Gefahren und alles herrschende Unglück auf so hinterlistige Weise dem Könige

allein Schuld gegeben wurden, hallte in ganz Frankreich, wie die Sturmglocke des Patriotismus wider. Bei Madame Roland war sie ausgedacht worden, bei den Jacobinern wurde sie mit Erklärungen versehen, an alle populären Gesellschaften des Landes wurde sie verschickt, in den Sitzungen aller Clubs gelesen und regte so in der Nation Alles an, was zu Abneigung gegen den Hof führen mußte. Der 10. August war in diesen Worten enthalten. Eine Nation, welche solchen Verdacht auf ihren König geworfen und welche solche Drohungen an ihn gerichtet hatte, konnte ihm nicht mehr Gehorsam leisten, oder ihm noch Achtung erweisen. Die Erklärung, daß das Vaterland in Gefahr sei, war im Grunde die Erklärung, daß die ausübende Gewalt des Verraths schuldig sei.

Brissot und Condorcet entwickelten, der eine in einer Rede, der andre in dem Vorschlage einer Zuschrift an den König, diese Erwägungen auf weniger großartige, aber auf eine mehr den Haß ausdrückende Weise. Sie verschlimmerten die Wunde, welche Vergniaud's Streiche dem Königthume beigebracht hatten.

Bei den Jacobinern verfaßte Robespierre eine Zuschrift an die Föderirten. Indem er die nämlichen Gefahren als bestehend erklärte, von welchem Vergniaud in seiner Rede gesprochen hatte, zeigte er dem Volke im voraus an, daß es bald andre Feinde als den Hof zu bekämpfen haben würde. Er machte bereits die Gemüther empfänglich, Verdacht zu fassen, und behielt sich ein Unterpfand gegen den Triumph der Girondisten vor.

„Seid gegrüßt, ihr Franzosen der 83 Departements! Seid gegrüßt, ihr Marseiller! Sei gegrüßet, rief er, o Vaterland, mächtiges unbesiegbares Vaterland, das du deine Kinder in den Tagen deiner Gefahren und deiner Feste um dich herum versammelst! Laßt uns unsern Brüdern unsre Häuser öffnen! Bürger, seid ihr nur herbeigeeilt, um blos dem leeren Gepränge eines Bundesfestes beizuwohnen, oder um überflüssige Eide zu schwören? Nein, nein, ihr eilt auf den Ruf der Nation herbei! Von Außen werden wir bedroht, im Innern des Landes verrathen und unsre treulosen Oberhäupter führen unsre Heere in Fallen. Unsre Generale schonen das Gebiet des östreichischen Tyrannen und

setzen die Städte unsrer belgischen Brüder in Brand. Ein andres Ungeheuer, La Fayette ist hergekommen und hat Angesicht zu Angesicht die Nationalversammlung beleidigt. Erniedrigt, bedroht, beleidigt, wie sie ist, besteht sie dennoch! So viele gewaltsame Angriffe wecken endlich die Nation aus ihrem Schlafe auf, und ihr seid herbeigeeilt. Die Einschläferer des Volks werden versuchen, euch zu verführen. Flieht ihre Schmeicheleien, flieht ihre Tafeln, wo man Moderantismus und Pflichtvergessenheit sich zu eigen macht. Bewahrt den Verdacht in euern Herzen. Die verhängnißvolle Stunde wird schlagen. Hier ist der Altar des Vaterlandes. Wolltet ihr ertragen, daß elende Götzenbilder zwischen euch und der Freiheit erscheinen, um auf die Verehrung Anspruch zu machen, die ihr zu Theil werden muß! Laßt uns nur dem Vaterlande auf die Hände des unsterblichen Königs der Natur den Eid leisten. Alles ruft uns auf diesem Marsfelde den Meineid unsrer Feinde ins Gedächtniß. Nicht einen einzigen Fleck können wir dort betreten, der nicht mit unschuldig vergoßnem Blute getränkt wäre. Reinigt diesen Boden, rächt dieses Blut, geht nicht eher aus diesen Mauern, als bis ihr in euern Herzen das Heil des Vaterlandes beschlossen habt."

XI.

Camille Desmoulins und Chabot sprachen auch bei den Jacobinern von den Plänen, welche die Flucht des Königs beabsichtigten, und von La Fayette's baldiger Ankunft. „Volk, man hintergeht dich, sagte seinerseits Danton; mit den Tyrannen ist niemals ein Vergleich zu treffen. Unsre Brüder aus den Departements müssen schwören, sich nicht eher zu trennen, als bis die Verräther durch das Gesetz bestraft worden sind, oder bis sie das Land gemieden haben. Das Petitionsrecht ist nicht auf dem Marsfelde mit den Leichen derer, die dort hingeopfert wurden, begraben worden. Es möge also eine nationale Petition über das Loos der ausübenden Gewalt von der souverainen Nation auf dem Marsfelde dargebracht werden."

Als er so gesprochen hatte, ging er fort und ließ die Patrioten über diesen räthselhaften Antrag nachdenken.

Danton war mit Worten karg und ungeduldig, sich bei Umtrieben, welche seinen Plänen einen glücklichen Erfolg verschaffen konnten, an die Spitze zu stellen; er liebte nicht, lange Reden zu halten. Er that plötzlich einen vielbedeutenden Ausspruch, der begierig aufgefaßt, überall herum verbreitet wurde, sowie eine Münze in einem Augenblicke geschlagen wird und dann, indem sie von Hand zu Hand geht, sogleich in Umlauf kommt. Er begegnete beim Fortgehn einigen Männern, die voll Besorgniß zusammenstanden und ihn um seine Ansicht über den Stand der Angelegenheiten befragten. „Dort ist, sagte Danton und zeigte verächtlich nach der Thüre der Jacobiner, ein Haufen Schwätzer, die immer berathschlagen! Schwachköpfe, die ihr seid, fügte er hinzu, indem er sich an die Umstehenden wandte, wozu sollen denn so viel Worte, so viele Verhandlungen, so viel Umstände mit den Aristokraten und mit den Tyrannen! Macht es, wie sie; ihr wart unten, stellt euch darüber: Das ist die ganze Revolution.“

Neunzehntes Buch.

I.

Wie sich aus Robespierre's Adresse und aus Danton's Worten ersehen ließ, deutete Alles darauf hin, daß das Marsfeld für den 14. Juli zu einem Vereinigungspunkt ausersehen war, um dort das Königthum gewaltsam umzustürzen, und um durch Beistimmung der Föderirten der Republik oder der Diktatur die Entstehung zu geben. „Wir sind eine Million Aufrührer", schrieb Carra in seinem Blatte.

Die ganze Nation war um ihr Bestehen besorgt, ohne Vertheidiger an den Grenzen, ohne Regierung im Innern des Landes, ohne Vertrauen auf seine Generale, sie sah die Spaltungen und Parteiungen in der Versammlung, glaubte sich von dem Hofe verrathen und befand sich in einem Zustande ängstlicher Aufregung, der ein Volk zum Spielball zufälliger Begebenheiten macht. Die Bretagne fing an, im Namen der Religion unter der Fahne des Königs sich zum Aufstande zu erheben. Diese ganz volksthümliche Empörung unter den Adligen hatte nur Führer nöthig. Der Krieg in der Vendée, der bald so furchtbar werden sollte, war vom ersten Tage an eher ein Gewissenskrieg als ein Meinungskrieg. Die Emigrirten griffen für den König und für die Aristokratie zu den Waffen, die Vendée für Gott.

Ein einfacher Landmann, Alain Redeler, forderte am 8. Juli in der Gemeinde von Fouestan die Bauern, als sie aus der Messe kamen, auf, sich am nächsten Tage bei der kleinen Kapelle auf der Heide von Kerbader bewaffnet zu versammeln. Zur bestimmten Stunde fanden sich dort fünfhundert Mann ein. Diese Haufen, die von den zu Paris stattfindenden aufrührerischen Zusammenrottungen ganz verschieden waren, bezeugten durch ihre Haltung, wie sie von ernsten Gedanken geleitet wurden. Die Zeichen der Religion mischten sich hier unter die Waffen. Das Gebet gab hier der Empörung die Weihe. Auf allen Kirchthürmen in der Umgegend ertönte die Sturmglocke. Die Bevölkerung folgte dem Rufe der Glocken, als ob sie Gottes Stimme gehört hätte. Aber keine Unordnung entehrte diesen Aufstand. Das Volk begnügte sich damit, in Bereitschaft zu stehen und verlangte nur kirchliche Freiheit. Nationalgardisten, Linientruppen, Artillerie zogen von allen Seiten herbei. Das Zusammentreffen war blutig, der Sieg wurde bestritten. Indeß schien die Empörung wieder erstickt zu sein, und glimmte in der Stille in der Bretagne fort, um später wieder auszubrechen. Es war der erste Funke des großen Bürgerkrieges.

II.

Er brach zu gleicher Zeit, jedoch mit weniger Hartnäckigkeit, in einem andern Theile Frankreichs aus. Ein Edelmann, Namens Dusaillant, und ein Priester, der Abbé de la Bastide, versammelten im Namen des Grafen von Artois im Vivarais dreitausend Bauern.

Dieses gebirgige Land, das von Engpässen, Schluchten und Strömen durchschnitten wird, erhebt sich wie ein von der Natur gebildetes Bollwerk, dem dichte Tannenwälder als Pallisaden dienen, zwischen den Ebnen des untern Languedoc und den schönen Thälern des Rhoneflusses und der Saone. Lyon ist die große Hauptstadt desselben. Der Geist des Katholicismus und des Priesterthums dieser Rom ergebnen Stadt waltete in jenen Gebirgen vor. Die zahlreichen Schlösser, welche die Thäler beherrschen, gehörten einem Adel, der durch Abstammung und durch Sitten der

Bourgeoisie sehr nahe stand und in seiner Beschäftigung mit Ackerbau und in der Religion einen Vereinigungspunkt mit dem Landvolke fand. Die Edelleute waren nur die Ersten unter den Bauern. Sie hatten dieselben Interessen, wie die Priester und regten durch ihre Vermittlung das Land auf.

Dusaillant bemächtigte sich des gothischen und befestigten Schlosses von Jalès, setzte es in Vertheidigungszustand, errichtete daselbst das Hauptquartier der Empörung und ließ dort seine Leute nur allein dem Könige und der Religion ihrer Väter den Eid der Treue leisten. Die jungen Edelleute der Umgegend stießen nach und nach zu ihm mit neuen Haufen, welche die Prediger im Namen des Glaubens entflammten. Junge Damen, die als Amazonen gekleidet und bewaffnet waren, ritten durch die Reihen, vertheilten die Zeichen der Empörung, die in Jesusbildern auf der Brust und goldnen Kreuzen auf dem Hute bestanden. Sie fachten im Namen der Liebe den Heldenmuth der alten Ritterzeit wieder an; die frommen, leicht zu begeisternden, unerschrockenen Bewohner der Cevennen erhoben sich auf ihre Stimme. Die Empörung, welche in diesem unzugänglichen Lande eingeschlossen zu sein schien, stand im geheimen Einverständniß mit Lyon und stellte dieser Stadt Verstärkungen und Verbindungen mit dem Süden in Aussicht, wenn Lyon selbst die Gegenrevolution unternehmen wollte. Wenn die Armee von Jalès, am Fuße des Pilatusberges über die Rhone ging, trat sie durch die untern Alpen mit Piemont in Verbindung; wenn sie sich in Unter-Languedoc ausbreitete, war sie den Pyrenäen und Spanien nahe. Dusaillant hatte mit bewunderungswürdigem Scharfsinn den Mittelpunkt des Bürgerkrieges gewählt. Das Innere des Landes, der Lauf der Rhone, die wichtigsten Punkte des südlichen Frankreich gehörten ihm, wenn er siegreich war.

Die Nationalversammlung sah dies ein. Die Patrioten zu Lyon, zu Nimes, zu Valence, in allen Städten des Südens wurden mit Besorgniß erfüllt. Eine Armee von Nationalgardisten zog gegen die Aufrührer mit Kanonen aus; das Schloß von Bannes, die Schluchten, welche das Lager deckten, wurden nach heldenmüthigem Kampfe von beiden Seiten genommen. Ein verzweifeltes Gefecht entspann sich

bei dem Schloß von Jalès, dieser Festung des Aufstandes. Edelleute, Bauern, Priester hielten unerschrocken mehrere Stürme der belagernden Truppen aus; selbst die Frauen vertheilten den Kriegsbedarf, luden die Gewehre, leisteten den Verwundeten Hülfe. In der Nacht verließen die Belagerten das fast in den Grund geschoßne Schloß, dessen Mauern über ihnen zusammenstürzten. Sie zerstreuten sich in die Schluchten des Departements Ardêche und ließen viele Todte, auch einige Frauenleichname zurück. Das Haupt des Aufstandes, Dusaillant, der seine Waffen und sein Pferd verlassen und sich als Priester verkleidet hatte, wurde von einem Veteranen erkannt und gefangen genommen. Er bot dem Soldaten sechzig Louisdor, wenn er ihn freiließe. Der Soldat wies es zurück. Dusaillant wurde von dem Volke umgebracht, als er in die Stadt eintrat, in welche ihn die Truppen führten, um ihn richten zu lassen. Ein gleiches Loos traf den Abbé de la Bastide. Die Wuth hielt schon nicht mehr Gericht, sie mordete nur.

III.

Die Nachrichten von diesen Vorfällen versetzten Paris in Bestürzung und steigerten den bedrohten Patriotismus bis zum Wahnsinn. Die neuen Ideen trachteten darnach ihre Märtyrer zu haben, wie die alten Ideen ihre Opfer hatten. Die Männer, welche ungeduldig das Reich der Freiheit erwarteten, sahen mit innerer Wuth, wie die Krise nur langsam herannahte; sie wünschten ein Ereigniß herbei, welches das Volk bis zum Aeußersten treiben und die Aussöhnung zwischen der Nation und dem König unmöglich machen konnte. Da sie bemerkten, wie der Anlaß dazu nicht von selbst kam, so suchten sie ihn durch Kunstgriffe herbeizuführen. Die Empörung mußte einen Vorwand haben: sie wollten ihn schaffen, selbst wenn es ihr Leben kosten sollte.

Es gab damals zu Paris zwei Männer von unerschrockner Ueberzeugung, die ihrer Partei fanatisch ergeben waren, nämlich Chabot und Grangeneuve. Grangeneuve, ein Mann von beschränkten, aber richtigen und unbeugsamen Ideen, war Girondist; er trachtete nur darnach, der Menschheit als unbekannter Soldat zu dienen und sah ein, daß

seine Mittelmäßigkeit ihm kein andres Mittel, der Freiheit nützlich zu sein übrig ließ, als für sie zu sterben. Er gehörte unter die Charaktere, welche einer solchen Aufopferung fähig sind, daß sie ihr Blut für die Sache, die sie ergriffen haben, hingeben, ohne sich darum zu bekümmern, ob auch nur ihres Namens gedacht wird.

Chabot, der Sohn des Kochs im Collegium zu Rhodez, war von seinen mildthätigen Gebietern erzogen worden; in seiner Jugend hatte er sich von ascetischer Frömmigkeit hinreißen lassen und war Kapuziner geworden. Er hatte sich lange Zeit durch demüthigeres Betteln und abschreckendere Schmuzigkeit, als sie gewöhnlich bei diesem Orden vorkamen, bemerkbar gemacht. Während er unter diesen Diogenes des Christenthums lebte, war er in der Zelle seines Klosters für die revolutionairen Ideen eingenommen worden. Er war lebhaft und überspannt, und das Fieber der Freiheit und der socialen Umgestaltung hatte seine Seele entflammt; er hatte seinen Glauben und seine Mönchskutte von sich geworfen. Das Aufsehen, welches seine Bekehrung zu dem neuen Evangelium machte, sein Widerwille gegen die Kirche, der er früher unterthänig gewesen war, das Ungestüm und die Ueberspanntheit seiner an das Volk gerichteten Predigten hatten ihn bemerkbar werden und ihn in die constituirende Versammlung eintreten lassen. Hinter Robespierre und Péthion versteckt, sah er jenseit der Constitution von 91 den nothwendigerweise erfolgenden Umsturz des Königthums; er strebte unverhohlen darnach; er war der Danton der Kirche, einer von den Männern, die sich dem Feinde unbeschützt gegenüber stellen und die der Meinung sind, daß thätiger, offen erklärter Haß die beste Politik gegen Institutionen ist, die man zerstören will. Chabot und Grangeneuve waren bei den geheimen Zusammenkünften zu Charenton zugegen.

IV.

Eines Abends verließen sie eine solche Versammlung; das Zaudern und die Unentschlossenheit der Verschwornen hatte sie verdrießlich und muthlos gemacht. Grangeneuve ging schweigend, mit gesenktem Kopfe. „Woran denkst du? fragte ihn Chabot. — Ich denke daran, erwiderte der

Girondist, daß dieses langsame Handeln der Revolution und dem Vaterlande die Kraft raubt. Ich denke daran, daß, wenn das Volk dem Königthum Zeit läßt, das Volk verloren ist. Ich denke daran, daß es für die Revolutionen nur Eine Stunde gibt und daß Die, welche diese Stunde vorbeilassen, Gott und der Nachwelt später dafür Rechenschaft schuldig sind. Sieh, Chabot, das Volk wird nicht von selbst aufstehen; es braucht einen Anstoß, einen Anfall von Wuth und Schrecken, der seine Kraft so weit steigert, als es für den letzten Augenblick nöthig ist, um seine alten Institutionen umzustürzen. Wie soll dies aber bewerkstelligt werden. Ich habe daran gedacht und es endlich gefunden. Aber werde ich auch einen Mann treffen, der Entschlossenheit und Verschwiegenheit genug besitzt, wie sie zu einer solchen That nöthig sind? — Sprich, sagte Chabot, ich bin zu Allem fähig, wenn ich das, was ich hasse, vernichten kann. — Nun, fuhr Grangeneuve fort: Blut berauscht das Volk; reines Blut findet sich zu Anfang aller Revolutionen, von Lucrezia an bis zu Wilhelm Tell und Sidney. Für die Staatsmänner sind die Revolutionen eine Theorie, für das Volk eine That der Rache. Aber, um die Menge zur Rache zu treiben, dazu ist nöthig, ihm Opfer zu zeigen. Weil der Hof uns diese Freude versagt, so müssen wir selbst sie unsrer Sache zu Theil werden lassen; es muß der Schein gegeben werden, als ob ein Opfer unter den Streichen der Aristokraten gefallen sei; der Mann, dessen Tod dem Hofe Schuld gegeben werden soll, muß einer seiner bekanntesten Feinde und Mitglied der Versammlung sein, damit der Angriff gegen die Nationalversammlung bei dieser That mit dem Morde eines Bürgers in Verbindung tritt. Dieser Mord muß an den Thoren des Schlosses vollzogen werden, damit er desto deutlicher den Gegenstand der Rache bezeichne. Aber, wer wird dieser Bürger sein? Ich. Mein Wort gilt nichts, mein Leben ist für die Freiheit ohne Werth, mein Tod wird ihr Nutzen bringen, meine Leiche wird das Sammelzeichen der Empörung und des Sieges des Volks sein."

Chabot hörte Grangeneuve mit Bewunderung an. „Der Genius des Patriotismus gibt dir dies ein! sagte er zu ihm; wenn zwei Opfer nöthig sind, so biete ich mich

dazu an, dein Loos zu theilen. — Du wirst noch mehr sein, erwiderte Grangeneuve, du wirst nicht mein Mörder sein, weil ich mich freiwillig darbiete, aber du wirst der sein, welcher mir den Tod gibt. In dieser Nacht werde ich allein und unbewaffnet an dem verlassensten und dunkelsten Orte neben den Einlaßpforten des Louvre auf und abgehen; stelle zwei zuverlässige und mit Dolchen versehene Patrioten in die Nähe; wir wollen ein Zeichen verabreden, woran sie mich erkennen können; ich werde das Zeichen geben, und wenn sie mich treffen, werde ich, ohne einen Laut hören zu lassen, den Todesstoß empfangen. Sie werden die Flucht ergreifen. Am Morgen wird man meine Leiche finden. Du klagst den Hof an! Die Rache des Volks wird das Uebrige thun!"...

Chabot, der ebenso fanatisch wie Grangeneuve und ebenso entschlossen war, den König bei Gelegenheit des Todes eines Patrioten zu verleumden, schwor diese That auszuführen, die auf hinterlistige Weise ihrer Rache Befriedigung verschaffen sollte. Der Ort, wo der Mord geschehen sollte, wurde gewählt, die Stunde bestimmt und das Zeichen verabredet. Grangeneuve ging in seine Wohnung, machte sein Testament, bereitete sich auf den Tod vor und begab sich um Mitternacht an die bezeichnete Stelle. Er ging hier zwei Stunden lang auf und nieder. Mehrere Male sah er Leute auf sich zukommen, die er für die Mörder hielt, welche nach ihm ausgeschickt worden wären. Er gab das verabredete Zeichen und erwartete den tödtlichen Stoß. Niemand führte ihn gegen ihn. Chabot hatte gezögert, den Plan auszuführen, entweder weil ihm die Entschlossenheit, oder die Werkzeuge fehlten. Das Opfer war bereit gewesen, aber derjenige, welcher den Tod geben sollte, war nicht erschienen.

V.

Mitten unter diesen großartigen Aeußerungen des Hasses versuchte ein Mann eine in andrer Hinsicht großartige That auszuführen, nämlich eine Aussöhnung zwischen den Parteien zu Stande zu bringen. Lamourette, früher Großvikar des Bischofs von Arras und damals constitutioneller Bischof

von Lyon, wollte dies unternehmen. Er war aufrichtig religiös und die Revolution hatte bei ihm etwas von der christlichen Liebe angenommen. Von der Versammlung wurde er seiner Mäßigung wegen, dieser seltensten Tugend bei Ideenkämpfen, hoch geachtet. Eines Tages erntete er die Früchte der Achtung, die ihm gezollt wurde. Brissot wollte auf die Rednerbühne steigen, um neue Maßregeln zur Sicherung der öffentlichen Wohlfahrt vorzuschlagen. Lamourette kommt ihm zuvor und verlangt von dem Präsidenten das Wort, um einen die Ordnung der Verhandlungen betreffenden Antrag zu stellen. Er erhält es. „Von allen Maßregeln, sagt er, die Ihnen zur Beseitigung der unter uns herrschenden Spaltungen vorgeschlagen werden, vergißt man nur eine einzige, die für sich allein schon hinreichen würde, die Ordnung im Reiche und die Sicherheit der Nation herzustellen. Ich meine die Vereinigung aller ihrer Kinder zu einem Sinne, die Einigkeit aller Mitglieder dieser Versammlung; dies würde ein unwiderstehliches Beispiel sein und alle Bürger einander näher bringen! Und was steht denn hier im Wege? Nur das Laster und die Tugend sind unversöhnbar. Für redliche Männer gibt es ein gemeinschaftliches Gebiet des Patriotismus und der Ehre, auf dem sie sich stets treffen können. Was trennt uns denn? Vorgefaßte Meinungen, Verdacht, den der eine gegen den andern hegt. Laßt uns sie in einer patriotischen Umarmung und in einem von Allen insgesammt geschwornen Eide ersticken. Laßt uns gemeinschaftlich den Fluch über die Republik und die beiden Kammern aussprechen!“...

Bei diesen Worten erhebt sich die Versammlung, alle Lippen sprechen den Schwur aus, ein Ruf der Begeisterung ertönt im Saale und verkündigt nach Außen, daß das Wort eines redlichen Mannes den Spaltungen ein Ende gemacht, die Parteien zu einem einzigen Ganzen vereinigt und Alle einander näher gebracht habe. Die Mitglieder der am meisten sich gegenüberstehenden Parteien verlassen ihre Plätze und umarmen ihre Feinde. Die linke und die rechte Seite bestehen nicht mehr. Ramond, Vergniaud, Chabot, Vaublanc, Gensonné, Bazire, Condorcet und Pastoret, Jacobiner und Girondisten, Constitutionelle und Republikaner — Alle gehen in einer brüderlichen Einheit auf. Die der

Spaltungen überdrüssigen Gemüther ruhen einen Augenblick aus, ohne Haß zu fühlen. Zum König wird eine Botschaft geschickt, um auch ihn an der Eintracht seines Volkes Theil nehmen zu lassen. Der König eilt herbei. Er wird mit anhaltendem begeisternden Zurufe empfangen. Einen Augenblick gibt er bessern Hoffnungen Raum. Seine innere Bewegung überwindet seine natürliche Schüchternheit und läßt ihn gerührt Worte sprechen, welche die Begeisterung der Versammlung noch steigern. „Ich mache mit Ihnen nur ein Ganzes aus, sagt er mit Thränen. Unsre Vereinigung wird Frankreich retten.“ Er geht wieder fort und wird bis zu seinem Palast von den Segenswünschen der Menge begleitet. Er glaubt die Liebe der Nation wiedererlangt zu haben. Er umarmt die Königin, seine Schwester, seine Kinder, er möchte sein ganzes Volk umarmen können. Um sein Vertrauen zu beweisen, läßt er den Garten der Tuilerien, der seit den Vorfällen am 20. Juni verschlossen geblieben war, wieder öffnen. Die Menge strömt hinein und läßt unter denselben Fenstern, unter denen sie noch Tags vorher Schmähungen ausstieß, Aeußerungen der Liebe laut werden. Die königliche Familie glaubt, einige glückliche Tage erleben zu können. Leider sollte sie auch nicht einmal diesen Tag, welcher seit Jahren der erste war, wo sie sich glücklich fühlte, bis an den Abend ungestört verleben.

Der Beschluß des Departements, der Péthion seines Amtes entsetzte, wurde bei der Abendsitzung mitgetheilt und ließ die schlecht unterdrückte Zwietracht wieder ans Leben treten. Die Verhältnisse wirken stärker als die Gefühle. Der Haß hatte einen Augenblick geruht, aber er fand seinen Ursprung mehr in der Lage der Dinge, in den Umständen, als in den Gemüthern; er brach aufs neue und stärker wieder hervor.

Das Volk begleitete mit Todesdrohungen das Direktorium des Departements, welches die Versammlung zu sich berufen hatte. „Gebt uns Péthion wieder! La Rochefoucauld nach Orleans!“ Dieses schreckliche Geschrei ließ die Freude, welche der König empfunden hatte, bald wieder entschwinden. Die Sitzung der Jacobiner war stürmischer, als Tags vorher. „Man umarmt sich in der Versammlung,

sagte Billaud-Varennes; das ist der Judaskuß, das ist der Kuß Karl's IX., der Coligny seine Hand reicht! Ebenso umarmte man sich im Augenblicke, wo der König seine Flucht am 6. Oktober veranstaltete. Ebenso umarmte man sich vor dem Blutbade auf dem Marsfelde! Man umarmt sich, aber hören die Umtriebe des Hofes auf? Nähert sich der Feind deswegen weniger unsern Grenzen? Und ist La Fayette deswegen weniger ein Verräther?...."

VI.

Unter solchen Anzeichen nahte der Tag des Bundesfestes heran. Die Königin sah ihm mit großer Angst entgegen. Aus Allem ließ sich erkennen, daß mit der Feier des Jahrestags drohende Pläne in Verbindung gesetzt worden waren. Das revolutionaire Frankreich hatte, indem es die Föderirten aus Brest und aus Marseille gesandt hatte, seine verwegensten Leute hergeschickt. Die königliche Familie lebte in beständiger Angst vor Mördern. Alle ihre Hoffnung beruhte auf den Truppen des Auslandes, die sie in einem Monat zu befreien versprachen. Man zählte auf dem Schlosse die Märsche aus, welche der Herzog von Braunschweig nöthig hatte, um anzukommen. Die Hand der Königin hatte auf dem Kalender in ihrem Zimmer den Tag der Befreiung im voraus angezeichnet. Es handelte sich blos darum, noch bis zu diesem Tag zu leben. Aber die Königin fürchtete zu gleicher Zeit für den König das Gift, den Dolch und die Kugel der Mörder.

Selbst in den im Innersten des Schlosses gelegnen Zimmern wurde die königliche Familie von den Schildwachen der Nationalgarde, die, eher Kerkermeistern als Vertheidigern ähnlich, alle Thüren besetzt hielten, sorgfältig beobachtet; sie nahm nur dem Scheine nach von den auf der Tafel der Tuilerien stehenden Speisen und ließ sich insgeheim von sichern und treuen Leuten Lebensmittel bringen. Die Königin ließ den König eine funfzehnfach mit starker Seide gefütterte schuß- und stichfeste Brustbedeckung anlegen. Der König ging nur aus Gefälligkeit und aus Liebe zur Königin auf diese Vorsichtsmaßregeln gegen sein Schicksal ein. Die Revolutionen bringen nicht durch Mord um, sie

lassen den Opfertod erleiden. Der unglückliche Fürst wußte es. „Sie werden nicht die Hand eines Bösewichts bewaffnen, um mich zu treffen, sagte er leise zu einer Dame der Königin, als diese ihm die gefütterte Brustbedeckung anversuchen ließ. Ihr Plan ist geändert. Sie werden mich am hellen Tage und als König sterben lassen.“ Er ließ dieses Vorgefühl seines Schicksals immer stärker in sich hervortreten, indem er die Geschichte der Könige las, die einen gewaltsamen Untergang gefunden hatten. Karl's I. Bild, von Van Dyck gemalt, hing ihm gegenüber in seinem Privatzimmer; die Geschichte dieses Fürsten lag immer aufgeschlagen auf seinem Tische; er studirte sie und dachte darüber nach, als ob diese Seiten Aufschluß über ein Schicksal enthielten, das er, um es zu vereiteln, zu verstehen suchte. Aber schon schmeichelte er sich selbst nicht mehr mit leerer Hoffnung. Er hatte einen Blick in die Zukunft gethan. Die Königin, seine Kinder, seine Schwester retten, war das letzte Ziel seiner Hoffnungen und die einzige Triebfeder seiner Bestrebungen. Was ihn selbst betraf, so war er bereit, sich als Opfer hinzugeben. Alle Tage erneute er diese Gesinnung in Ausübung seiner religiösen Pflichten, die ihn ermuthigten, ihn trösteten und seine Ergebung aufrecht erhielten. „Ich bin nicht glücklich“, sagte er zu einem seiner Vertrauten, der ihm anrieth, heldenmüthig etwas zu wagen, um sein Loos vom Glück abhängig zu machen. „Allerdings könnte ich noch kühne Maßregeln ergreifen, aber dadurch wird Alles nur aufs Aeußerste getrieben; ich könnte es wol in Bezug auf meine eigne Person wagen, aber ich will nicht ohne Weiteres meine Familie den größten Gefahren aussetzen. Das Glück hat mich zu sehr daran gewöhnt, ihm nicht zu trauen. Ich will nicht ein zweites Mal die Flucht ergreifen, es hat zu schlecht auf mich eingewirkt. Ich will lieber den Tod; er hat nichts Schreckliches für mich; ich erwarte ihn und bereite mich alle Tage darauf vor. Mein Leben wird ihnen gnügen und sie werden das meiner Frau und meiner Kinder schonen.“

VII.

Die Königin hegte dieselben Gedanken. Ihre Gesichtszüge und ihre Worte zeigten tiefe Niedergeschlagenheit und

nur zuweilen Stolz und Entschlossenheit; der genußsüchtige Leichtsinn ihrer glücklichen Tage war verschwunden. „Ich fange an einzusehn, sagte sie zu ihrer Freundin, der Prinzessin von Lamballe, daß sie dem König den Proceß machen werden. Was mich betrifft, ich bin Ausländerin.... sie werden mich ermorden. Was wird aus unsern armen Kindern werden?" Ihre Frauen überraschten sie oft, wie sie Thränen vergoß. Eine derselben wollte ihr bei einer solchen Gelegenheit einen beruhigenden Trank geben: „Lassen Sie diese Mittel, sagte die Königin; sie vermögen nichts gegen Seelenschmerzen und können mir nichts helfen. Schwäche und Krämpfe sind die Krankheiten glücklicher Frauen. Seit das Unglück mich verfolgt, fühle ich meinen Körper nicht mehr; ich fühle nur mein Schicksal; sagen Sie aber dem Könige nichts davon."

VIII.

Zuweilen entriß sie die Hoffnung dieser trüben Stimmung. Ihre Jugendkraft und ihr fester Charakter trugen dann den Sieg über die Besorgniß davon, mit der sie in die Zukunft blickte. Aus Furcht vor den Zusammenrottungen der Vorstädte und vor nächtlichen Ueberfällen hatte sich Marie Antoinette gezwungen gesehen, ihre Wohnung im Erdgeschoß zu verlassen; sie hatte ihr Bett im ersten Stock in ein Zimmer stellen lassen, welches sich zwischen dem des Königs und ihrer Kinder befand. Da sie immer vor Tagesanbruch aufwachte, hatte sie verboten, die Laden und die Vorhänge der Fenster zu schließen, damit sie stets das erste Leuchten des Morgens, welches ihre langen, schlaflosen Nächte verkürzte, erblicken konnte.

In einer Nacht im Juli, wo der Mond in ihr Zimmer schien, betrachtete sie lange mit stiller Freude den Himmel. „Sehen Sie den Mond, sagte sie zu derjenigen ihrer Frauen, die neben ihrem Bette wachte, wenn er in einem Monate wieder so scheint, wird er mich frei und glücklich finden und unsre Ketten werden dann gesprengt werden." Sie sprach von ihren Hoffnungen, ihren Befürchtungen, ihrer Angst, von dem Weg, den die Prinzen und der König von Preußen nehmen würden, von ihrem baldigen Einzuge

in Paris, von ihrer Besorgniß, daß in der Stadt beim Heranmarsch der fremden Heere Unordnungen stattfinden könnten, von ihrer Traurigkeit darüber, daß dem Könige in dieser Krise die gehörige Kraft abgehe. „Er ist nicht feige,“ sagte sie; „im Gegentheil, er besitzt der Gefahr gegenüber einen unerschütterlichen Muth; aber er verschließt seinen Muth in seinem Innern, ohne ihn zeigen zu können; seine Schüchternheit verhindert ihn daran. Sein Großvater, Ludwig XV., hat ihn bis ins zwanzigste Jahr in der Kindheit erhalten. Sein Leben trägt die Spuren davon. Er wagt nichts. Sein eignes Wort setzt ihn in Schrecken. Wenn er in diesem Augenblicke eine kräftige Anrede an die Nationalgarde von Paris hielte, würde er sie mit sich fortreißen. Er wird es aber nicht thun. Ich für meine Person könnte, wenn es sein müßte, mich thätig beweisen und zu Pferde steigen, aber das hieße seinen Feinden Waffen gegen ihn in die Hände liefern. Man würde gegen die Oestreicherin schreien. In der Lage in der ich mich befinde, muß eine Königin, die nicht Regentin ist, schweigen und sich auf den Tod vorbereiten.“

IX.

Die Prinzessin Elisabeth war die Vertraute der beiden Gatten und die liebevolle Freundin der Kinder. Ihr Glaube, welcher ergebner, wie der der Königin, sanfter, wie der des Königs war, brachte sie dazu, ihr Leben als ein beständiges Opfer anzusehen. Ebenso wie ihr Bruder fand sie Trost nur am Fuße des Altars. In der Kapelle des Schlosses suchte die königliche Familie eine Zuflucht vor so vielen schmerzlichen Eindrücken. Aber auch noch dort verfolgte sie der Haß ihrer Feinde. An einem Sonntage gegen Ende des Juli riefen die Soldaten der Nationalgarde, welche die Galerie erfüllten, durch die der König kam, um in die Messe zu gehn: „Kein König mehr, nieder mit dem Veto!“ Der König, an Beleidigungen gewöhnt, hörte ihr Geschrei und sah ihre Geberden, ohne sich darüber zu wundern. Kaum war aber die königliche Familie auf ihren Plätzen niedergekniet, so spielte die Musik der Kapelle die revolutionären Melodien der Marseillaise und des Ça ira. Selbst die Kirchen-

sänger wählten unter den Psalmen solche Strophen aus, in denen Gottes Zorn den Stolz der Könige bedroht; sie sangen sie absichtlich mehre Male, als ob Drohung und Schrecken aus dem Heiligthume hervorgehen sollten, in das die königliche Familie getreten war, um Trost und Stärkung zu suchen.

Diese Beleidigungen trafen den König empfindlicher, als alle andern. „Es schien ihm," sagte er bei'm Herausgehn, als ob Gott selbst sich gegen ihn kehre." Die Königin und die Prinzessin hielten ihre Bücher vor die Augen, um ihre Thränen zu verbergen. Die Königin und ihre Kinder konnten sich nicht mehr hinauswagen, um frische Luft zu schöpfen. Jedesmal, wenn die Fenster geöffnet wurden, ließ sich auf der Terrasse der Feuillants der Ruf hören: Marie Antoinettens Leben. Umherziehende Verkäufer stellten schändliche Bilder aus, auf denen die Königin als Messaline, der König als Vitellius dargestellt wurde. Das Gelächter des Pöbels erschallte, wenn diese Männer, auf die Fenster des Schlosses deutend, schändliche Reden vorbrachten. Selbst im Innern des Schlosses war die königliche Familie nicht vor Beleidigung und vor Gefahr sicher. In einer Nacht mußte ein Kammerdiener, der in einem Gange vor dem Zimmer der Königin wachte, mit einem Mörder ringen, der im Dunkel umherschlich. Marie Antoinette sprang von ihrem Lager auf und eilte nach der Gegend zu, wo der Lärm war. „Welche Lage," rief sie aus, „Kränkungen am Tage, Mord in der Nacht!"

X.

Jeden Augenblick wurde ein neuer Angriff der Vorstädter erwartet. In einer Nacht, in welcher ein Ueberfall befürchtet wurde, waren der König und die Prinzessin wach und in Bereitschaft gewesen, hatten aber verboten, die Königin aufzuwecken. „Lassen Sie sie einige Stunden Ruhe genießen," sagte der König zu Madame Campan, „sie hat schon Sorgen genug! wir wollen ihr nicht unnöthiger Weise neue verursachen." Als die Königin aufwachte, beklagte sie sich sehr darüber, daß man sie hätte schlafen lassen, während die Uebrigen im Schlosse voll Besorgniß wachten. „Meine

Schwester Elisabeth war bei dem Könige, und ich schlief!" rief sie aus. „Ich bin seine Frau, und ich will nicht, daß ihn eine Gefahr trifft, ohne daß ich sie nicht theile."

Während dieser unruhigen Tage sammelte und verbarg der König die Papiere, welche später im eisernen Schranke entdeckt wurden. Ludwig XVI., der mehr Mensch als König war, erholte sich von den Sorgen seiner Regierung mit Handarbeiten und hatte es in der Schlosserkunst ziemlich weit gebracht. Um sich darin zu vervollkommnen, hatte er seit zehn Jahren mit einem Schlosser Namens Gamain freundschaftlichen Umgang. Der König und der Schlosser waren Freunde, wie Männer, die viele Stunden mit einander verleben und die in vertraulichem Zusammensein über Vieles ihre Gedanken austauschen. Ludwig XVI. glaubte sich auf die Treue seines Arbeitsgefährten verlassen zu können. Er ließ von ihm in der Mauer eines dunkeln Ganges in der Nähe seines Zimmers eine Oeffnung machen, die mit einer eisernen Thüre verschlossen und auf künstliche Weise mit Holzwerk bedeckt wurde. Dort verbarg der König wichtige politische Papiere und die Briefe, die er heimlich mit Mirabeau, Barnave und den Girondisten gewechselt hatte. Der König glanbte, Gamain würde so sicher und so stumm bleiben, wie die Mauer, welche seine Geheimnisse bedeckte. Gamain war dieses Vertrauens nicht werth: er verrieth mehr als seinen König, er verrieth seinen Gefährten und seinen Freund.

XI.

Am Tage des Bundesfestes begab sich der König mit der Königin und seinen Kindern nach dem Marsfelde. Er wurde von Truppen geleitet, denen man anmerkte, daß nicht mit Bestimmtheit auf sie zu rechnen war. Eine zahllose Volksmasse umgab den Altar des Vaterlandes. Das Geschrei: Es lebe Péthion! erklang wie eine Beleidigung, wo der König vorbeikam. Die Königin war für das Leben ihres Gemahls höchst besorgt. Der König ging an der linken Seite des Präsidenten der Versammlung durch die Menge hindurch nach dem Altar. Die Königin folgte ihm unruhig mit den Augen und glaubte ihn in jedem Augenblick unter

den Tausenden von Bajonnetten und Piken, bei denen er vorbeikommen mußte, fallen zu sehen. Diese Minuten ließ ihr ihre Angst zu Jahrhunderten werden. Am Fuße des Altars fand einen Augenblick Verwirrung statt, die durch das Hin- und Herdrängen der Menge verursacht wurde, wobei der König ihren Blicken entschwand. Die Königin glaubte ihn verloren und schrie vor Schreck auf. Der König kam wieder zum Vorschein. Er leistete den Bürgereid. Die Deputirten, welche ihn umgaben, gingen ihn darum an, eine aus allen Symbolen des Feudalismus zusammengesetzte Trophäe, welche als Sühnopfer gelten sollte, eigenhändig in Brand zu stecken. Der König fühlte sich durch die Rolle, die zu übernehmen ihm zugemuthet wurde, in seiner Würde verletzt. Er weigerte sich, indem er sagte, daß der Feudalismus in Frankreich durch die Verfassung besser, als durch das Feuer, zerstört worden wäre. Die Deputirten Gensonné, Johann Debry, Garreau und Antonelle zündeten allein unter den Beifallsbezeigungen des Volkes das Feuer an. Der König verfügte sich wieder zur Königin und kehrte in seinen Palast zurück, während das Volk ihn schweigend an sich vorbeiziehen ließ. Die Gefahren, welche an diesem Tage gedroht hatten, waren überstanden, ließen ihm aber schrecklichere ahnen. Er hatte nur einen einzigen Tag gewonnen.

XII.

Duval d'Esprémenil, einer der großen Agitatoren von 89, der zuerst die Generalstaaten hervorgerufen hatte, der sich aber den Haß der Nation zugezogen hatte, weil er von der Revolution nur Nutzen für die Parlamente hatte ziehen wollen, und sobald die Parlamente angegriffen worden waren, auf die Seite des Hofs getreten war, begegnete am andern Tage auf der Terrasse der Feuillants einem Volkshaufen, der ihn beschimpfte und der Wuth der Marseiller überlieferte. Von mehreren Säbelhieben zu Boden gestreckt, wurde er blutend bei den Haaren in der Gosse der Straße Saint-Honoré fortgeschleppt und sollte in eine Abzugsschleuse geworfen werden, als ihn einige Nationalgardisten den Mördern entrissen und in den Wachposten des Palais Royal trugen. Die blutdürstige Menge umlagerte die Thüren des Wach-

hauses. Péthion, der davon benachrichtigt wurde, eilte herbei, drängte sich durch das Volk, trat in die Wachstube, betrachtete d'Esprémenil lange schweigend mit gekreuzten Armen und fiel bei dem Anblick dieses Opfers der schnell sich ändernden öffentlichen Meinung in Ohnmacht. Als er wieder zu sich gekommen war, richtete sich der unglückliche d'Esprémenil auf dem Feldbett, auf welchem er lag, mühsam in die Höhe und sagte zu Péthion: „Auch ich bin der Abgott des Volks gewesen, und Sie sehen, was es mit mir gemacht hat! Möchte es Ihnen ein andres Loos zu Theil werden lassen!" Péthion antwortete nichts; Thränen erfüllten seine Augen; er ahnete an diesem Tage den Wankelmuth und die Undankbarkeit des Volks.

Andere eben so plötzlich sich ereignende Mordthaten deuteten darauf hin, daß eine verborgne fieberhafte Aufregung herrsche, die auch bald genug in bedeutungsvollern und allgemeiner wirkenden Handlungen zum Ausbruch kam. Ein Priester, der den constitutionellen Eid geleistet und dann widerrufen hatte, wurde auf dem Platze Ludwig's XV. an einer Straßenlaterne aufgehängt. Ein Garde du Corps, der durch den Tuileriengarten ging und gerührt nach dem in ein Gefängniß umgewandelten Palast seiner ehemaligen Gebieter sah, verrieth sich durch seine Thränen und wurde von einer Menge Weiber und funfzehn- oder sechzehnjähriger junger Leute ergriffen, auf dem Sande fortgeschleppt und mit ausgedachter Grausamkeit unter den Fenstern des Königs in dem Wasserbecken des Gartens ertränkt.

Die Nationalgarde schritt ohne Entschlossenheit bei solchen gewaltsamen Auftritten ein; sie merkte, daß ihre moralische Kraft bei Annäherung der Marseiller verloren ging. Sie sah auf der einen Seite die Gewaltthätigkeiten des Volks, auf der andern die dem Hofe zur Last gelegten verrätherischen Umtriebe; wenn sie die einen unterdrückte, gab sie sich den Anschein, als ob sie die andern begünstige. Ihre Stellung war eben so falsch, wie die des Königs, der selbst zwischen der Nation und dem Auslande stand. Der Hof begriff seine einsame Stellung und warb insgeheim Vertheidiger, um ihm bei der Krise, welcher er ohne besondere Furcht entgegensah, beizustehen. Die Schweizer, die zwar nur des Soldes wegen dienten, aber doch treu waren; die vor kur-

zem verabschiedete constitutionelle Garde, deren Offiziere und Unteroffiziere heimlich in Paris zurückgehalten worden waren, um bei der nöthigen Gelegenheit sich zu vereinigen; fünf- bis sechshundert Edelleute, die ihre ritterliche Treue gegen die Monarchie aus ihren Provinzen hatte herbeikommen lassen, und die in den verschiednen Gasthäusern im Quartiere der Tuilerien vertheilt waren, die unter ihren Kleidern Waffen versteckt trugen, und jeder ein Losungswort und eine Karte besaßen, die ihnen während eines Aufstandes Eingang in das Schloß verschafften; ganze Compagnien von Männern aus dem Volke und von ehemaligen Soldaten, die fünf- bis sechshundert Mann stark, von der Civilliste besoldet und von Hrn. d'Augremont befehligt wurden; außerdem noch die Menge Leute, welche zur Dienerschaft im Schlosse gehörten, und die Bataillone der Nationalgarde aus den Quartieren, welche für den König waren, wie die von la Butte des Moulins und Filles Saint-Thomas; eine Abtheilung der Gendarmerie zu Pferde, die aus Soldaten bestand, welche in den Cavallerieregimentern ausgewählt worden waren; endlich zehn- oder zwölftausend Mann Linientruppen der Garnison von Paris; alle diese Streitkräfte, wenn sie am Tage des Kampfes im Namen der Constitution um die Tuilerien herum aufgestellt wurden, schienen dem Hof einen sicheren Schutz zu gewähren und stellten ihm einen Sieg in Aussicht, den der König zur Wiederherstellung seines Ansehns benutzen würde.

Diese Streitkräfte würden, gut geleitet und angewandt, mehr wie hinreichend gegen die zahlreichen, aber durch keine Zucht zusammengehaltnen Haufen der Vorstädte gewesen sein. Der König verließ sich darauf, und Jedermann im Schlosse hatte wieder frischen Muth geschöpft. In den Zusammenkünften in den Tuilerien war man weit davon entfernt, eine neue Empörung zu fürchten; man wünschte sie vielmehr. Die Gewißheit, die Männer des 20. Juni niederzuwerfen, hatte Alle beruhigt. Das Königthum hatte die Stufe des Verfalls erreicht, daß es nur durch einen Sieg sich wieder erheben konnte. Es erwartete die Schlacht und glaubte auf dieselbe vorbereitet zu sein.

XIII.

Die Girondisten und Jacobiner ihrerseits hatten sich vereinigt und bereiteten sich, bestürzt über die Wirkung, welche die erfolglosen Vorfälle am 20. Juni auf die öffentliche Meinung gehabt hatten, zu einem letzten Angriffe vor. Obgleich sie einstweilen noch nicht darüber einig waren, welche Regierungsform sie Frankreich geben würden, wenn das Volk siegreich sein würde, so wirkten sie doch im Verein darauf hin, den gemeinschaftlichen Feind zu entthronen. Die Ankunft der Marseiller sollte für beide Parteien Zeichen und Mittel zum Handeln sein. Diese kräftigen, wilden Leute, die durch den langen Marsch aufgeregt waren, den sie mitten in der Hitze des Sommers unternommen, hatten sich von der in den Städten und auf dem Lande gleich einer lodernden Feuersbrunst um sich greifenden Begeisterung entflammen lassen und betraten Paris mit glühendem Eifer für ihre Ueberzeugungen. Sie waren mehr an den Kampf gewöhnt und konnten besser zu verzweifelten Unternehmungen gebraucht werden, als das Volk von Paris, das zwar den Lärm, aber auch seine Häuslichkeit liebte; die Marseiller sollten daher den Mittelpunkt der großen Empörung bilden. Es waren funfzehnhundert Mann, welche gleichsam die in den einzelnen Theilen des Landes herrschende demagogische Wuth in sich zusammenfaßten und in den Mittelpunkt des Reichs versetzten, um sie dort stärker hervortreten zu lassen. Sie nahten sich unter der Leitung von untergeordneten Führern; ihre beiden wirklichen Anführer waren ihnen schon nach Paris vorangeeilt; es waren dies zwei junge Marseiller, Barbaroux und Rebecqui.

Barbaroux ist schon bekannt. Rebecqui, sein Landsmann und Freund, war 1789 einer der ersten Agitatoren des Landes gewesen, als Mirabeau's Wahl zum Mitgliede der constituirenden Versammlung zu Aix und zu Marseille Unruhen veranlaßt hatte. Er war wegen Theilnahme an diesen Unruhen vor Gericht gezogen und vor der Versammlung von seinem beredten Mitschuldigen vertheidigt worden. Er war eines der Häupter der Jacobiner zu Marseille geworden, hatte sich an die Spitze der Bataillone der Nationalgarde

dieser Stadt gestellt, welche nach Arles marschirt waren und die Mörder von Avignon der Strafe der Gesetze entzogen. Als er deshalb nach Orleans geschickt worden war, wurde er mit in die Amnestie eingeschlossen, welche die Girondisten den Verbrechen im Süden hatten zu Theil werden lassen. Rebecqui war entschlossen, die Revolution ihr Ziel erreichen zu lassen, selbst auf die Gefahr hin, daß sie noch darüber hinausgehen könnte; er hatte anfänglich mit den Girondisten Verbindungen angeknüpft, war dann nach Marseille zurückgekehrt und hatte im Verein mit Barbaroux dieses Marseiller fliegende Corps zusammengeworben, das die Parteien zu Paris nöthig hatten, um Frankreich gleichsam zu elektrisiren und um ihre Pläne zu Ende führen zu können. Die Berufung dieser volksthümlichen Streitkräfte nach Paris war von Madame Roland angegeben, von den beiden jungen Anhängern ihrer Partei ausgeführt worden. Während die Redner und die Tribunen der Versammlung, bei den Jacobinern, bei den Cordeliers und in der Reitbahn sich umsonst hören ließen und die Massen anregten, ohne ihnen einen bestimmten Anstoß und eine bestimmte Richtung zu geben, nahmen eine Frau und zwei junge Leute die Verantwortlichkeit der Ereignisse auf sich und bereiteten den letzten Tag der Monarchie vor.

Barbaroux und Rebecqui begegneten wenige Tage vor Ankunft der Marseiller Roland auf den Champs Elysées. Der Greis und die jungen Leute umarmten sich mit dem feierlichen Ernste, zu dem sich entschlossne Männer gestimmt fühlen, wenn die Vollendung großer, bedeutungsvoller Pläne bevorsteht. Nachdem sie mit leiser Stimme sowol über den unglücklichen Zustand ihres Vaterlandes, als auch über ihre Pläne gesprochen, kamen sie überein, am andern Tage, um vor den Spionen des Hofes sicher zu sein, sich zu einer letzten Zusammenkunft zu vereinigen. Die beiden Marseiller begaben sich in der Nacht in die kleine Wohnung der Straße Saint-Jacques, die der in Ungnade gefallne Minister bezogen hatte. Madame Roland, die Beratherin ihres Mannes und ihrer Freunde, wohnte dieser Unterhaltung bei und ließ darin die erhebende Stimmung und die Entschlossenheit herrschen, deren sie fähig war. „Die Freiheit ist verloren,“ sagte Roland, „wenn wir dem Hofe Zeit lassen. La Fayette

ist wie ein Dictator nach Paris gekommen und sein Erscheinen hat Aufschlüsse über die verrätherischen Pläne gegegeben, auf welche er bei der Nordarmee sinnt. Die Armee des Centrums hat weder ein Comité, noch ergebne Gesinnungen, noch einen General. In sechs Wochen sind die Oestreicher in Paris."

Hierauf wurden Karten ausgebreitet und sie untersuchten die Stellungen, den Lauf der Füsse, die steilen Abhänge der Berge, die Engpässe, welche bei einem Einfalle der fremden Heere als die am schwierigsten zu überwindenden Hindernisse angesehen werden konnten. Sie bezeichneten die Stelle der Reservelager, welche nach und nach die hintern Linien decken sollten, wenn die bedeutendern genommen worden wären. Endlich wurde beschlossen, die Ankunft der Marseiller zu beschleunigen, um das auf Bildung eines Lagers bei Paris bezügliche Decret in Ausführung zu bringen und durch eine entscheidende Empörung den Anschlägen des Hofes zuvorzukommen. Sie kamen überein, daß Péthion, der durch den überwiegenden Einfluß, den sein Name ausübte, der im Werke stehenden Bewegung unentbehrlich und bei der Mairie nöthig war, um jeden Widerstand der Municipalität und der Nationalgarde zu lähmen, die gesetzmäßige heuchlerische Neutralität beobachten solle, die für das Gelingen ihrer Pläne von so großem Nutzen war. Barbaroux, der einige Tage später bei ihm zu Mittag aß, sagte ganz laut zu ihm, daß er sich wol bald in seinem Hause als Gefangner sehen würde. Péthion verstand ihn und lächelte. Seine Frau stellte sich, als ob diese Aeußerung sie besorgt mache. „Beruhigen Sie sich, Madame," sagte Barbaroux; „wenn wir Péthion in Fesseln schlagen, so geschieht dies bei Ihnen und mit dreifarbigen Bändern."

Carra benachrichtigte ebenfalls Péthion, daß man ihn in Stand setzen würde, seine Pflichten als Maire nicht verletzen zu müssen, indem er eine Sicherheitswache erhalten würde, die sich so stellen sollte, als ob sie ihm Gewalt anthäte und ihn verhindern würde, im Augenblick der Empörung einzuschreiten. Péthion war so damit einverstanden, die Rolle eines Beamten zu spielen, der seine ihm vom Gesetze auferlegten Verpflichtungen nicht verletzt, daß er sich

später darüber beklagte, wie die Verschwornen vergessen hätten, ihn verhaften zu lassen, und daß er selbst mehrere Male nach den Abtheilungen der Empörer, die sich so stellen sollten, als ob sie seine Verhaftung vornähmen, ausschickte, um ihre Ankunft zu beschleunigen. Madame Roland war die Seele dieser Bewegung, Péthion, das Mittel, Barbaroux, Danton, Santerre die Leiter derselben.

Die Verschwornen suchten einige Tage lang nach einem General, der fähig dazu wäre, diesen zuchtlosen Massen militärischen Sinn beizubringen und die Armee des Volkes, die der Armee des Hofes gegenüber stehen sollte, zu schaffen. Sie richteten ihr Augenmerk auf Montesquiou, General der Alpenarmee, der sich in Paris befand, wo er um Verstärkungen nachsuchen wollte. Montesquiou, der ehrgeizig nach Ruhm, nach hohen Stellen, nach Vermögen strebte, gehörte seiner Geburt nach zur Hofpartei, seinen Principien nach und in Bezug auf die Aussichten, welche ihm die Revolution eröffnete, zur Volkspartei; er schien nach Danton's Ansicht unter die Männer zu gehören, die sich eben so leicht in Versuchung führen lassen, wenn sie der Freiheit, wie wenn sie dem Throne einen großen Dienst erweisen können. Roland und seine Freunde glaubten nicht an seine Ueberzeugungen, aber sie glaubten an seinen Ehrgeiz. Sie hatten bei Barbaroux eine Zusammenkunft mit dem General, wo sie ihm theilweise ihre Pläne eröffneten. Montesquiou hörte sie ohne Erstaunen und ohne Widerwillen an; aber er entschied nichts. Sie glaubten, daß der Hof ihnen zuvorgekommen wäre, und daß Montesquiou, im Zweifel darüber, wie dieser letzte Kampf zwischen Volk nnd König enden würde, sich von jeder Theilnahme an den Ereignissen fern halten wollte. Sie verließen ihn, ohne sich mit ihm zu veruneinigen, und beschlossen, weder an Taktik noch an einen General für das Volk zu denken, sondern es nur seiner Wuth und seinem Glücke zu überlassen.

XIV.

Am folgenden Tage, den 29. Juli, kamen die Marseiller in Charenton an. Barbaroux, Bourdon de l'Oise, Merlin, Santerre gingen, von einigen der thätigern Männer

der Jacobiner und der Vorstädte begleitet, ihnen entgegen. Ein Gastmahl vereinigte die Führer der Marseiller und die Verschwornen von Paris. Sie verstanden sich und reichten sich die Hand zu brüderlicher Vereinigung. Die Führer fanden ihre Armee, die Armee ihre Führer. Nach dem Gastmahle, bei dem die Begeisterung, welche die Gemüther entflammte, sich in den Klängen des Liedes von Rouget de Lisle Luft machte, nahmen die Verschwornen auf einige Stunden von den Marseillern, die bei den bedeutendsten Patrioten zu Charenton wohnten, Abschied. Unter dem Schutze der Nacht begaben sie sich in ein einzeln stehendes, von Gärten umgebnes Haus des Dorfes, das bereits seit mehreren Monaten ihr geheimer Versammlungsort war. Santerre, Danton, Fabre d'Eglantine, Panis, Huguenin, Gonchon, Marat, Alexandre, Camille Desmoulins, Varlet, Lenfant, Barbaroux und noch einige andre entschlossne Männer fanden sich daselbst ein. In diesem Hause waren alle großen Ereignisse der Revolution vorbereitet worden. Hier schlug ihre Stunde, hier wurde für sie das Losungswort gegeben. Hier gingen geheime, oft stürmische Berathungen voraus, ehe sie beschlossen wurden. Verlassne Gäßchen und breite, von den Gemüsegärtnern der Vorstädte bebaute Felder trennten das Haus der Verschwornen von andern Wohnungen, sodaß das Herankommen derselben nicht bemerkt und ihre lärmende Unterhaltung nicht gehört werden konnte. Die Thüren und die Fenster blieben immer verschlossen und gaben dieser Wohnung den Anschein eines unbewohnten Landhauses. Der Thürhüter öffnete die Thüre nur des Nachts und auf bestimmte Erkennungszeichen.

Mitternacht war schon vorbei, als die Verschwornen, noch aufgeregt von den patriotischen Gesängen und vom Weine, sich auf verschiednen Fußwegen dorthin begaben. Durch ein sonderbares Zusammentreffen, welches oft große Krisen der Natur mit großen den Staaten bevorstehenden Krisen in Verbindung setzt, zog in diesem Augenblicke ein Gewitter über Paris heran. Eine erstickende Schwüle hatte den ganzen Tag über das Athemholen erschwert. Dicke Wolken hatten gegen Abend eine drohende Färbung angenommen und die Sonne gleichsam in ein schwebendes Meer versenkt. Gegen zehn Uhr entluden sie sich ihrer

Elektricität und zahllose leuchtende Blitze durchzuckten den Himmel. Die hinter diesem Wolkenvorhange gefangen gehaltnen Winde brachen mit einem, dem Geheul tobender Wogen gleichenden Brausen hervor, beugten die Saaten, zersplitterten die Zweige der Bäume, rissen die Dächer mit fort. Regen und Hagel rauschten auf den Boden, als ob die Erde von oben herab gesteinigt würde. Die Blitze leuchteten und schlugen acht Stunden lang ein und tödteten eine große Anzahl von den Männern und Weibern, die in der Nacht Vorräthe nach Paris bringen. Schildwachen wurden unter verbrannten Trümmern ihrer Schilderhäuser erschlagen gefunden. Eiserne Gitter wurden vom Winde oder vom Blitze gedreht und mit ihren Angeln aus den Mauern gerissen, in denen sie festgemacht waren, und auf unglaubliche Entfernungen fortgeschleudert. Die beiden höchsten Spitzen, welche sich in der Landschaft von Paris erheben, Mont Martre und Mont Valérien, wurden vorzüglich von dem zerstörenden Strahle, der aus den über ihnen hängenden Wolken drang, heimgesucht. Der Blitz, der vorzüglich alle einzeln stehenden, mit Eisen beschlagnen Denkmäler traf, warf alle Kreuze nieder, die an den Kreuzwegen standen, von der Ebene von Issy und dem Gehölz von Saint-Germain und Versailles an bis zu dem Kreuze auf der Brücke zu Charenton. Am andern Morgen lagen die Trümmer dieser Kreuze auf dem Boden herum, als ob ein unsichtbares Heer vorbeigezogen wäre und alle die verstoßnen Zeichen des christlichen Cultus umgestürzt hätte.

XV.

Bei dem Toben dieses Gewitters berathschlagten die Verschwornen zu Charenton über den Umsturz des Thrones. Danton, Huguenin, Alexandre, Gonchon, Camille Desmoulins, die mehr wie die Andern mit den Quartieren von Paris in Verbindung kamen, sagten für die aufrührerischen Gesinnungen des Volkes gut. Santerre versprach, daß am andern Tage vierzigtausend Mann aus den Vorstädten den Marseillern entgegengehen sollten, als ob sie mit ihnen sich verbrüdern wollten. Es wurde ausgemacht, daß die Marseiller im Centrum dieser ansehnlichen Colonne ihren Platz

finden und daß alle von den Vorstädten nach den Quais ziehen sollten. In Folge eines den Plänen der Verschwornen günstigen Befehles Péthions sollten einige bespannte Kanonen mit schwacher Bedeckung auf dem Wege der Marseiller aufgestellt werden, sodaß sie von ihnen genommen werden konnten. Tausend Empörer sollten sich von der großen Abtheilung trennen, während diese nach dem Louvre zöge, das Rathhaus umringen, Péthion in Unthätigkeit erhalten, die Ankunft der neuen Commissäre der Sectionen erleichtern, welche die Municipalität absetzen, eine neue bilden und so der Bewegung einen gesetzlichen Charakter mittheilen sollten. Vierhundert Mann würden das Directorium des Departements verhaften. Das Zeughaus, die Getreidehalle, das Invalidenhaus, die Ministerien, die Seinebrücken würden von zahlreichen Posten besetzt werden. Die Armee des Volks würde in drei Abtheilungen nach den Tuilerien vorrücken. Sie würde auf dem Carrouselplatze und in dem Garten, mit Kanonen, Lebensmitteln, mit Zelten versehen, sich lagern, sich durch Gräben, Barrikaden, Feldschanzen sichern und alle Verbindung zwischen dem Schlosse und den von Außen kommenden Vertheidigern, wenn es deren gäbe, unterbrechen, die schweizer Wachmannschaft in den Tuilerien würde nicht versuchen, gegen ein zahlreiches, mit Artillerie versehnes Heer Widerstand zu leisten. Man würde die andern Schweizerregimenter nicht in ihren Kasernen angreifen, sondern sich begnügen, sie darin eingeschlossen zu halten und ihnen zu sagen, ruhig die Aeußerung des nationalen Willens abzuwarten. Man würde nicht mit Gewalt in das Schloß eindringen, sondern nur das Königthum in seinem letzten Zufluchtsorte einschließen, und nach dem Beispiele des römischen Volkes, als es sich auf den Mons Aventinus zurückzog, der Versammlung einen Volksbeschluß zukommen lassen und ihr anzeigen, daß das bei den Tuilerien gelagerte Volk nicht eher die Waffen niederlegen würde, als bis die Vertreter der Nation den Gefahren des Vaterlandes abgeholfen und die Freiheit sicher gestellt hätten. Jede Unordnung, jede Gewaltthätigkeit, jeder Plünderungsversuch würde bestraft werden; kein Blutvergießen würde stattfinden. Die Entthronung würde mit so großartiger Aeußerung von Kräften vor sich gehen, daß der Muth zu jedem Widerstande,

der Anlaß und die Gelegenheit zu irgend einer Ausschweifung benommen werden würde. Es würde eine That des Volkswillens sein, die groß, rein und unwiderstehlich wie das Volk sein würde.

Das war der Plan der Girondisten, der von Barbaroux mit Bleistift aufgezeichnet, von Fournier, einem der Führer der Marseiller, abgeschrieben und von Danton und Santerre angenommen wurde.

XVI.

Die Verschwornen versprachen einander feierlich, diesen Plan am andern Tage auszuführen; und um sich gegenseitig vor Verrath zu schützen, wenn Jemand unter ihnen sich befinden sollte, der dessen fähig sein könnte, kamen sie überein, daß Einer den Andern überwachen sollte. Jeder Führer der Marseiller nahm mit sich einen pariser Führer; Héron gesellte sich zu Rebecqui, Barbaroux zu Bourdon, und so Jeder zu einem Andern, damit der Verräther, wo er sich auch befände, auf der Stelle in dem Gefährten, den er sich gewählt, einen Rächer fände. Ueber die Entscheidung der Nationalversammlung wurde noch nichts im voraus bestimmt, um nicht zu einer Zeit, wo Einstimmigkeit so nothwendig war, Spaltungen entstehen zu lassen. Das Ziel, dem die Parteien zustreben, muß unbestimmt und unentschieden sein, wie die Leidenschaften und die Vorspiegelungen der Einbildungskraft der Einzelnen, aus denen sie bestehen. Alles, was genau begrenzt hingestellt wird, wird verringert. Nichts bestimmen und Alles hoffen, darin liegt das, was bei den Revolutionen mit fortreißt.

Nur die Absetzung des Königs wurde von allen Patrioten ohne Ausnahme gefordert; man verlangte sie schon laut in den Clubs, in den Sectionen, in Petitionen, in der Versammlung. Das Volk, das neben dem Schlosse, welches ihm als Mittelpunkt verrätherischer Pläne bezeichnet wurde, lagerte, würde sie ohne allen Zweifel von seinen Vertretern fordern. Aber sollte der Thron wieder aufgerichtet werden, wenn ihn der König verlassen hatte? Wer sollte berufen werden, um ihn wieder einzunehmen? Ein Kind unter der Vormundschaft des Volkes? Der Herzog von

Orleans? Der Herzog von Orleans hatte Gefährten, mit denen er vertrauten Umgang hatte, aber keine Anhänger. Wenn die bei ihm vorausgesetzte Theilnahme an Anschlägen gegen den Hof einige ehrlose, verschuldete Männer zu ihm lockte, so sagte sein berüchtigter Name den unbescholtnen Freunden der Freiheit nicht zu. Geburt, Vermögen, Gleichheit der Interessen, Popularität, wechselseitige Verpflichtung in Bezug auf Gesinnungen, Ergebenheit an die Sache des Volks, alles dies machte den Herzog dazu geeignet, vom Volke gekrönt zu werden und mit ihm zu siegen; Eins fehlte ihm nur: die öffentliche Achtung. Er konnte seinem Lande nützlich sein und es retten; er konnte aber der Revolution keinen Glanz verleihen. Dies war sein Fehler. Es widerstand Robespierre und den Girondisten, seinen Namen anzunehmen. Sie stimmten alle darin überein, ihn bei Allem, was die Ausführung ihrer Pläne betraf, unberücksichtigt zu lassen.

Roland, Vergniaud, Gensonné, Guadet, selbst Barbaroux waren zwar noch unentschlossen in Bezug auf die Errichtung einer Republik, aber sie zogen sie doch mit allen Aussichten auf Anarchie der Herrschaft eines Fürsten vor, der auf dem Throne die Schwäche seines Vorgängers durch Unentschlossenheit ersetzen und die erst vor kurzem ins Leben getretne, kräftig bestehende Constitution langsam dem Verfalle zuführen würde. Wechsel der Dynastie, Regentschaft, Dictatur oder Republik, Alles ließen die Verschwornen einstweilen noch gänzlich unberührt. Sie verließen sich auf die Ereignisse, die stattfinden sollten und begnügten sich damit, sie vorzubereiten, ohne sie im voraus in ihren Folgen ergründen zu wollen. Dies war überhaupt beständig das Verhalten der Girondisten: sie trieben immer vorwärts, ohne zu wissen, wohin. Dieses System, den Zufall vorwalten zu lassen, machte aus ihnen die Werkzeuge der Revolution, erlaubte ihnen aber nie die Herrschaft über sie zu führen. Sie waren ihrem Charakter nach dazu bestimmt, anregend auf sie einzuwirken, sie aber niemals zu leiten. Darum wurden sie auch Alle anders wohin und weiter von ihr mit fortgerissen, als sie beabsichtigt hatten.

XVII.

Dieser Plan scheiterte an der Unmöglichkeit, noch in derselben Nacht die nöthigen Verfügungen zu der Zusammenziehung der Empörer zu treffen. Barbaroux gab diese Verzögerung Santerre Schuld, der mehr eine Aufregung seiner Vorstadt, als den Umsturz der Regierung wollte. Péthion selbst war nicht bereit. Er bildete gleichsam den Mittelpunkt aller gesetzmäßigen und aufrührerischen Unternehmungen, er war zugleich der Vertraute derer, welche die Constitution vertheidigen, und derer, die sie angreifen wollten, er sprach zu Jedem auf verschiedne Weise und gab sich widersprechende Befehle. Es entstand hieraus eine solche Verwirrung von Verfügungen, Rathschlägen und Maßregeln, daß Jeder in Ungewißheit über die wahren Absichten des Maire von Paris schwebte; Alles unterblieb .... Weder Paris noch die Vorstädte erhoben sich. Die Marseiller zogen, nur von den Häuptern begleitet, die Tags vorher mit ihnen sich befreundet hatten, heran. Zweihundert Mann von der Nationalgarde und ungefähr funfzig Föderirte ohne Uniform, mit Piken und Messern bewaffnet, waren allein bei ihrem Einzuge in Paris zugegen. Die Hefe der Bevölkerung der Vorstädte und des Palais Royal, Kinder, Weiber, Müßiggänger stellten sich auf dem Bastillenplatze und in den Straßen, durch welche sie nach der Mairie zogen, auf, um sie an sich vorbeimarschiren zu sehen. Péthion hielt eine Anrede an sie. Die Kaserne der Chaussée d'Antin wurde ihnen zugewiesen. Sie begaben sich dorthin.

Santerre und einige Nationalgardisten der Vorstadt Saint-Antoine hatten für sie ein Gastmahl bei einem Speisewirth in den elysäischen Feldern zurichten lassen. Nicht weit davon vereinigten sich in einem andern Speisehause, entweder absichtlich oder aus Zufall, eine Anzahl Offiziere aus den dem Könige ergebnen Bataillonen der Nationalgarde, einige verabschiedete Gardes du Corps und junge royalistische Schriftsteller, ebenfalls zu einem Mahle. Dieses Zusammentreffen konnte nur zu einem Streite führen. Es heißt, daß die Royalisten ihn wünschten, um Paris gegen diesen Haufen Fremder aufzuwiegeln und um verlangen zu

können, daß sie in das Lager von Soissons geschickt werden sollten. Während des Essens ließen sie den Ruf: Es lebe der König! ertönen, der den Feinden des Thrones Trotz zu bieten schien. Die Marseiller antworteten darauf mit dem Rufe: Es lebe die Nation! Herausfordernde Geberden ließen sich sehen. Das Volk, welches von weitem zusah, bewarf die royalistischen Grenadiere mit Koth. Diese zogen ihre Säbel. Das Volk rief die Marseiller zu Hülfe. Die Gräben und die Pfähle, welche die beiden Gärten trennten, wurden in einem Augenblicke übersprungen. Die Klingen klirrten gegen einander, die herausgerissenen Pfähle dienten den Kämpfenden als Waffen. Das Blut strömte. Viele Nationalgardisten wurden verwundet. Einer von ihnen, der Wechselagent Duhamel, feuerte auf die Angreifenden zwei Pistolenschüsse ab. Er fiel, von dem Bajonnette eines Marseillers tödtlich verwundet. Der Commandant der Truppen, welche die Wache im Schlosse hatten, ließ Generalmarsch schlagen und Kanonen im Garten auffahren, als ob ein Angriff bevorstände. Das Bataillon des Quartiers Filles Saint Thomas ergriff freiwillig die Waffen, um den Grenadieren zu Hülfe zu eilen. Andre Bataillone folgten ihrem Beispiele, stellten sich auf den Boulevards auf und wollten sich, um Rache zu nehmen, nach der Kaserne der Marseiller begeben. Péthion eilte zur Kaserne, befreite einige Gefangne, hielt die Nationalgarde zurück und stellte die Ordnung wieder her.

Während dieses Lärmens fanden die fliehenden Royalisten eine Zuflucht im Tuileriengarten und die Verwundeten wurden auf die Wache der Nationalgarde im Schlosse gebracht. Der König, die Königin, die Frauen des Hofstaates, die Edelleute, welche das Gerücht von Gefahren um sie herum versammelt hatte, kamen herbei, verbanden mit eignen Händen die Wunden ihrer Vertheidiger, äußerten sich beifällig über die Nationalgarde und sprachen mit Unwillen von den Marseillern. Regnault-de-Saint-Jean-d'Angely war unter den Verwundeten. Am Abend herrschte bereits unter der ganzen Bourgeoisie allgemeine Aufregung gegen die Marseiller. Bei der am folgenden Tage stattfindenden Sitzung der Versammlung wurden zahlreiche Petitionen vorgebracht, welche ihre Entfernung verlangten. Die Galerien zischten die Petitionäre aus. Merlin verlangte die

Tagesordnung. Montaut klagte die Ritter des Dolches an. Gaston sah darin eine Herausforderung des Hofes, den Bürgerkrieg anzufangen. Grangeneuve sprach von Racheplänen, welche von der Nationalgarde ausgesonnen würden. Die andern girondistischen Deputirten würdigten die Forderung, die Marseiller zu entfernen, keiner weitern Berücksichtigung und freuten sich über diese Auftritte, welche sie als Vorspiel anderer Gewaltthätigkeiten ansahen.

Der Hof wurde durch solche Anzeichen in Furcht gesetzt und suchte, wie er Danton erkauft zu haben glaubte, auch die Führer dieser Truppen zu bestechen. Aber wenn auch ränkesüchtige Männer leicht bestochen werden, so ist dies nicht derselbe Fall mit Fanatikern. Es gab blutgierige Leute unter den Marseillern, aber keine Verräther. Dieser Plan wurde daher wieder aufgegeben.

Marat seinerseits richtete an Barbaroux ein aufwieglerisches Schreiben, welches gedruckt und unter seine Soldaten vertheilt werden sollte. Marat forderte darin zur Ermordung des gesetzgebenden Corps auf, aber er wollte, der König und die königliche Familie sollten verschont bleiben. Seine vorübergehenden, verborgnen Verbindungen mit geheimen Agenten des Hofes ließen diese Menschlichkeit Marats, dessen Feder stets nur in Blut getaucht war, ziemlich verdächtig erscheinen. Er glaubte noch nicht, daß das Volk bei den bevorstehenden Ereignissen den Sieg davontragen würde. Er war für sein eigenes Leben besorgt; er bat am 9. August Barbaroux um eine geheime Unterredung und beschwor diesen, ihn vor seinen Feinden zu retten und ihn als Köhler verkleidet mit sich nach Marseille zu nehmen.

XVIII.

Ein andrer Schritt wurde im Namen Robespierre's, aber ohne sein Mitwissen unternommen, um die Marseiller näher mit ihm zu verbinden. Zwei Vertraute Robespierre's, Panis und Fréron, seine Kollegen in der Municipalität, ließen Rebecqui und Barbaroux unter dem Vorwande, den Marseillern eine dem Mittelpunkte der Revolution, den Cordeliers, näher liegende Kaserne anzuweisen, auf das Rathhaus rufen. Dieses Anerbieten wurde angenommen. Pa-

nis, Fréron, Sergent drückten ihre Gedanken auf dunkle Weise aus. „Das Volk braucht einen Führer! Brissot trachtet nach der Diktatur, Péthion besitzt sie, ohne Gebrauch davon zu machen. Sein Genie ist zu klein! Er liebt ohne Zweifel die Revolution, aber er will das Unmögliche, nämlich gesetzliche Revolutionen. Wenn seiner Schwäche nicht Gewalt angethan würde, so würde sich niemals ein Ergebniß vorfinden.“

Am andern Tage ließ sich Barbaroux zu Robespierre hinziehen. Der leidenschaftliche junge Mann aus dem Süden erstaunte, als er bei dem strengen und kalten Philosophen eintrat. Robespierre's Persönlichkeit war, wie wenn er sich selbst Verehrung erwiese, bis an den einfachsten Zierrathen seiner bescheidnen Stube bemerkbar. Ueberall fand sich sein Bild vor, von Zeichenstift, Pinsel oder Meißel hervorgebracht. Robespierre hielt sich nur an allgemeine Betrachtungen über den Gang der Revolution und sprach nur von dem schnellen Vorwärtsschreiten, zu dem ihn die Jacobiner angeregt hätten, von dem Bevorstehen einer Krise und von der dringenden Nothwendigkeit, dieser Krise einen Mittelpunkt, ein Haupt zu geben, indem ein Mann mit populärer Allgewalt versehen würde. — „Wir wollen ebensowenig einen Diktator, wie einen König,“ antwortete Rebecqui kurz. Man trennte sich. Panis begleitete die jungen Marseiller und sagte zu Rebecqui, indem er ihm die Hand drückte: „Sie haben falsch verstanden; es handelte sich durchaus nicht um eine Diktatur, sondern um eine vorübergehende Gewalt während des Aufstandes, um das Volk zu leiten und zu retten. Robespierre ist gewiß dieser Mann des Volkes!“

Außer den Aeußerungen während dieser Unterhaltung, die ohne Robespierre's Mitwissen von seinen Freunden vorgeschlagen und von den Marseiller Führern angenommen wurde, deutet bei Robespierre nichts darauf hin, daß er vorzeitig den Gedanken einer Diktatur gefaßt, oder selbst daß er auf bestimmte Weise an den Vorfällen am 10. August Theil genommen habe. Die Republik war für ihn noch in eine solche Ferne gerückt, daß sie ihm fast noch wie ein Ideal erschien; eine Regentschaft ließ ihm eine schwache, von innern Unruhen heimgesuchte Regierung voraussehen; der Herzog von Orleans war ihm zuwider, weil er die Krone nur sei-

nen Ränken verdankt haben würde; die gesetzmäßig und aufrichtig ausgeübte Constitution von 1791 würde ihm genügt haben, wenn er nicht den Hof des Verrathes schuldig geglaubt hätte. Die Diktatur, nach welcher sein Ehrgeiz strebte, war die Diktatur über die öffentliche Meinung, die unumschränkte Herrschaft seines Wortes. Er trachtete nach keiner andern Herrschaft, und jede Bewegung, welche heftig erschütternd auf die Verhältnisse einwirkte, konnte dieser Schaden bringen.

Zwanzigstes Buch.

I.

Unterdessen nahm die herrschende Gährung mit jeder Stunde zu. Ueberall ließen sich Anzeichen bemerken, welche auf Zeiten drohender Gefahren für die Staaten hindeuten, wie großen Ereignissen in der Natur ein dumpfes unheimliches Geräusch vorhergeht. La Fayette, hieß es, würde nach Paris marschiren. Der alte Luckner hatte von diesem Plan während eines Mittagessens bei dem Bischof von Paris gesprochen. Luckner widerrief jetzt, was er mitgetheilt hatte, da er davon in Kenntniß gesetzt worden war, wie gefährlich ein solches Geständniß wäre. Die in Paris zusammengedrängten Föderirten weigerten sich, die Stadt zu verlassen, indem sie vorschützten, daß die Verrätherei der aristokratischen Generale, denen man sie zuschicken wollte, um von ihnen nicht zum Siege, sondern zum Tode geführt zu werden, offenkundig wäre. Dumouriez hatte den hinterlistigen Befehl erhalten, sein Lager abzubrechen und so den Oestreichern den Zugang zur Hauptstadt frei zu machen. Aus Patriotismus hatte er nicht gehorcht. Die Vorbereitungen zu Angriff und Vertheidigung wurden in der Stille im Schlosse getroffen. Die im Innern desselben liegenden Gemächer des Königs waren mit Adligen und mit zurückgekehrten Emigrirten angefüllt. Der Generalstab der Nationalgarde nahm

an den Anschlägen des Hofes Theil. Der Carrouselplatz und der Tuileriengarten war in ein Lager, das Schloß in eine Festung, die bereit war, tödtliches Geschoß und Brand auf Paris zu schleudern, umgewandelt. Selbst der Boden des Tuileriengartens wurde von dem Volke wie mit einem Fluche getroffen angesehen, und den wahren Bürgern war es untersagt, ihn zu betreten. Zwischen der Terrasse der Feuillants und diesem Garten war als einzige hemmende Schranke ein dreifarbiges Band ausgespannt, wobei sich die drohende Inschrift befand: „Tyrann, unsern Zorn hält ein Band, ein Faden deine Krone."

Die Sektionen von Paris, diese gesetzlichen Clubs, diese unzusammenhängenden Bruchstücke von Muncipalitäten, diese beständigen Mittelpunkte anarchischer Berathungen, versuchten so viel als möglich mit Einheit aufzutreten, um der Versammlung und dem Hofe mehr Achtung und mehr Furcht einzuflößen. Péthion richtete auf dem Rathhause ein Bureau einer allgemeinen Correspondenz zwischen den Sektionen ein. Es wurde dort in ihrem Namen eine Adresse an die Armee aufgesetzt, die nichts als eine Aufforderung zur Ermordung der Generale war. „Nicht gegen die Oestreicher, sagten sie zu den Truppen, gegen uns möchte euch La Fayette führen. Mit dem Blute der ersten Bürger möchte er das Pflaster des königlichen Schlosses röthen, um die Augen dieses unersättlichen und verderbten Hofes zu erfreuen! Aber wir überwachen diesen, und wir sind stark! In dem Augenblicke, den die Verräther dazu ausersehen, um unsere Städte dem Feinde zu überliefern, werden sie verschwinden, und wir werden uns unter den Trümmern unserer Städte begraben!"

Reden, die in demselben Geiste gehalten wurden, regten das Volk in den Sektionen auf. Durch die Presse wurde eine von diesen Reden, die in der Sektion des Luxemburg gehalten worden und sich durch kräftige Kürze bemerkbar machte, im ganzen Lande verbreitet. „Franzosen! Ihr habt eine Revolution gemacht und gegen wen? — Gegen den König, den Hof, die Adligen und ihre Anhänger! — Wem habt ihr das Schicksal der Revolution anvertraut, nachdem ihr sie gemacht habt? — Dem Könige, dem Hofe, den Adligen und ihren Anhängern! — Gegen wen führt ihr im Auslande Krieg? — Gegen Könige, gegen Höfe,

gegen Adlige und ihre Anhänger! — Wen habt ihr an die Spitze eurer Armeen gestellt? — Den König, den Hof, die Adligen und ihre Mitschuldigen. Nun denn! so zieht euch den Schluß daraus: entweder ist der König und Jeder von den Adligen und den Intriganten, welche die Angelegenheiten eures Vaterlandes leiten und an der Spitze eurer Heere stehen, ein Brutus, der seinen Vater, seinen Bruder für das Wohl des Ganzen opfert, oder alle zusammen verrathen euch." Der aus dieser Rede sehr leicht zu ziehende Schluß war, daß man niemals eine Revolution Männern anvertrauen müsse, gegen die sie gemacht worden war, das heißt, daß alle halbe Revolutionen Hirngespinnste wären, und daß nur die Republik einen aufrichtigen Krieg gegen die Monarchie führen könne. „Erhebt euch, ihr Bürger! sagte die Sektion Mauconseil. Ein verächtlicher Tyrann treibt mit unserm Geschicke seinen Spott; so mag er denn fallen! Die öffentliche Meinung allein bildet die Macht der Könige; nun so mag ihn die öffentliche Meinung entthronen! Laßt uns erklären, daß wir Ludwig XVI. nicht mehr als König anerkennen!"

Danton hob in der Sektion des Theatre=Francais den aristokratischen Unterschied zwischen activen Bürgern und passiven Bürgern auf und forderte alle, Besitzlose oder Besitzende, auf, für das Beste des gemeinsamen Vaterlandes die Waffen zu ergreifen.

II.

Logischer als La Fayette, ließ Danton nicht den Reichthum, wie früher die Geburt, als Grenze zwischen den Bürgern gelten; er hob jeden Unterschied auf. Diese Berufung auf das Recht und auf die Mehrzahl mußte die Bajonnette der Nationalgarde vor den Piken der Föderirten verschwinden lassen. Die Anwerbung der Freiwilligen, die zur Grenze abgehen sollten, wurde mit Thätigkeit betrieben; sie fand mit einer gewissen alterthümlichen Feierlichkeit auf dem Rathhausplatze statt. Auf vier Tribunen, die auf den Ecken des Platzes errichtet worden waren, befanden sich Commissäre, welche die Anmeldungen bei dem Lärm der Musik und unter dem Zurufe der Menge annahmen. Aufregende Anreden

entflammten die Begeisterung der Freiwilligen. „Bürger, wir sind im Begriff, fortzugehen, sagten die Redner der Sektion Quinze-Vingts; ihr seid dem Steuer nahe, überwacht den Steuermann, es würde besser sein, ihn ins Meer zu werfen, als die Mannschaft zu überwachen. Das neunzehnte Jahrhundert naht heran: möchten bei dem Zeitabschnit 1800 alle Bewohner der Erde erleuchtet und frei geworden sein und eine Hymne des Dankes und der Freiheit an Gott richten! Fragt noch einmal Ludwig XVI., ob er Theil nehmen will an dem großen allgemeinen Feste; wir bewahren ihm noch den ersten Platz bei dem Mahle auf. Wenn er nicht will, dann lebt wohl! Unser Gepäck ist bereit, unsere Adresse ist der Blitz, der dem zerschmetternden Schlage vorangeht.“

Die Gegenwirkung dieser äußern Störungen ließ sich bei den Jacobinern, bei den Cordeliers und selbst in der Versammlung bemerken. Die Sitzungen wurden damit zugebracht, Deputationen vorbeiziehen zu sehen und Adressen anzuhören. Die Marseiller kamen fünfhundert Mann stark und ließen durch ihren Sprecher erklären, daß der Name Ludwigs XVI. ihnen nur Verrath ins Gedächtniß rufe, und verlangten, die Minister sollten angeklagt und der König abgesetzt werden. „Das Volk hat sich erhoben, rief der Redner der Föderirten; es verlangt von euch eine bestimmte Antwort: könnt ihr es retten oder nicht?“

Isnard schleuderte in einer Rede, die ungestüm und unzusammenhängend war, wie das Geschrei eines vom Zorn Ueberwältigten, gegen den König Schmähung, Anklage, Beschimpfung und Tod. Péthion faßte mit kalter Ueberlegung seinen Haß zusammen und las an den Schranken der Versammlung die Adresse der Gemeine zu Paris vor, die nichts als eine Anklageakte gegen den König war: „Wir wollen Ihnen nicht, sagte der Maire von Paris, Ludwigs XVI. ganze Aufführung seit Anbeginn der Revolution schildern, nicht seine blutdürstigen Pläne gegen die Stadt Paris, nicht seine Vorliebe für die Adligen und die Priester, seinen Haß gegen das Volk, nicht wie die constituirende Versammlung von den Dienern des Hofes beleidigt, von Bewaffneten verdrängt worden ist, wie sie mitten in einer königlichen Stadt herumirrte und nur in einem Ballhause eine Zufluchtsstätte

fand! Wie viele Gründe hatten wir nicht, ihn in dem Augenblicke vom Throne zu entfernen, in welchem die Nation darüber verfügen konnte! Wir ließen ihn im Besitze desselben! Wir bewiesen nicht allein diesen Edelmuth, sondern thaten auch Alles, was einem Thron mehr Ansehen geben, was ihn befestigen und verschönern kann! Alle diese Wohlthaten hat er gegen die Nation benutzt, hat sich mit unsern Feinden umgeben, die Minister, die unser Vertrauen besaßen, von sich gestoßen, sich mit den Emigrirten, welche auf äußern Krieg gegen uns sinnen, und mit den Priestern, die im Innern des Landes den Bürgerkrieg anspinnen, verbunden; er hat unsere Armeen zurückgehalten, die bereit waren, Belgien einzunehmen, er ist das erste Glied der gegenrevolutionären Kette; er versetzt Pillnitz mitten nach Paris, sein Name streitet gegen den Namen der Nation; er hat seine Interessen von denen seines Volkes getrennt; laßt uns uns von ihm trennen. Wir verlangen von Ihnen die Erklärung, daß er des Throns verlustig sei!"

In der Sitzung am 5. August verlas Guadet Adressen der Departements, welche, wie die Péthions, auf Absetzung antrugen. Vaublanc erhob sich muthig gegen diese unconstitutionellen Adressen und gegen die von der Galerie und den Petitionären ausgehenden Beleidigungen und Drohungen, welche den Vertretern der Nation Gewalt anthäten. Condorcet rechtfertigte die Ausdrücke der Adresse der Gemeine von Paris über die Absetzung; er berief sich, wie Danton, gegen die Reichen an das Volk. Die Föderirten zeigten an, daß sie den Beschluß gefaßt hätten, die Tuilerien einzuschließen, bis die Versammlung die Absetzung erklärt habe.

III.

Während dieser Zeit war der Hof auf seiner Hut. Die Minister verbrachten mit einigen Municipalbeamten, welche mit ihren Schärpen versehen waren, um dem Widerstande einen gesetzlichen Charakter zu verleihen, die Nacht bei dem Könige. Im Volke verbreitete sich das Gerücht, der König habe fliehen wollen. In ganz Paris wurde ein kurzer Bericht darüber herumgetragen, welcher Folgendes enthielt:

„Diese Nacht um zwei Uhr ist der König, als Bauer verkleidet, zum Schlosse hinausgegangen; er hat seinen Weg den großen Baumgang der Tuilerien entlang nach der Drehbrücke genommen. Die Gestalt des Monarchen läßt ihn nicht leicht unerkannt bleiben. Die Schildwache hat ihn auf der Stelle erkannt. Sie hat zu den Waffen gerufen. Der Fürst ist so schnell wie möglich wieder in das Schloß zurückgelaufen; er hat sogleich an den Maire geschrieben, der sich auf's Schloß begeben hat. Der König hat ihm den Vorfall nach seiner Weise erzählt. Wie er meint, hätte er blos einen Spaziergang versuchen wollen. Es heißt, daß ihn Hr. v. La Rochefoucauld am Schlosse erwartete, um ihn an einen sichern Ort zu bringen." Der Minister erklärte, daß der König während der Nacht das Schloß nicht verlassen habe, und daß die Municipalbeamten, welche die Nachricht eines nächtlichen Angriffs, bei dem Könige in der nämlichen Zeit, in der seine Entweichung stattgefunden haben sollte, zurückgehalten hätte, dies bezeugen würden.

Am 6. versetzte die Nachricht, daß vier Verwaltungsbeamte von Toulon ermordet worden wären, die Versammlung in große Bestürzung. Hierauf wurde berathen, ob La Fayette in den Anklagestand versetzt werden sollte. Die außerordentliche für diese Angelegenheit ernannte Commission stimmte dafür. Vaublanc rechtfertigte den General. „Wenn er ehrgeizige oder verbrecherische Pläne gehabt hätte, so würde er wie Sylla, Cäsar oder Cromwell daran gedacht haben, seine Gewalt durch Siege zu begründen. Cromwell hat nach tyrannischer Herrschaft gestrebt, indem er sich auf die herrschende Partei stützte, La Fayette bekämpft sie. Cromwell stiftete einen Club von Agitatoren, La Fayette verabscheut und verfolgt die Agitatoren; Cromwell brachte seinem Könige den Untergang, La Fayette vertheidigt das constitutionelle Königthum."

Brissot, der so oft bei den Jacobinern beschuldigt worden war, La Fayette's Mitschuldiger zu sein, wollte Robespierre und seinen Freunden ihre Popularität streitig machen, indem er La Fayette dem Verdachte preisgab. „Ich, der ich sein Freund war, klage ihn an, rief er aus, ich klage ihn an, unsere Armeen so angeführt zu haben, als ob er mit Oestreich im Einverständniß gewesen wäre! Ich klage

ihn an, nicht gesiegt zu haben. Ich klage ihn an, die Zeit damit verloren zu haben, von seinen Truppen Petitionen abfassen und unterzeichnen zu lassen! Ich klage ihn an, seine Armee im Angesichte des Feindes verlassen zu haben." Der Anklagebeschluß wurde mit starker Stimmenmehrheit zurückgewiesen.

Vaublanc wurde, als er die Sitzung verließ, vom Volke verhöhnt, verfolgt und geschlagen und suchte bei einem Wachposten der Nationalgarde eine Zuflucht. Das Volk wollte schon keine Gesetzgeber mehr, sondern nur gefällige Freunde. Girardin und Dumolard erlitten die nämlichen Schmähungen. Ein Föderirter drang mit Dumolard in die Wachstube ein, schlug wie ein Wahnsinniger auf den Tisch und erklärte dem muthigen Vertreter, daß er ihm mit dem Säbel den Kopf abhauen würde, wenn er in die Versammlung zurückkehrte. Als diese Vorfälle am andern Tage in der Versammlung berichtet wurden, erregten sie den Unwillen der Constitutionellen, das Lächeln der Girondisten, das Hohngelächter der Galerien. Girardin theilte mit, daß er Tags vorher, als er die Versammlung verlassen hätte, geschlagen worden wäre. „Auf welche Stelle ist der Schlag gefallen?" wurde ihm mit ironischem Lachen zugerufen. „Man frägt mich, welche Stelle der Schlag getroffen hat? erwiedert Girardin. Von hinten ist der Schlag gegen mich geführt worden. Die Mörder treffen nie auf eine andere Weise." Diese Antwort verschaffte ihm Achtung. Der Muth ist die höchste Beredsamkeit, denn er ist die Beredsamkeit des Charakters. Girardin besaß sie im höchsten Grade. Er war Rousseau's Zögling zu Ermenonville gewesen und besaß Voltaire's treffenden Witz. Niemand trotzte so wie er in diesen Zeiten wüthender Aufregung den rohen Leidenschaften der Menge und durfte so wie er, seines geistreichen Wesens wegen, so viel Kühnheit beweisen.

An dem nämlichen Tage kamen zwölf bewaffnete Leute zu Vaublanc, sprengten seine Thüre auf, suchten ihn ohne Erfolg im ganzen Hause und erklärten beim Weggehen, daß er, wenn er wieder die Rednerbühne beträte, beim Heruntersteigen ermordet werden würde. Vaublanc betrat sie noch an demselben Abend wieder, indem er diese Einschüchterungsversuche anzeigte. Er besaß geraden Sinn, Leichtigkeit in

der Führung des Worts und eine des Alterthums würdige Unerschrockenheit. Wenn ihm auch die Beredsamkeit eines ausgezeichneten Redners fehlte, so hatte er doch die aufopfernde Tugend eines Bürgers. Er stritt allein gegen die Girondisten und unterlag stets. „Keine Gewaltthätigkeit, sagt er, soll uns zwingen, gegen unsere der Constitution geleisteten Eide zu handeln. Keine Einbildungskraft, auch nicht die barbarischste kann sich die unwürdige Behandlung vorstellen, welche gestern einige unserer Kollegen haben erleiden müssen. Wie, fügte er hinzu, wenn einer Ihrer Gesandten an einem fremden Hofe geschmäht worden wäre, so würden Sie das Schwert ziehen, um das in seiner Person beleidigte Frankreich zu rächen, und Sie dulden, daß die Vertreter des souverainen und freien Frankreichs auf dem Boden ihres Vaterlandes behandelt werden, wie sie es bei den Oestreichern oder bei den Preußen nicht sein würden."

Grangeneuve und Isnard rechtfertigten Péthion, indem sie angaben, daß er keine Macht habe, und beschuldigten die Aristokraten, die Anstifter solcher Gewaltthätigkeiten zu sein. Guadet machte den lächerlichen Vorschlag, den König zu befragen, ob er die Mittel besäße, die öffentliche Ordnung zu wahren und das Land zu schützen? Das Gelächter und das Händeklatschen der Linken zeigten Guadet an, daß er verstanden worden wäre. Röderer, der Procureur-Syndic des Departements, der vorgefordert wurde, verhehlte nichts in Bezug auf die öffentlichen Gefahren. Er zeigte an, daß in der Nacht die Sturmglocke in den beiden Quartieren der Empörung ertönen sollte. Er sprach davon, daß Maßregeln getroffen worden, und daß die Streitkräfte unzureichend wären, um der Bewegung Einhalt thun zu können. Péthion, der ebenfalls vorgefordert worden war, kam nach ihm, rechtfertigte die Mairie, klagte das Departement an, gab zu verstehen, daß Spaltungen unter den Bürgern selbst herrschten, welche die Ordnung zu vertheidigen hätten, und verbarg sein Einverständniß mit den Girondisten hinter solchen doppelsinnigen Worten, die je nach der Person, an welche sie gerichtet werden, eine verschiedene Bedeutung haben. Die Girondisten sahen diese Worte wie eine Ermuthigung, ihre Unternehmung weiter zu treiben, die Constitutionellen als ein Geständniß der Schwäche an. Péthion

ging wieder fort, ohne daß seine Popularität Schaden gelitten hatte. Die Versammlung beschloß nichts.

IV.

Während die Municipalität und die Girondisten sich so aus Berechnung unentschlossen zeigten, wirkte im Verborgnen ein geheimes Direktorium, das Péthion kannte, und von dem er gestand, daß es schon seit langer Zeit den Plan zu dem Aufstande vom 10. August berathen habe.

Es gab zu Paris ein Centralcomité der Föderirten, welches aus dreiundvierzig Führern der Föderirten von Paris und der Departements bestand, und das unter dem Schutze und in dem Versammlungsorte der Jacobiner zusammenkam, um über die den Bewegungen zu gebende Richtung sich zu berathen. Es war das Hauptquartier des Lagers der Revolution. Die Mitglieder dieses Comité, das zu zahlreich war, als daß seine Versammlungen mit der den Verschwörungen nothwendigen Verborgenheit und Einheit abgehalten werden konnten, wählten aus ihrer Mitte ein ausübendes Direktorium, das aus fünf Männern bestand, deren Entschlossenheit und Fähigkeit allgemein anerkannt waren. Sie übertrugen ihnen die Leitung der Pläne und der zu ihrer Ausführung nöthigen Maßregeln. Diese fünf waren: Baugeois, Großvicar des Bischofs von Blois; Debessé, Föderirter von La Drôme; Guillaume, Professor zu Caen; Simon, Journalist zu Straßburg, und Galissot von Langres. Sie nahmen sogleich die Aufwiegler von Paris, welche alle Fäden der Empörung in den verschiedenen Quartieren der Stadt bereits in ihrer Hand hielten, und die hauptsächlichsten Demagogen der Vorstädte zu Kollegen an. Diese waren der girondistische Journalist Carra, Fournier, der Amerikaner, Westermann, Kieulen der Elsaßer, Santerre, Alexandre, Lazouski, ein Pole, den sein republikanischer Fanatismus nationalisirt hatte; Antoine von Metz, ein ehemaliges Mitglied der constituirenden Versammlung; Lagrey und Garin, Wähler von 1789.

V.

Die erste Sitzung dieses Direktoriums wurde in einer kleinen Schenke, zum Soleil d'or genannt, in der Saint-Antoinestraße nicht weit von dem Bastillenplatze in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag des 26. Juli abgehalten. Gorsas, Herausgeber des „Courrier de Versailles", einer der Führer des Haufens, der am 6. Oktober ausgezogen war, um den König nach Paris zurückzuführen, und der sich seitdem mit den Girondisten verbunden hatte, um der Bewegung, welche er beschleunigt hatte, Einhalt zu thun, erschien um zwei Uhr Morgens, um den Verschworenen den Eid zu leisten, die Freiheit zu erobern oder zu sterben. Fournier der Amerikaner brachte eine Fahne mit, welche die Inschrift trug: Martialgesetz des souverainen Volks! Carra ging von der Versammlung aus zu Santerre, um fünfhundert Stück eines Anschlags zu holen, welcher nur diese Worte enthielt: Tod allen denen, die auf die Reihen des Volkes schießen.

Die zweite Sitzung fand am 4. August in einem zum Cadran bleu genannten Speisehause auf dem Boulevard de la Bastille statt. Camille Desmoulins, der in jeder Hinsicht und namentlich mit seiner Feder für Danton wirkte, war dabei zugegen.

Als die Verschworenen um acht Uhr Abends noch zu keinem Entschlusse hatten kommen können, begaben sie sich, um genauere Nachrichten zu erlangen, in Antoine's, des ehemaligen Mitgliedes der constituirenden Versammlung, Zimmer in der Saint-Honoré-Straße, und zwar in das nämliche Haus, in dem Robespierre wohnte. Madame Duplay, die leidenschaftlich für Robespierre's Ideen eingenommen war und die in der größten Angst war, daß dessen Leben durch eine Zusammenkunft, welche sein Haus als einen Mittelpunkt der Empörung erscheinen ließ, gefährdet werden möchte, kam gegen zwölf Uhr Nachts zu Antoine hinauf und fragte ihn unwillig, ob er denn wollte Robespierre ermorden lassen? „Es wird sich wol viel um Robespierre handeln, antwortete ihr Antoine. Hat er Furcht, so mag er sich verstecken. Wenn Jemand ermordet wird, so sind wir es."

Carra schrieb selbst bei Antoine den letzten Plan der Empörung, die Verfügungen über den Zug der Haufen, über den Angriff auf das Schloß nieder. Simon aus Strasburg nahm eine Abschrift davon und schickte gegen Mitternacht andere Abschriften zu Santerre und zu Alexandre, den beiden Kommandanten der Vorstädte. Der schlecht vorbereitete Aufstand wurde noch einmal auf den 10. verlegt. Endlich in der Nacht vom 9. auf den 10. theilten sich die Mitglieder des Direktoriums und hielten, um der Empörung einen dreifachen Stützpunkt zu verschaffen, in der nämlichen Stunde an drei verschiedenen Orten geheime Zusammenkünfte, nämlich Fournier mit Alexandre in der Vorstadt Saint-Marceau; Westermann, Santerre und zwei andere in der Vorstadt Saint-Antoine; Carra und Garin in der Kaserne der Marseiller, und zwar in dem Zimmer des Kommandanten selbst, wo sie in Gegenwart seiner Leute Rath hielten. Versammlungen von Royalisten, welche das Heil des Königs bezweckten, fanden in der nämlichen Nacht kaum einige Schritte weit von diesen geheimen Zusammenkünften statt. Ein Bote einer dieser der Gegenrevolution günstigen Versammlungen, der wichtige Papiere bei sich trug, verfehlte die richtige Thüre und trat in das Haus, in welchem sich die Republikaner vereinigt hatten. Als diese die Papiere durchsahen, erkannten sie, daß er sich geirrt hatte. Carra schlug vor, den Boten zu ermorden, damit er nicht die republikanische Verschwörung, von welcher der Zufall ihn in Kenntniß gesetzt hatte, verrathen könne. Aber ein vereinzeltes Verbrechen war unnöthig in dem Augenblick, wo die Sturmglocke anzeigen sollte, daß ein ganzes Volk an einer Verschwörung Theil genommen hatte.

Die Sturmglocke ertönte wirklich auf einigen Thürmen in den entfernteren Quartieren von Paris. Aus den vertraulichen Mittheilungen einer jungen Frau, Lucilie Duplessis, der Gattin Camille Desmoulins, läßt sich ersehen, wie die ersten Klänge der Sturmglocke am 10. August die Verschworenen bald zu unbefangener Heiterkeit, bald zu düsterem Ernst stimmten. Während sie sich bewaffnen und durch ihre Mienen auszudrücken suchen, daß sie auf Kampf und Tod vorbereitet sind, lassen sich die Regungen, welche auf dem Grunde ihrer Seele stattfinden, trotz der Rolle, die sie

angenommen, erkennen. Am 8. August kam Lucilie Duplessis vom Lande nach Paris, um Camille Desmoulins bei den bevorstehenden Gefahren nahe zu sein. Sie betete ihren Gatten an. Am 9. gaben sie ein Mittagessen, bei welchem Fréron, Rebecqui, Barbaroux und die bedeutendsten Marseiller Führer zugegen waren. Es herrschte dabei Fröhlichkeit und Sorglosigkeit der Jugend. Die Gegenwart der reizenden Frau, die Freundschaft, der Wein, die Blumen, das Glück der Liebe, Camille's witzige Einfälle, die Hoffnung auf baldige Erlangung der Freiheit drängten den Gedanken an den Tod zurück, den vielleicht die nächste Nacht bringen konnte. Sie trennten sich, um sich jeder seinem Schicksale zu überlassen.

Lucilie, Madame Duplessis, ihre Mutter und Camille Desmoulins gingen zu Danton. Sie fanden Dantons Frau in Thränen schwimmend. Ihr Kind weinte, ohne zu wissen warum, wenn es seine Mutter ansah, als ob es ein Vorgefühl von den Verbrechen und dem Tode gehabt hätte, welchem diese Nacht seinen Vater zuführen sollte. Danton war heiter, entschlossen, fast lustig, aber es ließ sich auch erkennen, daß er leicht ernster Stimmung fähig war; er war glücklich darüber, daß bald eine große Bewegung stattfinden sollte; das Ergebniß derselben war ihm gleichgültig, wenn es ihm nur zum Handeln Gelegenheit gab. Man war noch nicht darüber in Gewißheit, ob das Volk sich auch in hinreichender, Achtung gebietender Zahl erheben und ob der Aufstand in der Nacht stattfinden würde. Madame Desmoulins sagte lachend, daß er stattfinden und die Oberhand behalten würde. In ihrem Glücke fand sie Anzeichen dazu und versicherte dies lachend. „Wie ist es nur möglich, in einer solchen Stunde so zu lachen?“ sagte ihr mehrere Male Madame Danton. „Ach! — sagte die junge Republikanerin, die nach dem Eindrucke, den sie empfing, ihre Gesichtszüge und ihre Sprache änderte, — vielleicht ist diese unbesonnene Fröhlichkeit eine Vorbedeutung, daß ich diesen Abend noch viele Thränen weinen werde!“

VI.

Es war heiterer Himmel; die Frauen gingen auf die Straße, um Luft zu schöpfen. Um sie herum herrschte ziem-

lich viel Leben. Einige Sansculottes zogen mit dem Rufe: Es lebe die Nation! vorüber, hierauf kam Reiterei und endlich eine unübersehbare Menschenmenge. Lucilie fing an, sich zu fürchten. — Wir wollen fortgehn, sagte sie zu ihren Gefährtinnen. Madame Danton, die an den Lärm gewöhnt war, der ihren Mann umgab, machte sich über Lucilie lustig. Indeß, als diese öfter wiederholte, daß sie sich fürchte, wurde sie zuletzt auch besorgt. Die Sturmglocke wird gleich läuten, sagten die Frauen und gingen in Danton's Wohnung. Die Männer griffen zu den Waffen; Camille Desmoulins kam mit einer Flinte. Seine Frau flüchtete sich in einen Alkoven, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und fing an zu weinen. Sie wollte jedoch ihre Schwäche nicht bekannt werden lassen und auch ihrem Manne nicht vor den Uebrigen davon abreden, am Kampfe Theil zu nehmen; sie ersah den Augenblick, wo sie allein mit ihm reden konnte, und theilte ihm mit, in welcher Angst sie sich befände. Camille Desmoulins beruhigte sie und schwor ihr zu, er wolle Danton nicht verlassen. Der junge Fréron, Camille's Freund, der Lucilie anbetete, schien entschlossen zu sein, zu sterben. „Ich bin des Lebens überdrüssig," sagte er, „ich suche nichts als den Tod." Wenn das Geräusch einer vorüberziehenden Patrouille zu Madame Desmoulins drang, so bildete sie sich ein, sie sähe ihren Mann und ihre Freunde zum letzten Male. Sie verbarg sich in dem anstoßenden nicht erleuchteten Zimmer, um nicht beim Weggehn der Männer gegenwärtig zu sein. Als sie fort waren, kam sie wieder, setzte sich auf einen Stuhl neben ein Bett und schlief unter Thränen ein.

Nachdem Danton einige Stunden abwesend gewesen war, kam er wieder, um sich schlafen zu legen. Er hatte nicht das Ansehen, als ob er begierig wäre, am Handeln mit Theil zu nehmen. Gegen Mitternacht kamen hintereinander mehrere Leute, um ihn zu holen. Er ging fort, um sich nach der Gemeine zu begeben. Die Sturmglocke der Cordeliers ertönte. Danton hatte dies befohlen, während seine Rede, ebenfalls dem Sturmgeläute ähnlich, die Marseiller in ihren Kasernen aufweckte. Die Glocken läuteten lange. Madame Danton hörte allein, in Thränen schwimmend, am Fenster knieend, ihr Gesicht in ihr Kleid verborgen, dieses

dumpfe, erschütternde Läuten mit an. Danton kehrte noch einmal nach Hause zurück. Vertraute Leute kamen jeden Augenblick, um ihm zu melden, daß der Aufstand Fortschritte mache. Um ein Uhr kam auch Camille Desmoulins zurück, umarmte seine Frau und legte sich schlafen. Vor Tagesanbruch ging er wieder aus. Am Morgen ließ sich Kanonendonner hören. Madame Danton erbleichte, wurde ohnmächtig und fiel auf den Fußboden. Die Frauen waren in der höchsten Unruhe und riefen aus, daß Camille Desmoulins' Feder und seine Ideen an Allem Schuld wären. Auf der Straße ließen sich Klagen, Geschrei und Jammern hören. Man glaubte, in ganz Paris flöße Blut. Camille Desmoulins kehrte wieder zurück und sagte zu Lucilie, daß der erste Kopf, den er habe fallen sehen, der Suleau's gewesen wäre. Suleau war Schriftsteller, wie Camille; seine Ansichten und seine Talente waren seine einzigen Verbrechen. Bei dieser Nachricht, welche Lucilie wie eine schlimme Vorbedeutung ansah, erbleichte sie und vergoß Thränen.

VII.

In der nämlichen Nacht, zu der nämlichen Stunde drangen, nicht weit von Danton's Wohnung, die nämlichen Klänge der Sturmglocke, wie Schreckens- und Todesruf an das Ohr einiger andrer Frauen, welche bei der ihrem Gatten, ihrem Bruder, ihren Kindern drohenden Gefahr weinten und beteten.

Die Königin und die Prinzessin Elisabeth horchten vom Balcon der Tuilerien aus auf den in den Straßen von Paris stattfindenden Lärm, der sich bald steigerte und bald wieder abnahm.

Die Königin und die Prinzessin Elisabeth fühlten sich beengt oder erleichtert je nachdem dieses Anzeichen der in der Stadt herrschenden Aufregung ihnen zu Hoffnung oder zu Furcht Anlaß gab. Um zwölf Uhr fingen die Glocken an zu läuten, um die Aufrührer zusammenzurufen. Die Schweizer stellten sich wie eine menschliche Mauer in Schlachtordnung auf. Da das Läuten nachließ und die Spione aussagten, daß die Haufen nur langsam zusammenkämen,

und daß die Sturmglocken keinen Erfolg hätten, so legten sich die Königin und die Prinzessin Elisabeth, um auszuruhen, mit den Kleidern auf ein Sofa in einem kleinen Zimmer des Halbgeschosses, dessen Fenster auf den Schloßhof gingen. Der König, den die Königin bat, die von ihr vorgerichtete Brustbedeckung anzulegen, weigerte sich mit edlem Stolze: „Das ist gut dazu, um mich am Tage irgend einer Feierlichkeit gegen den Dolch oder die Kugel eines Mörders zu schützen; aber am Tage des Kampfes, wo alle meine Freunde ihr Leben für den Thron und für mich wagen, würde es Feigheit sein, wenn ich mich nicht eben so, wie sie, der Gefahr aussetzen wollte.“

Der König ging in sein Zimmer und schloß sich dort mit seinem Beichtvater, dem Abbé Hébert, ein, um seine Seele von jedem Flecken zu reinigen und leichtern Herzens der Gefahr entgegengehn zu können; die Fürstinnen blieben mit ihren Frauen allein. Die Prinzessin Elisabeth legte, ehe sie sich auf das Sofa zur Ruhe niederließ, ihr Halstuch ab und nahm dabei eine Agraffe mit einem Carneol ab, auf den sie ihrem frommen Sinne getreu die Worte hatte stechen lassen: Den Beleidigungen Vergessenheit, den Kränkungen Vergebung. „Ich fürchte fast,“ sagte sie mit wehmüthigem Lächeln, „daß dieser Spruch nur für uns eine Wahrheit ist. Aber er ist deshalb nicht weniger eine göttliche Vorschrift und darf uns nicht weniger heilig sein.“ Die Königin ließ diejenige ihrer Frauen, welche sie am meisten liebte, zu ihren Füßen niedersitzen. Sie konnte eben so wenig, wie die Prinzessin Elisabeth schlafen und Beide unterhielten sich leise über das Schreckliche ihrer Lage und über die Gefahr, in welcher nach ihrer Ansicht der König schwebte. Jeden Augenblick stand eine von ihnen auf, ging an's Fenster, sah hinaus und horchte auf die Bewegung, auf das dumpfe Geräusch, selbst auf das Stillschweigen in der Stadt. Plötzlich fiel in einem der Höfe ein Schuß. Hastig sprangen sie auf und gingen hinauf zum König, um ihn nicht wieder zu verlassen. Es war nur ein blinder Lärm gewesen. Eine kurze Nacht schied noch die königliche Familie von dem verhängnißvollen Tage, der bald anbrechen sollte. Der Abend und die Nacht wurden dazu verwendet, kriegerische Vorbereitungen zu treffen,

6 *

um dem Angriffe, der für den folgenden Tag erwartet wurde, zu begegnen.

VIII.

Das Schloß der Tuilerien war eher ein des Luxus und des Prunkes wegen erbautes Haus der Monarchie, als ihr wirklicher Aufenthaltsort; es besaß keines der Vertheidigungsmittel, mit denen früher die kriegerischen und feudalistischen Souveränetäten ihre Wohnungen versehen hatten. Mehr zu Festen, als zum Kriege bestimmt, hatte es Philibert Delorme erbaut, um durch geschmackvolle Formen das Auge zu befriedigen und nicht um das Volk in Furcht zu setzen. Seine zierlichen Flügel erstreckten sich zwischen Höfen und einem Garten vom Quai der Seine bis zu den belebtesten Straßen von Paris; an den Seiten war es mit schwebenden auf Säulen getragenen Galerien versehen und von geschmackvollen Säulengängen, die nur durch zwei oder drei Stufen von dem Boden des Gartens getrennt wurden, umgeben; im Mittelpunkt war eine große Halle, welche in grader Richtung mitten hindurch führte, und wo die Stufen der großen Treppe ihren Anfang nahmen; endlich waren auf allen Seiten hohe und breite Fenster angebracht, welche den Blicken des Volkes gestatteten, bis in das Innere der Gemächer zu dringen: so war dieser durchsichtige Palast mit seinen Galerien, seinen weitläufigen Sälen, seinem Theater, seiner Kapelle, seinen Bildsäulen, seinen Gemälden und Kunstsammlungen gleichsam eher Frankreichs Gesellschaftszimmer, als die Festung der Monarchie. Er war der Palast der Künste in einer freien und friedlichen Stadt.

Schwerfällige, bürgerliche Bauten ohne zierliche Formen, bei deren Errichtung der schlechte Geschmack Ludwig's XIV. vorgewaltet hatte, wurden später an den beiden äußersten Enden dieses Palastes der Medicis aufgeführt. Sie stachen mit ihrer Geschmacklosigkeit, ihren vielen Stockwerken, ihren unverhältnißmäßigen Dächern gegen die gelehrte und logische italienische Baukunst ab, welche die Linien, wie der Musiker die Noten in harmonische Uebereinstimmung bringt und diese Denkmäler zu einer Musik für die Augen werden läßt. Diese beiden Gebäude, welche mit dem mittleren Palaste durch zwei ge-

drückte Gebäude in Verbindung standen, hießen der Pavillon de Flore und der Pavillon Marsan. Der Pavillon de Flore stand an der Seine dem Pont Royal gegenüber, der Pavillon Marsan neben den engen und krummen Straßen, welche sich zwischen dem Palais Royal und den Tuilerien befinden.

Ein überaus großer Garten, regelmäßig mit hohen Bäumen besetzt, mit Springbrunnen, mit Rasenplätzen, auf denen marmorne Bildsäulen auf Fußgestellen standen, mit Beeten voll Gesträuch und Blumen versehen, erstreckte sich seiner Breite nach vom Seineufer bis zu dem Pavillon Marsan der ganzen Façade des Schlosses und der Länge nach vom Schlosse aus bis zum Platze Ludwig's XV., der ihn von der Champs-Elysées trennte. Die langen und breiten Baumgänge dieses Gartens schienen nicht angelegt worden zu sein, um den Spaziergängen einer Familie oder eines Hofes zu dienen, sondern um die Reihen eines ganzen Volks darin herziehen zu lassen. Ein Heer könnte allein auf dem Platze zwischen dem Schlosse und den Bäumen sich lagern. Zwei Terrassen zogen sich auf den beiden Seiten des Gartens seiner Länge nach hin; die eine an der Seite der Seine, war für die königliche Familie bewahrt. Ludwig XVI. hatte daselbst ein ländliches Gartenhaus errichten und ein Gärtchen für den Dauphin anlegen lassen. Die andre Terrasse, welche Terrasse der Feuillants hieß, zog sich auf der entgegengesetzten äußersten Seite vom Pavillon Marsan an bis zur Terrasse der Orangerie hin, von der aus ein Gang nach der Drehbrücke führte.

IX.

Die Drehbrücke befand sich am Eingang der Tuilerien auf der Seite der Champs-Elysées. Sie drehte sich wirklich über einen tiefen Graben und wurde von einem Posten bewacht. Die Terrasse der Feuillants wurde in einiger Entfernung von dem Pavillon Marsan von zwei Treppen durchschnitten. Eine dieser Treppen führte in ein Kaffeehaus, das früher nach dem Garten zu offen stand, seit den Unruhen aber nach dieser Seite zu verschlossen war. Es hieß das Café Hottot und war der Vereinigungsort der

Volksredner, welche die Nachbarschaft der Nationalversammlung dahin zog, als diese ihre Sitzungen in Paris hielt. Die andre Treppe führte vom Garten aus nach der Versammlung, deren Saal mit dem Hofe vermittelst eines dunkeln, engen und schmuzigen Gangs in Verbindung stand, durch den der König jedesmal, wenn er sich mit Feierlichkeit zu den Gesetzgebern verfügte, zu Fuße gehen mußte.

Nach der Seite des Carrousels zu umgaben das Schloß vier Höfe, die untereinander und vom Carrousel selbst von unscheinbaren und unzusammenhängenden Gebäuden und von Mauern, an welche sich die Wachhäuser lehnten, getrennt waren. Diese Höfe standen untereinander durch Thüren in Verbindung. Der erste derselben nach der Seite des Flusses zu diente als Zugang zum Pavillon Marsan und hieß der Prinzenhof. Der zweite war der Königliche Hof. Er lag dem Mittelpunkt des Schlosses gegenüber und führte zu der großen Treppe. Der dritte war der Hof der Schweizer; diese Truppen hatten hier ihre Kaserne. Der vierte endlich lag vor dem Pavillon Marsan und war nach ihm benannt. Der Pavillon de Flore setzte durch eine im ersten Stockwerk befindliche Thüre die Tuilerien mit der langen Galerie des Louvre, die sich von diesem Pavillon aus der Seine entlang bis zur Colonnade hinzog, in Verbindung. Diese Galerie war dazu bestimmt, Frankreichs Museum zu sein und alle Meisterwerke der Bildhauer- oder Malerkunst alter oder neuer Zeit in sich aufzunehmen, welche die Jahrhunderte einander wie Zeugnisse ihrer Civilisation und wie ein geistiges Erbtheil überliefern. Da bei einem Angriffe das Volk in das Louvre dringen konnte, so war aus Vorsorge in dieser Galerie der Fußboden bis auf sechzig Schritt weit von den Tuilerien ausgebrochen worden. Diese Vorsichtsmaßregel machte es unmöglich, durch das erste Stockwerk in das Schloß zu dringen. Eine Abtheilung von dreißig Schweizern bewachte Tag und Nacht die Stelle, wo bei dem Pavillon de Flore die Verbindung unterbrochen war.

So war der Ort beschaffen, wo der König die Schlacht mit dem Volke anzunehmen gezwungen war. Er war in diesem Palaste eingeschlossen, wo es weder Waffenvorräthe, noch Wälle gab, und der weder freiere Bewegung noch den

Rückzug verstattete. Die Tuilerien waren nur dazu da, um zu herrschen oder zu sterben.

X.

Alle Parteien waren davon überzeugt, daß der Kampf bald ausbrechen würde. Péthion begab sich seit mehreren Tagen oft auf das Schloß, um sich mit den Ministern und mit dem Könige selbst über die Mittel zur Vertheidigung des Schlosses und der Constitution zu berathen. Kam er, um mit aufrichtigem Sinne die Pflichten zu erfüllen, welche seine amtliche Stellung ihm auferlegte? Kam er, um sich im voraus über die Angst der königlichen Familie und über die Ohnmacht ihrer Vertheidiger zu freuen? Sein stillschweigendes Einverständniß mit den Verschwornen, seine persönliche Abneigung gegen den König und seine Verbindung mit Roland lassen jede Vermuthung eben so unbestimmt erscheinen, wie sein Charakter war.

XI.

Am 9. August Abends begab sich Péthion in die Versammlung und zeigte an, daß in der Nacht die Sturmglocke geläutet werden würde. Er gab Hrn. v. Mandat einen von seiner eignen Hand geschriebnen Befehl, die Posten zu verdoppeln und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Mandat, einer von den drei Divisionschefs, die der Reihe nach den Befehl über die Nationalgarde führten, war auf Grund dieser Stellung Obercommandant der Tuilerien. Er war ein Edelmann aus der Umgegend von Paris, wurde vor der Revolution Hauptmann bei den königlichen Garden und dann unter La Fayette, dessen Meinungen er theilte, Bataillonscommandant der Nationalgarde. Er war der Constitution ergeben und liebte den König, und glaubte die Pflichten, welche ihm seine Ueberzeugung auferlegte, mit seinen Pflichten als Soldat zu vereinigen, wenn er Ludwig XVI. als den König seiner Vorfahren und als das gesetzliche Oberhaupt der Nation vertheidigte. Er besaß Unerschrockenheit, aber keine großen Fähigkeiten und war eher dazu geeignet, gut zu sterben, als gut zu commandiren.

Nichtsdestoweniger verließ sich der König mit Recht auf seine Ergebenheit. Donnerstags den 9. gab Mandat sechzehn auserwählten Bataillonen der Nationalgarde Befehl, sich marschfertig zu halten. Um sechs Uhr Abends wurden alle Posten am Schlosse dreifach besetzt. Seit zwei Tagen war das ganze Regiment der Schweizer Garden, neunhundert Mann stark, angekommen. Nur eine Abtheilung von hundert Mann war in der Kaserne zu Courbevoie geblieben. Hr. v. Maillardoz führte den Befehl über die Schweizer. Sie wurden in dem Hotel de Brionne und in den Ställen des Hofes Marsan untergebracht. Um elf Uhr standen sie unter den Waffen. Sie wurden an alle Ausgänge als Vorposten aufgestellt.

XII.

Dreißig Nationalgardisten befanden sich mit den Schweizern im königlichen Hofe unten an der großen Treppe. Sie hatten von Mandat den Befehl erhalten, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wie ihn Péthion selbst dem Obercommandanten gegeben hatte. Paris war von Linientruppen entblößt. Die Generale Wittenkoff und Boissieu, welche die siebzehnte Militairdivision befehligten, in der Paris mit inbegriffen ist, hatten nur die Gendarmerie zu Fuße und zu Pferde zu ihrer Verfügung. Die Gendarmerie zu Fuß war mit Ausnahme von hundertfunfzig Mann, welche im Hotel de Toulouse lagen, um im Nothfalle den königlichen Schatz zu vertheidigen, in ihren Kasernen consignirt. Dreißig Mann der Gendarmerie zu Fuße, aus dem Weichbilde von Paris, standen an der Treppe des Königs im Prinzenhofe. Die Gendarmerie zu Pferde war sechshundert Mann stark. Sie wurde von Hrn. v. Rulhière und Hrn. v. Verdière befehligt. Um elf Uhr Abends stellte sich diese Reiterei im Hofe des Louvre in Schlachtordnung auf. Eine schwache Escadron Gendarmerie zu Pferde des Departements langte in der Nacht an und stellte sich auf dem Carrouselplatze in Schlachtordnung auf. Drei Kanonen standen im Königshofe vor dem großen Thore, eine im Schweizerhofe, zwei im Prinzenhofe, eine im Hofe Marsan, zwei an der Drehbrücke, eine am Thore der Reitbahn. Im Ganzen waren es zwölf Ge-

schütze. Die Artilleristen waren Freiwillige aus der Nationalgarde, die stolz auf die Ueberlegenheit ihrer Waffe und wenig an Gehorsam gewöhnt waren.

Die sechzehn Bataillone kamen von Stunde zu Stunde in einzelnen Abtheilungen an. Sie wurden mit Mühe versammelt und waren im Ganzen nur zweitausend Mann stark. Die Schweizer Offiziere machten mit den Offizieren der Abtheilungen, je nachdem sie anlangten, gemeinschaftliche Sache. Sie erklärten ihnen, daß ihre Soldaten Achtung vor der Nation hätten, dem Beispiele der Nationalgarde folgen und nicht mehr und nicht weniger als die Bürger von Paris thun würden. Die Schweizer wurden in der Vorhalle dichtgedrängt untergebracht. Ihre Fahne befand sich da. Sie saßen auf den Bänken der Vorhalle oder auf den Stufen der Treppe, hielten ihre Flinten zwischen den Händen und vollbrachten die ersten Stunden der Nacht in ernstem, kriegerischem Schweigen. Der Widerschein des Lichtes auf ihren Waffen, das Geräusch der Flintenkolben, die von Zeit zu Zeit auf dem marmornen Fußboden dröhnend niedergesetzt wurden, das dumpfe Wer da! der Schildwachen, gab dem Palaste den Anschein eines vor dem Feinde befindlichen Lagers. Die rothen Uniformen der achthundert Schweizer, die auf den Stufen und den Absätzen saßen oder lagen, ließen schon im voraus die Prinzentreppe einem großen Blutstrome gleichen. Diese Männer waren gleichgültig gegen jede Politik; sie waren Republikaner, die bereit waren, gegen die Republik zu kämpfen, nur von der Kriegszucht wurden sie beseelt und hatten keine andre Ueberzeugung als die Ehre. Sie starben für ihr Wort, nicht für ihre Idee oder für ihr Vaterland. Aber die Treue ist an sich selbst eine Tugend; die Gleichgültigkeit der Schweizer gegen die Sache des Königs oder die Sache des Volks machte ihren Heldenmuth nicht heiliger, aber kriegerischer. Sie besaßen nicht die aufopfernde Gesinnung des Patrioten, aber die des Soldaten.

XIII.

Die Schweizer ausgenommen, welche von unerschrocknen Offizieren, Bachmann, v. Affry, v. Erlach, befehligt wurden, besaßen die andern, nicht sehr zahlreichen, in den Gärten

zerstreuten Truppen der Gendarmerie, die Artilleristen, die Nationalgardisten weder Einheit noch ergebne Gesinnung. Der freiwillige Soldat kannte seine Offiziere nicht; die Offiziere rechneten nicht auf ihre Soldaten. Niemand hatte Vertrauen zu einem Andern. Der Muth war individuell, wie die Meinungen. Der Gemeingeist, die Seele der Truppen, fehlte ihnen. Seine Stelle hatte der Parteigeist eingenommen.

Aber die Meinungen dienen nur dazu die Armeen aufzulösen, anstatt ihnen Stärke zu verleihen. Jeder hatte seine Meinung für sich und wollte sie in Wortstreiten, die oft zu Thätlichkeiten führten, geltend machen. Die Einen wollten, man solle dem Angriffe zuvorkommen, nach dem Rathhause und den vorzüglichsten Punkten, an welchen die Volkshaufen hervorbrechen sollten, marschiren, um die Zusammenrottungen zu zerstreuen, ehe sie größer geworden wären; die Andern, man solle die Marseiller, die sich noch ruhig in ihrer Kaserne verhielten, einschließen, Kanonen gegen sie auffahren, sie entwaffnen und so die Empörung an ihrem eigentlichen Herde ersticken; die Meisten fürchteten, wenn sie den ersten Ausschlag thäten, später dafür verantwortlich gemacht zu werden; wie in einer Festung schlossen sie sich in den genau bestimmten Kreis gesetzlichen Handelns ein und wollten, man solle, ohne sich zu regen, den Angriff des Volks erwarten, und sich nur darauf beschränken, dem Buchstaben der Constitution gemäß, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Sie waren die Puritaner der Gesetzlichkeit und glaubten die Constitution würde sich selbst vertheidigen.

Einige stießen halblaut Verwünschungen gegen den König aus, dessen durch Verrätherei bemäntelte Schwäche das Land solchen von Außen drohenden Gefahren und die Bürger einer solchen Krise im Innern zugeführt hätte. Sie zeigten nach den Fenstern des Schlosses und verwünschten den treulosen Hof, der den redlichen, aber schwachen König umstrickt hielte und dem Vaterlande solches Unglück bereite. Die Artilleristen sagten laut, daß sie ihre Geschütze eher gegen das Schloß richten, als daß sie auf das Volk schießen würden. Verwirrung herrschte in den Höfen, den Gärten, den Wachposten. Die Bataillone, die nicht vollzählig waren, stellten sich, wie es der Zufall fügte, bald hier, bald dort

auf. Die Befehle der Führer kreuzten sich und widersprachen einander. Kein Gedanke militairischen Zusammenhandelns leitete diese ungeregelten Bewegungen. Man nahm je nach der Laune der Bataillone oder nach dem Ehrgeize eines Offiziers diesen oder jenen Platz ein und änderte ihn mit der nämlichen Sorglosigkeit. Ganze Compagnien trennten sich plötzlich von den Bataillonen, gingen fort, stellten sich auf dem Carrouselplatze oder den Quais auf und blieben bis zum letzten Augenblicke unschlüssig, ob sie sich zu den Vertheidigern oder den Angreifern halten sollten.

Bei der Ankunft eines jeden neuen Bataillons änderte sich die Stimmung der Nationalgarde. Die aus der reichen Bourgeoisie der Quartiere der innern Stadt bestehenden Bataillone, welche zuerst ankamen, waren von La Fayette's Geiste beseelt, dessen Prätorianer sie drei Jahre lang gewesen waren. Sie verachteten das Volk, gegen das sie auf dem Marsfelde, zu Vincennes und in zwanzig Aufständen siegreich gewesen waren, und wollten für die am 20. Juni der Constitution und dem Könige angethanen Beleidigungen Rache nehmen. Die Bataillone der vom Adel verlassnen und nur in den Händen von Proletariern sich befindenden Vorstadt Saint-Germain, die aus Arbeitern zusammengesetzten Bataillone der Vorstädte, die mehr Piken als Bajonnette in ihren Reihen zählten und die im Uebermaß Anklagen gegen den König und Verleumdungen gegen die Königin mit angehört hatten, wurden an einer Constitution irre, die ihnen befahl, das Schloß eines Hofes, den zu hassen ihnen jeden Tag gelehrt wurde, zu vertheidigen. Sie hatten sich, ohne viel zu überlegen, beim Appellschlagen um die Fahne gesammelt und zogen unter dem Rufe: Es lebe Péthion! und Es lebe die Nation! in die Tuilerien ein. Der Ruf: Es lebe der König! erschallte als Antwort darauf von den dem Könige ergebnen Bataillonen her und aus den Fenstern des Schlosses. Drohende Blicke, herausfordernde Geberden, beleidigende Reden wurden zwischen den Abtheilungen gewechselt, die dazu bestimmt waren einen Augenblick später für die nämliche Sache zu kämpfen. Die Artilleristen drückten den Pikenmännern die Hand und versprachen ihnen, wenn das Volk käme, sich ruhig zu verhalten oder Hülfe zu bringen. Das Bataillon Filles Saint-Tho-

mas, welches diese Stimmung der Artilleristen mit Besorgniß ansah, schickte vierzig auserlesne Grenadiere aus seiner Mitte ab, die neben den Artilleristen eine Stellung einnehmen und sie, ohne es merken zu lassen, überwachen mußten, um sie zu verhindern, ihre Geschütze fortzubringen.

XIV.

Das war die Stärke, die Haltung, die Stimmung der Vertheidiger des Schlosses. Es waren vier bis fünftausend Mann; einige davon waren dem Könige ergeben, viele gleichgültig, die meisten feindselig gegen ihn gesinnt und ließen sich vom Eindrucke des Augenblicks bestimmen. Ihre Zahl fiel und stieg mit jeder Stunde, je nachdem ihre Reihen von neu hinzukommenden Anhängern des Königs vergrößert oder von Desertion gelichtet wurden. Außerhalb der Höfe, in den benachbarten Straßen und auf dem Carrouselplatze drängte sich eine neugierige und aufgeregte Volksmenge nach den Zugängen des Schlosses. Die Männer des 20. Juni, die müßigen und in Paris herumschweifenden Föderirten, die Marseiller, welche Danton's Stimme noch nicht bei den Cordeliers versammelt hatte, stellten sich an alle Einlaßpforten, an alle Thüren nach der Seite des Gartens, des Pont Royal der Höfe zu. Mit Freudengeschrei empfingen sie die mit Piken bewaffneten Bataillone: „Wir sind eure Brüder und dort ist der Feind!“ sagten sie zu ihnen, indem sie nach den Fenstern des Königs wiesen; „bringt uns als Fahne seinen Kopf und den Kopf seiner Frau und seiner Kinder auf der Spitze eurer Piken.“ Zeichen des Einverständnisses und lautes Gelächter waren die Antwort auf solche Reden.

Die Thüren, welchen den Königshof von den Tuilerien trennten, waren nicht verschlossen. Das sich drängende Volk drohte unaufhörlich die Schwelle zu überschreiten. Zwei Schweizer waren zu beiden Seiten der Thüre als Schildwachen aufgestellt worden, um den Eingang zu wehren. Ein Marseiller mit einem bloßen Säbel in der Hand trat aus der Menge heraus: „Ihr Elenden!“ rief er den Schweizern zu, indem er den Säbel gegen sie erhob; „erinnert euch daran, daß das die letzte Wache ist, die ihr thut! In wenigen

Stunden werden wir euch alle ausrotten.“ Männer, Kinder, Weiber stiegen einander auf die Schultern und kletterten auf die Dächer und auf die Mauern, die sich zwischen dem Carrousel und den Schloßhöfen erstreckten. Von dort aus überhäuften sie die Nationalgardisten und die Schweizer mit Schmähungen. Von den Zimmern des Königs aus konnte man das verworrne Geräusch des Volkes vernehmen, das von Stunde zu Stunde sich immer mehr um das Schloß herumdrängte.

XV.

Im Innern des Schlosses waren die Streitkräfte mehr von Einem Geiste beseelt, ohne deswegen furchtbarer zu sein. Sie hatten zwar mehr Entschlossenheit, aber eben so wenig Einheit, wie die andern. Die Commandanten der Bataillone Filles Saint-Thomas und la Butte des Moulins hatten diejenigen ihrer Leute hineingeschickt, auf welche sie sich am meisten verlassen zu können glaubten. Freiwillige aus andern Bataillonen waren ebenfalls hineingegangen. Sie waren acht- bis neunhundert Mann stark und besetzten, ohne besondere Ordnung vorwalten zu lassen, die hauptsächlichsten Wachposten, die Galerien, die Vorzimmer des Königs, der Königin und der Prinzessin Elisabeth. Diese Zimmer, welche zwischen der Prinzentreppe im Pavillon de Flore und der großen Treppe im Pavillon de l'Horloge, dem Mittelpunkte des Schlosses, lagen, nahmen einen sehr bedeutenden Raum ein. Die Prinzessin Elisabeth bewohnte den Pavillon de Flore, dessen Einrichtung ihrem zurückgezognen Leben entsprach, und verbrachte hier ihre Zeit zwischen ihren Vögeln und ihren Blumen mit weiblichen Handarbeiten und mit Andachtsübungen. Die Königin hatte ihre Zimmer im Erdgeschosse, in dem zwischen der Prinzentreppe und der großen Treppe befindlichen Theile des Palastes. In diesen Zimmern, die fast mit dem Hofe und dem Garten in gleicher Höhe waren, und im Halbgeschosse, aus dem einzelne abgeschlossne Zimmer gemacht worden waren, empfing die Königin die geheimen Berather der Monarchie. Diese Räumlichkeiten standen vermittelst schmaler Treppen mit der Wohnung des Königs in Verbindung. Der König bewohnte neben seinen Kindern

die großen Gemächer im ersten Stockwerke in der nämlichen Abtheilung des Gebäudes. Sie befanden sich hinter der Galerie der Carracci, die nach den Malern so benannt wurde. Ihre Fenster gingen auf den Garten. Dunkle und winkliche Vorsäle führten zu ihnen.

Der König, der die einfachen Beschäftigungen eines Mannes aus dem Volke liebte, hatte in seinen großen Gemächern abgesonderte kleine Zimmer einrichten lassen, wohin er sich gern zurückzog, um seine Studien zu betreiben oder Schlosserarbeiten vorzunehmen. Ebenso wie Andre sich zu erheben strebten, suchte er die Gelegenheit, tiefer zu steigen. In diesen engen Zimmern, von wo aus man nur die Spitzen der Bäume des Tuileriengartens und der Champs Elysées erblicken konnte, mitten unter Geschichtswerken und Reisebeschreibungen, unter Landkarten und Arbeitsgeräthschaften suchte er sich selbst über seine Lage zu täuschen. Er vergaß, daß er König war, er hielt sich für einen gewöhnlichen Mann, der glücklich war, der seine Frau, seine Kinder, die Werkzeuge seines Handwerks um sich hatte. Er verminderte die sorgenvollen Tage seiner Regierung um einige Stunden, die er in friedlicher Zurückgezogenheit verbrachte. Er glaubte, das Schicksal vergäße ihn, weil er selbst das Schicksal vergaß.

XVI.

Dieser ganze Theil des Palastes, ebensowie die Galerie der Carracci, der Rathssaal, das Schlafgemach, der Saal der Garden, das Theater, die Kapelle waren zu Waffenplätzen geworden, die mit Flintenpyramiden, Wachposten und Haufen Bewaffneter angefüllt waren. Die Einen saßen schweigend auf Bänken und schliefen, ihre Flinten zwischen den Füßen, dann und wann ein; Andere hatten sich, in ihre Mäntel gewickelt, auf den Fußboden ausgestreckt; die meisten stellten sich truppweise in den Fensterbrüstungen und auf den vom Mondschein erleuchteten breiten Balcons des Schlosses zusammen und unterhielten sich leise über die Vorbereitungen zum Angriff und über die Vorfälle, welche die Nacht mit sich bringen könnte. Mandat, Obercommandant, und seine Adjutanten gingen von den Gärten und den Höfen aus

zu dem König, vom König zu den Wachposten. Die Minister, die Generale, Hr. v. Boissieu, Hr. v. Lachesnaye, der nach Mandat die Nationalgarde commandirte; d'Ermigny, Commandant der Gendarmerie; Carl und Guinguerlo, seine Offiziere; Roederer, die Mitglieder des Departements zu Paris, zwei Municipalbeamte, Leroux und Borie, Péthion selbst kamen und gingen beständig in den Gemächern hin und her. Der Ausdruck ihrer Gesichter, der je nach den Nachrichten, die sie dem Könige brachten, bald heiter, bald ernst war, verbreitete Zuversicht oder Unruhe unter denen, die im Saale sich befanden. Einzelne Worte, welche von diesen obersten Führern den Postencommandanten zugerufen wurden, machten überall die Runde. Die Stunden vergingen langsam in Ungewißheit und banger Erwartung.

XVII.

Während diese Truppen sich auf Befehl des Gesetzes um das constitutionelle Oberhaupt des Staates versammelten, eilten andre freiwillige Vertheidiger, welche die Gefahren dieses Tages aus den Provinzen herbeigerufen hatte, in die Nähe des Königs, um ihn zu schützen. Ohne eine andre Berechtigung, in das Schloß kommen zu dürfen, zu haben, als den Entschluß, muthig für den König zu kämpfen, schlichen sie einzeln, ohne Uniformen, ihre Waffen versteckend, und gleichsam als ob sie sich schämten, ihr Blut und ihr Leben anzubieten, in die Tuilerien, wo sie von den Nationalgardisten mit Mißtrauen angesehen wurden.

Es waren dies Offiziere der kurz vorher einem Beschlusse der Versammlung gemäß verabschiedeten constitutionellen Garde, die ihre Waffen zur Hand behalten hatten und ihrem Schwure treu geblieben waren. Dann einige junge Royalisten, die noch im Alter, wo der Edelmuth die Ueberzeugung bestimmt, mit den Thränen der Königin, der Unschuld der Kinder, den Tugenden der Schwester des Königs, mit der schrecklichen Lage des Königthums Mitleiden empfanden und es für ruhmvoll hielten, sich auf die Seite der Schwächern zu stellen. André Chénier, Champcenetz, Suleau, Richer-Serizy, alle royalistischen und constitutionellen Schriftsteller vertauschten bald das Schwert mit

der Feder, bald die Feder mit dem Schwerte. Sie waren zugegen. Auch waren einige treue Leute da, die zur Dienerschaft des Schlosses gehörten, an dem sie mit einer vom Vater auf den Sohn fortgeerbten Treue hingen, und für die gleichsam das Wohnhaus des Königs ihr eignes Wohnhaus war; Greise waren da, die bei der Nachricht, daß ihrem Gebieter Gefahr drohe, aus Versailles, aus Fontainebleau, aus Compiègne herbeigeeilt waren. Einige brachten ihre Kinder mit, die unter den Pagen erzogen wurden und kaum die Kraft hatten, eine Waffe zu tragen. Aber diese Familien, welche durch Wohlthaten ganz von der Monarchie abhängig geworden waren, boten sich ihrem Gebieter an, ohne auf Alter oder Jugend Rücksicht zu nehmen; sie waren bereit, Alles für den Thron hinzugeben, von dem sie Alles erhalten hatten. Endlich fanden sich ungefähr zweihundert Edelleute aus Paris oder aus den Provinzen ein, meistens tapfere Offiziere, die kurz vorher ihre Regimenter verlassen hatten und die ihre Kaste nicht verrathen wollten, indem sie gegen ihre emigrirten Gefährten zogen, so wenig als die Nation, indem sie emigrirten. Sie waren aus ihren Provinzen herbeigeeilt, um dem Könige ihre Hülfe anzubieten, und vertraten allein, was in Frankreich von dem Militairadel, der sein Lager im Auslande aufgeschlagen hatte, noch übrig war. Diese Edelleute erfüllten ihre Pflicht, ohne etwas für sich zu hoffen und ohne sich leeren Täuschungen hinzugeben; ihr Gewissen verbot ihnen gegen das Vaterland zu kämpfen, bei dem Volke waren sie verdächtig, der Hof warf ihnen vor, daß sie dem Boden des Landes treu blieben; so wußten sie voraus, daß der Hof sie mit Undank behandeln würde, wenn das Königthum triumphirte, und daß sie sterben müßten, wenn das Volk siegreich blieb.

Eine kaltblütige Aufopferung, die nur in sich selbst ihren Lohn fand, ein undankbarer, verkannter Tod war das Einzige, was die unglücklichen herrschenden Verhältnisse diesen Edelleuten übrig ließen, die zugleich treu wie die Ritter und national wie die Bürger bleiben wollten. Der unerschrockne Marschall v. Mailly, der achtzig Jahr alt war, aber noch jugendliche Begeisterung für seinen unglücklichen Gebieter fühlte, dessen Freund er auch war, brachte die Nacht bewaffnet an der Spitze dieser Edelleute zu. v. Her-

villy, v. Pont=Labbé, v. Vioménil, v. Casteja, v. Villers, v. Lamartine, v. Virieu, du Vigier, v. Clermont=d'Amboise, v. Bouves, v. Autichamp, v. Halonville, v. Maillé, v. Puységur, alle Offiziere von verschiednen Graden und verschiedner Waffen befehligten unter dem Marschall v. Mailly die einzelnen Abtheilungen dieser auserlesenen Truppen.

XVIII.

Dieses Reservecorps wurde in zwei Compagnien getheilt, von denen die eine unter den Befehlen des Generallieutenants v. Puységur und des Generalmajors v. Pont=Labbé stand; die andre hatte zum Kapitain den Generallieutenant v. Vioménil und zum Lieutenant Herrn v. Hervilly, den frühern Kommandanten der aufgelösten constitutionellen Garde. Die Offiziere hatten gehofft, im Schlosse Waffen zu finden, aber diese Vorsichtsmaßregel war vernachlässigt worden. Die meisten hatten nur ihre Degen und Pistolen im Gürtel. Einige Beamte des königlichen Hauses, die sich an diese Truppen anschlossen, hatten sich in der Eile mit Feuerböcken und Feuerzangen bewaffnet. Durch den verzweifelten Muth der Diener, welche diese Gegenstände ergriffen, um das Haus ihres Souverains zu vertheidigen, wurden diese Waffen veredelt.

Herr v. Hervilly ließ den König und die Königin über diese zwei zu beiden Seiten der Säle aufgestellten Kompagnien Musterung halten. Die königliche Familie, die mehr gerührt über die Anhänglichkeit dieser Edelleute als über ihre geringe Anzahl in Besorgniß war, richtete Worte des Dankes an diese treuen Offiziere. Einige energische Worte Marie Antoinettens, ihre würdige Haltung, ihr muthiger Blick machten auf diese Handvoll Tapfere einen solchen Eindruck, daß sie ihre Degen zogen und freiwillig ihre Gewehre luden, indem sie ohne einen Befehl dazu erhalten zu haben, nur ihrer kriegerischen Begeisterung folgten. Diese Aeußerung galt so viel wie ein Schwur. In ihrer Haltung lag das Bewußtsein des Sieges. Einige Grenadiere der Nationalgarde mischten sich in in ihre Reihen, um einen Beweis des gegenseitigen Vertrauens und

der Allen gemeinsamen Treue, welche ohne Unterschied der Waffen alle Freunde des Königs beseelten, zu geben.

Die Nationalgardisten in den Zimmern und in den Höfen bezeigten ihren Unwillen über diese laute Aeußerung royalistischer Gesinnung und stellten sich, als ob sie dabei besondere Anschläge vermutheten. Man verlangte, diese Edelleute sollten entfernt werden. Die Königin stellte sich zwischen sie und die Nationalgarde an die Thüre des Rathszimmers und weigerte sich mit Festigkeit, darein zu willigen, daß die letzten und treusten Freunde des Königs entfernt werden sollten. „Sehen Sie, meine Herrn, sagte sie zu den Nationalgardisten, indem sie auf die Reihen der Royalisten hinwies, dies sind unsre Freunde und die Ihrigen! Sie wollen Ihre Gefahren theilen, sie verlangen nur nach der Ehre, mit Ihnen zusammen den Kampf zu bestehen. Stellen Sie sie hin, wo Sie wollen, sie werden Ihnen gehorchen, sie werden Ihrem Beispiele folgen, sie werden überall den Vertheidigern der Monarchie zeigen, wie man für seinen König stirbt.“ Diese Worte beruhigten die Näherstehenden wieder, aber, von den Entfernteren unrichtig wiederholt und falsch ausgelegt, ließen sie Eifersucht und Argwohn unter den Bataillonen entstehen.

Einer von diesen Edelleuten, der an einer im Königshofe in Schlachtordnung stehenden Abtheilung Nationalgarde vorbeikam, war so unvorsichtig zu den Offizieren heranzugehen und zu ihnen zu sagen: „Nun, meine Herrn Nationalgardisten, jetzt ist der Augenblick da, wo Sie Muth beweisen können!“ Diese Aeußerung verletzte die Bürger. „Seien Sie unbesorgt, antwortete ihm einer der Kapitaine des Bataillons, der Muth wird uns nicht fehlen, aber nicht an Ihrer Seite werden wir ihn beweisen.“ Hierauf verließ er die Reihen seiner Truppen und die Höfe, ging auf den Carrouselplatz und stellte sich auf die Seite des Volks. Die Hälfte des Bataillons folgte ihm nach.

Alles ließ voraussehn, daß noch Viele die Sache des Königs verlassen würden; nichts hob die Begeisterung. Man erwartete, was das Geschick bringen würde, suchte aber nicht Vorbereitungen zu treffen, um es günstiger zu gestalten. Der König betete, statt zu handeln.

XIX.

Mehr Christ, als König schloß sich der König Stunden lang mit dem Pater Hébert, seinem Beichtvater, ein und verwandte die letzten Augenblicke, welche auch die verzweifeltsten verhängnißvollsten Ereignisse großen Charakteren verstatten, um einen Versuch zu machen, das Geschick wieder für sie günstiger zu gestalten, dazu an, seine Ergebung zu stärken. Vier bis fünftausend Streiter befanden sich in einer festen Stellung, hatten als Schlachtfeld den Palast der Könige, wurden durch Kriegszucht zusammengehalten, hatten Kanonen, zwei Cavalerieabtheilungen; an ihrer Spitze stand ein König, in ihrer Mitte war eine unerschrockne Königin, unschuldige Kinder, auf ihrer Seite die Gesetzlichkeit und die Constitution, und die Hälfte der Nation günstig für sie gestimmt; sie konnten vielleicht die verwirrten und ungeordneten Haufen, welche die Empörung langsam gegen sie heranrückte, zurücktreiben, die nur durch unschlüssige, mitfortgerissene Leute sich vergrößernden Reihen des Volkes durchbrechen, die in Paris verhaßten Marseiller niederschmettern, die Vorstädte reinigen, die unentschlossenen Bataillone der Nationalgarde mit sich vereinigen, auf die Versammlung, deren Mehrzahl noch Tags vorher zu keinem Entschluß hatte kommen können, Einfluß erlangen, der Gesetzlichkeit und der Gewalt einen Augenblick die Oberhand verschaffen, La Fayette und Luckner herbeirufen, ihre Verbindung mit den Truppen zu Compiègne bewerkstelligen, den König in den Mittelpunkt der Armee, zwischen die Fremden und sein Volk, bringen und zu gleicher Zeit die Coalition und die Revolution einige Tage rückwärts schreiten lassen. Aber dazu gehörte ein Held und die Monarchie hatte nur ein Schlachtopfer.

Einundzwanzigstes Buch.

I.

Während der so langen Stunden dieser Nacht und während der ersten Zeit der Morgendämmerung gingen die Königin und die Prinzessin Elisabeth abwechselnd aus dem Zimmer des Königs in das Schlafzimmer ihrer Kinder und von da in den Rathssaal, wo die Minister unaufhörlich Sitzung hielten. Wenn sie durch die Säle kamen, welche mit ihren Vertheidigern angefüllt waren, so verbargen sie ihre Thränen und flößten diesen durch ihre anscheinende Heiterkeit, durch ihre lächelnden Mienen, durch ihre Worte eine Zuversicht ein, die sie selbst noch nicht verloren hatten. Die Gegenwart der beiden, während der Nacht unter dem Waffenlärm herumirrenden Fürstinnen, von denen die eine als Königin und als Mutter für ihren Gemahl und ihre Kinder, die andere als zärtlich liebende Schwester für ihren Bruder besorgt war, die beide die ihnen selbst drohenden Gefahren nicht beachteten, forderten die Vertheidiger des Schlosses am stärksten auf, Mitleiden, Edelsinn und Muth zu beweisen.

Marie Antoinette wird in den Pamphleten ihrer Feinde während dieser Nacht wie eine gekrönte Furie dargestellt, deren Aufgeregtheit an Wahnsinn streift und deren Niedergeschlagenheit sich in Thränengüssen Luft macht, die bald

erklärt, daß sie sich an die Mauern ihres Palastes annageln lassen will, bald dem Könige Pistolen gibt, um ihn zum Selbstmorde aufzufordern, allein sie trug weder eine solche Ueberspanntheit, noch eine solche Schwäche zur Schau. Ohne erkünstelten Heldenmuth, aber auch ohne erkünstelte Zaghaftigkeit, zeigte sie ein Betragen, welches sie in diesen Augenblicken zeigen mußte, wo alle Gefühle, deren sie ihrem Geschlechte und ihrem Range nach als Gattin, als Mutter, als Königin fähig war, in ihr rege waren. Ihre Gesinnungen, ihr Angesicht, ihre Worte, ihre Thaten standen mit der Zärtlichkeit, welche sie empfand, mit ihrer hohen Stellung, mit allen verhängnißvollen Ereignissen, welche sie betrafen, in Verhältniß und ließen erkennen, wie sie in dieser Nacht den Uebergang von Herrschaft auf dem Throne zu Gefangenschaft in seinen verschiedenartigen Gestaltungen durchlebte. Sie war Frau, Mutter, Gattin, Königin, deren Gefühle bedroht oder gewaltsam angetastet werden. Abwechselnd fürchtete, hoffte, verzweifelte sie, oder beruhigte sie sich. Aber sie gab sich nicht überspannten Hoffnungen hin und wenn sie muthlos wurde, hielt sie doch stets ihre Würde aufrecht. Ihre Seelenstärke und ihre Liebe wurde von den Schlägen des Geschickes nicht gebeugt. Sie vergoß nicht aus Schwäche, sondern aus Zärtlichkeit Thränen; sie war betrübt, aber ihrer Kinder wegen. Die Achtung, welche sie sich selbst, dem Königthum, ihrer Abstammung von Maria Theresia, dem Volke, das auf sie sah, schuldig war, vermochte sie, ihre Angst und ihren Schmerz zu verbergen. Nachdem sie an dem Lager ihres Sohnes, ihrer Tochter, vor dem Könige, in den Armen ihrer Schwester, ihrer Freundin geweint hatte, verwischte sie auf ihren Wangen die Spur der Thränen und erschien wieder ernst aber ruhig, bekümmert, aber fest vor der Menge, indem sie wol zeigte, daß sie ein Herz besaß, aber auch die Regungen desselben zu beherrschen wußte.

So war Marie Antoinette während dieser vierundzwanzigstündigen Krise, nachdem schon so viel Krisen vorausgegangen waren, die ihren Muth hätten erschöpfen können. Sie war Frau wie alle Frauen, sie wurde besser von ihrem natürlichen Sinne als von ihrer Politik geleitet, sie war mehr dazu geeignet, bei außerordentlichen Gefahren

eher Heldenmuth als Umsicht zu beweisen, eher handelnd aufzutreten, als berathend einzuwirken.

II.

Der König hatte Roederer, den Procureur-Syndic des Departements von Paris, kommen lassen. Péthion war nicht auf dem Schlosse. Er kommt hin, erstattet dem König Bericht über den Zustand von Paris und weigert sich, dem Generalcommandanten Mandat, der sich bei ihm beschwert, für den Mann nur drei Schüsse zu haben, Pulver zu liefern. Unter dem Vorwande, es herrsche in dem Zimmer eine überaus große Hitze, die ihm lästig falle, geht Péthion hinaus und zieht Roederer mit sich fort; sie gehen mit einander in den Garten hinunter. Péthion wird von ihm ergebenen Municipalbeamten und jungen Nationalgardisten umgeben, die um ihn herum singen und Scherz treiben. Sie gehen Alle zusammen bei dem Mondschein auf der nach der Seine zu gelegenen Terrasse spazieren und unterhalten sich über gleichgültige Dinge, als ob sie bei einer Abendgesellschaft zugegen wären. Als sie am Ende der Terrasse angelangt sind, hören sie im Schlosse Rappel schlagen. Sie kehren zurück. Der Himmel war wolkenlos; kein Luftzug ließ sich bemerken. Péthion, der eine stoische Gleichmüthigkeit zur Schau trug und die Nähe der Gefahr verhehlte, ließ Roederer allein wieder zum König hinaufgehn. Er blieb außerhalb des Schlosses auf der Galerie neben der großen Treppe. Er war für sein Leben besorgt.

Obgleich die Nacht nicht dunkel war, so verbreitete doch das Schloß seinen Schatten ziemlich weit in den Garten hinaus. Es waren Lämpchen angezündet und auf die am Rande der Terrasse befindlichen Steinplatten gestellt worden. Einige Grenadiere des Bataillons Filles Saint-Thomas, welche auf dieser Terrasse aufgestellt waren und die Péthion, den sie als geheimen Anstifter der Empörung ansahen, haßten, stießen mit dem Fuße die Lämpchen um und umringten ihn, als ob sie ihn als Geisel festhalten wollten. Péthion merkte ihre Absicht. Er hörte einzelne Worte und sah drohende Mienen. „Er muß mit seinem Kopfe für die Ereignisse dieser Nacht haften,“ sagte ein

Grenadier zu seinen Kameraden. Péthion verbarg die Besorgniß, welche er fühlte, unter anscheinend muthiger Haltung und setzte sich nicht weit von den Grenadieren mit einigen Municipalbeamten auf den Rand der Terrasse. Er sprach ruhig während eines Theils der Nacht mit seiner Umgebung. Im Schlosse unter den Reihen der Vertheidiger des Throns war ganz laut davon die Rede, daß man Péthion, weil er so kühn gewesen wäre herzukommen und der Rache der Royalisten Trotz zu bieten, festhalten und ihn selbst den Streichen, die er gegen die Monarchie vorbereitete, aussetzen müsse. Ein Municipalbeamter, Mouchet, der die gefährliche Lage Péthion's bemerkte und dem der Maire einen Wink gegeben hatte, eilte in die Nationalversammlung und sprach mit mehren Mitgliedern: „Wenn Sie nicht auf der Stelle den Maire von Paris vor Ihre Schranken berufen, so wird er ermordet," sagte er.

Ludwig XVI., der auf den Knien lag, und betete und dessen Gemüth mehr zur Vergebung als zur Rache sich neigte, dachte nicht an Mord. Die Versammlung stellte sich, als glaube sie, der Hof könne den Gedanken eines Verbrechens fassen. Sie forderte den Maire zu sich. Zwei Huissiers, vor denen Wachen mit Fackeln vorangingen, kamen mit Aufsehen herbei und überbrachten Péthion den Beschluß, der ihn befreite. In demselben Augenblicke schickte der Justizminister zu ihm, um ihn zu ersuchen, zum Könige hinaufzukommen. „Wenn ich hinaufgehe," sagte Péthion, „so komme ich nie wieder herunter." Er begab sich in die Versammlung und von da aufs Rathhaus. Dort wurde er von seinen Mitschuldigen von Charenton zurückgehalten und erschien nicht wieder im Schlosse.

III.

Mitternacht war vorüber. Alle Fenster der Tuilerien standen offen. Alles drängte sich hin, um die Sturmglocke zu hören. Jeder horchte auf und nannte dann nach und nach das Quartier, die Kirche, den Thurm, wo der Ruf der Revolutionen ertönte.

In der Stadt traten bei diesem Klange die Bürger aus den Häusern und blieben an den Thüren stehen, in=

dem sie bereit waren, dem Strome zu folgen, wo er sie hinführen würde. Die Sektionen, die auf aufrührerische Weise um zehn Uhr zusammengerufen worden waren, hatten fast ganz im Geheimen sich berathschlagt und jede Commissaire nach dem Rathhause geschickt, um den Rath der Gemeine durch eine aus der Empörung hervorgegangene Gemeine zu ersetzen. Der nach allgemeinem Einverständniß diesen Commissairen gegebene Auftrag war, alle Maßregeln zu treffen, welche das Wohl des Vaterlandes und die Erlangung der Freiheit erfordern würde. Diese Commissaire hatten sich, hundert und zwölf an der Zahl, ohne daß es ihnen streitig gemacht worden wäre, im Rathhause versammelt; sie bildeten sich zu einer diktatorischen Municipalität, behielten Péthion, Danton, Manuel in ihrer Mitte und ernannten zu ihrem einstweiligen Präsidenten Huguenin aus der Vorstadt Saint-Antoine, den Redner der Petitionäre am 20. Juni. Tallien, ein junger fünfundzwanzigjähriger Patriot und Herausgeber des Journals l'Ami des Citoyens, wurde zum Sekretair der Gemeine ernannt. Diese Municipalität wurde von elf Uhr Abends an der leitende Comité der Volksbewegungen und die Regierung der Empörung. Péthion befand sich dem Anschein nach in Verhaftung, um durch den Umstand, daß er an den Begebenheiten der Nacht keinen Antheil nahm, eine zu offenbare Verletzung des Gesetzes zu vermeiden.

IV.

Der Generalcommandant Mandat, ein Mann voller Zuversicht, der immer bei dem Könige für das Volk und bei dem Volke für den König einstand, traf auf Grund der Befehle, die ihm Péthion als Maire von Paris gegeben hatte, seine letzten Verfügungen. Er schickte fünfhundert Mann mit Kanonen nach dem Rathhause, um den als Straße dienenden Bogengang St.-Jean, durch welchen die Haufen der Vorstadt Saint-Antoine durchkommen mußten, zu besetzen. Er stellte ein anderes Bataillon mit zwei Kanonen am Pont Neuf auf, um den Uebergang über diese Brücke den Marseillern streitig zu machen, sie in die Vorstadt Saint-Germain und nach dem Port Royal zu, wo

die Kanonen des Pavillon de Flore sie niederschmettern würden, zurückzudrängen. Zur Ausführung dieser an sich selbst trefflichen Anordnungen fehlten nur zuverlässige Truppen. Kaum hatte Mandat diese Befehle gegeben, so wurde er von der Municipalität auf das Rathhaus gefordert, um von dem Zustande des Schlosses und von den Maßregeln, die er zur Aufrechthaltung der Sicherheit von Paris getroffen, Rechenschaft zu geben.

Als Mandat diesen Befehl erhielt, schwankte er von der Ahnung dessen, was sich ereignen sollte, und von seinem Pflichtgefühl hin- und hergezogen. Gesetzlich stand die Municipalität über der Nationalgarde und konnte ihren Commandanten zu sich bescheiden. Mandat wußte übrigens nicht, daß diese Municipalität gewaltsam von den Sektionen verändert worden war und nur noch ein Comité der Empörung ausmachte. Er befragt Roederer, der eben so wie er in Unkenntniß über die Veränderungen, die im Rathhause stattgefunden haben, ihm anräth, sich hinzubegeben. Mandat, als ob ihn ein unbestimmtes Gefühl dazu triebe, das Rathhaus nicht zu betreten, sucht Vorwände und Entschuldigungen, um seinen Platz nicht verlassen zu dürfen. Endlich entschließt er sich dazu, fortzugehen. Sein zwölfjähriger Sohn besteht darauf ihn zu begleiten. Mandat steigt zu Pferde und begibt sich nach dem Rathhause, wohin ihm nur sein Sohn und ein Adjutant folgen. Er besteigt die Stufen der Vortreppe. Bei dem Anblick der strengen Mienen unbekannter Männer ergreift ihn Bangigkeit. Er sieht ein, daß er sich bei denen, welche die Verschwörung leiten, für die Maßregeln zu verantworten hat, die er zur Unterdrückung der Verschwörung getroffen. —

„Auf welchen Befehl," fragt ihn Huguenin, „hast du die Wache des Schlosses verdoppelt? — Auf Péthion's Befehl, antwortet, in Verwirrung gerathen, der unglückliche Mandat. — Zeige diesen Befehl. — Ich habe ihn in den Tuilerien gelassen. — Wann ist dieser Befehl gegeben worden? — Vor drei Tagen; ich will ihn bringen. — Warum hast du Kanonen ausrücken lassen? — Wenn ein Bataillon ausrückt, folgen ihm die Kanonen. — Hält die Nationalgarde Péthion nicht mit Gewalt im Schlosse zurück? — Das ist nicht wahr; die Nationalgardisten sind nur gefällig

und ehrerbietig gegen den Maire von Paris gewesen. Ich selbst habe ihn bei meinem Weggehen gegrüßt. — Während dieser Unterredung wird ein Brief Mandats an den Commandanten des Postens des Rathhauses auf den Tisch gelegt. Mandat gab dem Bataillon des Rathhauses den Befehl, die nach dem Schlosse ziehenden Haufen durch einen Angriff in den Rücken und in die Seite zu zerstreuen. Dieser Brief ist Mandat's Todesurtheil. Der Rath verfügt, er solle zur Abtei abgeführt werden. Der Präsident macht, indem er diesen Befehl gibt, mit der Hand eine wagerechte Bewegung, welche anzeigt, was er zu bedeuten habe. Ein Pistolenschuß streckt den unglücklichen Mandat auf den Stufen des Rathhauses nieder. Mit Piken und Säbeln wird ihm der Rest gegeben. Sein Sohn, der ihn auf der Vortreppe erwartet, stürzt sich auf seine Leiche und sucht sie umsonst den Mördern streitig zu machen. Mandat's Leichnam wird in die Seine geschleudert und mit ihm verschwindet Péthion's Befehl.

Das Verbrechen ist dem Schuld gegeben worden, in dessen Interesse es begangen wurde. Die Geschichte, die Péthion's Doppelsinnigkeit nur mit Strenge beurtheilen kann, kann nicht seinen unmittelbaren Antheil an irgend einer blutigen That beweisen. Er erwies der Revolution dadurch Dienste, daß er sich schwach zeigte, daß er moralischer Mitschuldiger ihrer Anhänger war, nie aber durch Verbrechen. Wenn der Befehl, auf das Volk zu schießen, aufgefunden worden wäre, so hätte er die ganze Municipalität angeklagt; Mandat's Tod vernichtete dieses einzige Zeugniß. Dieser Mord wurde von unbekannten Händen begangen; Niemand erschien schuldig und die Fluthen der Seine schützten die Verantwortlichkeit der Municipalität. Der Rath ernannte sogleich Santerre zum Generalcommandanten der Nationalgarde an Mandat's Stelle. Péthion, der, als er die Versammlung verließ, sich nach Hause begab, fand an seiner Thüre sechshundert Mann aufgestellt, die Santerre abgeschickt hatte, um ihn in seinem Hause zu bewachen und vor den Nachstellungen des Hofes zu schützen.

V.

Die Nachricht von Mandat's Tode, welche von seinem Adjutanten in die Tuilerien gebracht wurde, versetzte den König und die Königin in die größte Bestürzung und verbreitete Unentschlossenheit in den Reihen der Nationalgarde. Lachesnaye, Bataillonscommandant, übernahm den Befehl. Aber alle moralische Gewalt entschwand seinen Händen, da das Rathhaus von den Sektionen besetzt war, eine revolutionaire Municipalität ihm gegenüberstand und Santerre den Oberbefehl erhalten hatte. Mandat's Schicksal ließ ihm das seinige voraussehn. Die zwei Vorposten am Rathhaus und am Pont Neuf waren zurückgedrängt worden. Funfzehntausend Mann der Vorstadt Saint-Antoine strömten durch den Bogengang Saint-Jean. Die Marseiller und die Aufrührer, aus der Vorstadt Saint-Marceau kamen sechstausend Mann stark über den Pont Neuf. Eine zahllose Menge Neugieriger ließ dieses Heer des Volks dem Auge noch größer erscheinen, so daß man es auf hunderttausend Mann hätte schätzen können. Auf dem Quai des Louvre bewirkten beide Abtheilungen ihre Vereinigung und drangen, ohne auf ein Hinderniß zu treffen, nach dem Carrouselplatze vor. Die im Hofe des Louvre in Schlachtordnung aufgestellte reitende Gendarmerie sah sich an allen Einlaßpforten umringt, und da sie nicht gegen die Mauern des engen Platzes, auf welchem sie sich befand, zum Angriffe vorrücken konnte, so murrte sie gegen ihre Offiziere und theilte sich in zwei Abtheilungen; die eine hielt noch fernerhin unnöthigerweise den Hof des Louvre besetzt, die andre stellte sich auf dem Platze des Palais Royal in Schlachtordnung. Auf der Seite der Champs Elysées, des Vendômeplatzes und der Saint-Honoré-Straße war das Herandringen des Volkes nicht gehindert worden. Zahllose Massen umzingelten den Garten.

Als der Procureur des Departements Roederer Mandat's Tod und die Einsetzung eines aufrührerischen Rathes erfuhr, schrieb er an den Rath des Departements, er möge sich auf das Schloß begeben, um Maßregeln gegen die neue Municipalität zu ergreifen und um seine Befehle zu bestätigen. Das Departement schickte zwei Commissaire, Levieillard

und von Fauconpret zum Könige, um sich mit Roederer zu berathen. Roederer und die beiden Mitglieder des Departements verfügten sich zusammen in eine kleine, neben dem Zimmer des Königs befindliche Stube, die auf den Garten ging. Roederer ersuchte den König, einen Erlaß an den Rath des Departements zu unterzeichnen, in welchem er ihn ermächtigte, den Ort, wo er seine Sitzungen gewöhnlich hielt, anderswohin zu verlegen. „Meine Minister sind nicht da, sagte Ludwig XVI.; ich werde den Befehl geben, wenn sie wieder zurückgekommen sind.“

Es war noch nicht hell in den Zimmern. Kurz darauf hörte man das Rollen eines Wagens im Hofe. Die Laden im Zimmer des Königs wurden etwas aufgemacht, um zu sehen, wo das Geräusch herrühre; es war Péthion's Wagen, der leer wieder fortfuhr. Der Tag begann anzubrechen.

Die Prinzessin Elisabeth trat an das Fenster und betrachtete den Himmel. Er war roth, wie vom Widerscheine einer Feuersbrunst gefärbt. „Liebe Schwester, sagte sie zur Königin, sieh doch die Morgenröthe an!“ Die Königin stand auf, betrachtete den Himmel und seufzte. Der letzte Tag brach heran, an welchem sie die Sonne durch ein Fenster erblickte, das ohne Gitter war. Alle Etiquette hatte aufgehört. Bei jeder Nachricht, die dem Könige oder der Königin gebracht wurde, drängten sich eine Menge Diener, Freunde, oder bewaffnete Vertheidiger vertraulich an sie heran und theilten ihre Empfindungen oder ihre Ansichten mit. Der König sah sich genöthigt, oft seinen Platz zu wechseln und die versteckten Zimmer seiner Wohnung aufzusuchen, um seine Minister anzuhören, wenn sie mit ihm allein zu sprechen hatten.

Gegen drei Uhr zog er sich auf's neue in sein Zimmer zurück und ließ die Königin, die Prinzessin Elisabeth, die Minister und Roederer im Rathssaale zurück. Man glaubt, daß er, erschöpft von der Anstrengung und der Aufregung während des Tages und während eines Theils der Nacht und durch die eben erhaltnen Nachrichten beruhigt, einige Augenblicke ruhen wollte, um die Kräfte zu sammeln, die er nöthig haben könnte, wenn der Tag erst angebrochen ist. Die Königin hatte um sich die Prinzessin von Lamballe, die Prinzessin v. Tarente-Latremouille, Frau v. Laroche-Aymon

und Frau v. Ginestous; Frau v. Tourzel, die Erzieherin ihrer Kinder, Frau v. Makau, v. Bouzy, v. Villefort, die unter der erstern standen; alle diese Hofdamen zeigten in dieser Nacht bei den Gefahren und bei dem Mißgeschick ihrer Gebieter die höchste Selbstverleugnung, diesen den Frauen angebornen Heldenmuth. Die Herzogin von Maillé, eine Dame des Palastes, die am Tage vorher nicht auf dem Schlosse gewesen war, und welche ihre populären Ansichten bei dem Hofe während der ersten Tage der Revolution verdächtig gemacht hatten, erfuhr in der Nacht, daß das Schloß bald angegriffen werden solle und daß die königliche Familie von Gefahren bedroht werde; sie ging zu Fuß aus ihrer Wohnung und warf sich allein, ohne ihren Namen und ihre Freundschaft für die Königin zu verbergen, mitten unter das hin- und herströmende Volk, welches die Zugänge zu den Tuilerien versperrte, um hineinzugelangen. Die Menge drängte sie, wie eine Wahnsinnige zurück. „Laßt mich dahin gehen, rief sie aus, wohin mich die Freundschaft und die Pflicht ruft. Haben denn die Frauen nicht auch ihre Ehre? Ihr Herz ist sie! Das meinige gehört der Königin! Euer Patriotismus ist es, sie zu hassen; der meinige ist es, zu ihren Füßen zu sterben!"

VI.

Die Frauen aus dem Volke wurden von einer solchen überspannten Treue, welche dem Tode Trotz bot, gerührt und führten die Herzogin von Maillé wider ihren Willen in ihre Wohnung zurück. Die Königin, die Prinzessin Elisabeth, die sie umgebenden Frauen, die Magistratspersonen, die Soldaten setzten sich, wie es der Zufall fügte, auf die kleinen Bänke und die Sessel des Rathsaales. Die Königin und die Prinzessin unterhielten sich häufig mit Roederer. Roederer zeigte in dieser Nacht, wie am 20. Juni den Charakter eines großen constitutionellen Bürgers. Obgleich er der Partei der Constitution ergeben war, so flößte er doch der königlichen Familie Vertrauen ein. Seine Haltung war, wie wenn er das Gesetz selbst verträte. Er war unerschrocken als Magistratsperson, ernst als Bürger, ehrerbietig als Mensch; weder der Königin, noch ihrer Schwester, noch

dem Könige entging es, welchen Schmerz er empfand, wenn er sie in ihrem Palaste von so schweren Sorgen heimgesucht sah; die Prinzessin Elisabeth näherte sich ihm oft, um ihn mit wehmüthiger Heiterkeit um Etwas zu befragen. Die Königin sah in ihm einen strengen aber aufrichtigen Berather, der König einen letzten Freund.

Gegen vier Uhr verließ der König sein Schlafzimmer und kam wieder in den Rathssaal. Es ließ sich an seinem Anzug und an seinen Haaren, die in Unordnung waren, erkennen, daß er sich einen Augenblick auf sein Bett geworfen hatte. Seine Haare, die auf der einen Seite des Kopfes gepudert waren und Locken trugen, waren auf der andern glatt und ohne Puder. Seine blasse Gesichtsfarbe, seine geschwollnen Augen, seine schlaffen, unwillkürlich zuckenden Lippen zeigten an, daß er im Geheimen geweint hatte. Aber auf seinem Gesichte herrschte Heiterkeit und seine Lippen trugen ein wohlwollendes Lächeln. Nichts konnte ein Gefühl der Rache in seinem Gemüthe aufkommen oder in seinen Gesichtszügen bemerkbar werden lassen. Seine Freunde haben nie etwas Andres an ihm geliebt, seine Feinde nie etwas Andres an ihm verachtet, als seine Güte: diese Güte war sein Fehler und seine Tugend. Die Königin und die Prinzessin Elisabeth warfen sich mit einem Lächeln, welches anzeigte, wie glücklich sie waren, ihn zu sehen, in seine Arme; sie zogen ihn mit sich in eine Fensterbrüstung und sprachen eine Zeit lang heimlich mit ihm, während jede von ihnen eine seiner Hände in den ihrigen hielt. Er sah eine nach der andern traurig an, als ob er sie um Verzeihung bitten wollte, daß sie seinetwegen so viel Sorgen träfen. Alle Uebrigen hatten sich mit Ehrerbietung von ihnen entfernt.

Hierauf ging die königliche Familie nach der Seite der Höfe zu, um wahrscheinlich sich von der Anzahl und der Haltung der dicht neben dem Palaste lagernden Truppen zu überzeugen. Kurz darauf ließ die Königin Roederer rufen. Er fand sie in der Wohnung Thierri's, des Kammerdieners des Königs, welche nach der kleinen Schlosserwerkstätte Ludwig's XVI. führte. Die Königin war allein und saß, den Rücken nach dem Fenster gekehrt, am Kamine. Der Marineminister Dubouchage trat hinein und blieb in einiger Entfernung wie Jemand, der beobachtet und der wartet,

stehn. Die Königin, die augenscheinlich durch das, was sie selbst in den Höfen gesehen, wo ihre Vertheidiger nicht sehr zahlreich versammelt waren, und durch das, was ihr über das stete Zunehmen der Aufrührermassen berichtet wurde, in Unruhe versetzt worden war, fing an in Niedergeschlagenheit und Muthlosigkeit zu verfallen, nachdem die Aufregung ihrer frühern überspannten Hoffnungen sie verlassen hatte. Sie befand sich in einem Augenblicke, wo die Wirklichkeit, die man nicht sehen will, sich geltend macht, und wo man sich noch, troß dem, daß man sie erkennt, gegen sie auflehnt.

Marie Antoinette fragte Roederer, was unter solchen Umständen, wie sie seit Anbruch des Tages sich zeigten, zu thun sei? Roederer scheute sich nicht, ihr Vorschläge zu machen, die ihr Herz schmerzlich treffen mußten. Er sprach mit ihr zum ersten Male davon, den König und seine Familie unter den Schutz der Nation zu stellen, sie in die Mitte der Nationalversammlung zu führen und sie eben so unverletzlich und geheiligt zu machen, wie die Constitution selbst. „Wenn der König untergehn muß, sagte Roederer, so muß es durch denselben Streich geschehen, welcher der Constitution den Untergang bringt. Aber das Volk wird vor seinem eignen, in der Versammlung seiner Vertreter personifizirten Bilde stehen bleiben. Die Versammlung selbst wird nicht umhin können, einen König zu vertheidigen, den sein Bestehen mit dem ihrigen Eins werden läßt. Die Empörung, die dem Könige gegenüber verbrecherisch ist, würde dem Vatermorde gleich erscheinen, wenn sie das Heiligthum der Gesetze verletzte." Das waren Roederer's Rathschläge; Marie Antoinette erröthete, als sie dieselben hörte; es ließ sich bemerken, wie in ihrem Innern der Stolz der Königin gegen die Liebe der Gattin und der Mutter ankämpfte. Dubouchage, ein redlicher Edelmann und unerschrockner Seemann, kam der betretnen Königin zu Hülfe. „Sie schlagen also vor, mein Herr, sagte er zu Roederer, den König seinem Feinde zuzuführen!" — „Die Versammlung ist weniger feindlich gegen ihn gesinnt, als Sie glauben, erwiderte dieser, denn bei dem letzten monarchischen Beschluß haben vierhundert Mitglieder gegen zweihundert für La Fayette gestimmt. Uebrigens wähle ich unter allen Gefahren die kleinste, und

rathe zu dem einzigen Mittel, welches das Schicksal übrig läßt, um etwas für das Wohl des Königs zu thun."

VII.

Die Königin sagte mit dem Ausdrucke gereizter Entschlossenheit, als ob sie gesucht hätte, sich durch den Ton ihrer Stimme zu ermuthigen: „Es sind Streitkräfte da, und es ist an der Zeit, zu wissen, ob der König oder die Parteien die Oberhand behalten werden." Roederer schlug vor, den Generalcommandanten Lachesnaye, der an die Stelle des unglücklichen Mandat getreten war, zu befragen. Man schickte nach ihm; er kam. Er wurde befragt, ob die Vertheidigungsmittel sich in einem Zustande befänden, der hinreichend wäre, das Schloß sicher zu stellen, und ob er Maßregeln getroffen hätte, um die Haufen, welche gegen die Wohnung des Königs anrückten, aufzuhalten? Lachesnaye antwortete bejahend und fügte hinzu, daß das Carrousel besetzt wäre; hierauf wandte er sich an die Königin und sagte zu ihr mit dem Ausdruck des Unmuths und des Vorwurfs: „Ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß die Zimmer voll unbekannter Leute sind, die sich an den König drängen und deren Gegenwart die Nationalgarde herabsetzt und erbittert." — „Die Nationalgarde hat Unrecht, antwortete die Königin, es sind zuverlässige Leute." Die Haltung und die Sprache Marie Antoinettens überzeugten Roederer, daß im Schlosse der bestimmte Entschluß gefaßt worden war, am folgenden Tage die Schlacht anzunehmen, und daß man einen Sieg wollte, um entschiedener gegen die Nationalversammlung auftreten zu können. Er brachte vor, der König möge wenigstens an das gesetzgebende Corps schreiben und von ihm Beistand verlangen. Dubouchage war auch mit diesem Vorschlage nicht einverstanden. „Wenn dieser Vorschlag nichts werth ist, sagte Roederer, so mögen zwei Minister sich in die Versammlung begeben und von ihr verlangen, daß sie Commissaire auf das Schloß schickt."

Dies wurde angenommen und v. Joly und Champion verließen das Schloß, um sich in die Versammlung zu begeben.

Die Versammlung war ruhig in einer Verhandlung

über den Negerhandel begriffen, als die beiden Minister eintraten. Der Justizminister v. Joly schilderte die Gefahren der Lage, die Nothwendigkeit, Maßregeln zu treffen, und zeigte an, der König wünsche, es möge sich eine Deputation der Nationalversammlung zu ihm verfügen, um ihm bei seinen Bemühungen, die Constitution zu bewahren, beizustehen und durch ihre Gegenwart zur Sicherheit der königlichen Familie beizutragen. Die Versammlung ging verächtlich zur Tagesordnung über. Die Mitglieder, die sich nicht sehr zahlreich eingefunden hatten, waren zerstreut und gleichgültig und die ganze Versammlung zeigte die Haltung politischer Vereine, welche eine große Umwälzung erwarten und sich von dem Ereignisse fern halten.

VIII.

Hr. v. Joly und Champion verließen entmuthigt die Versammlung. Roederer und die Minister waren in der neben der Wohnung des Königs befindlichen kleinen Stube zu einer Konferenz zusammengeblieben. Die Mitglieder des Departements kamen an. Sie benachrichtigten die Minister von der Bildung der neuen Muncipalität. Diese hatte unter die Marseiller Patronen austheilen lassen. Das Bataillon der Cordeliers und die Marseiller mußten schon unterwegs sein. Das Gesetz, das überall seine Geltung verloren hatte, fand nur noch in den Tuilerien eine Zufluchtsstätte. Sie bestanden darauf, der König solle von der Versammlung Schutz verlangen. „Nein, antwortete Dubouchage, der vom Fenster aus die Schmähungen gehört hatte, welche die mit Piken bewaffneten Bataillone gegen den König ausstießen. Nur hier ist er in Sicherheit; hier muß er siegen oder untergehen.“

Die Mitglieder des Departements und Roederer, an ihrer Spitze, beschlossen nun, sich selbst zum gesetzgebenden Corps zu begeben, ihm die Lage der Dinge zu schildern, ihm mitzutheilen, welche Rathschläge sie dem Könige gegeben, und endlich die Versammlung zu einem Beschlusse zu vermögen, der Alles zu retten im Stande wäre. Als sie eben in die Versammlung eintreten wollten, begegneten sie den beiden Ministern, welche sie verließen. „Was wollen Sie thun,

fragte sie der Justizminister; wir haben so eben die Versammlung gebeten, den König in ihre Mitte zu berufen; aber sie hat uns kaum angehört; sie ist nicht zahlreich genug beisammen, um einen Beschluß erlassen zu können; kaum sechzig Mitglieder sind da!" Die Mitglieder des Departements wurden entmuthigt und kehrten mit den Ministern in das Schloß zurück. Die Artilleristen, welche mit ihren Kanonen im Vorhause, unten an der großen Treppe standen, hielten sie auf. „Meine Herren, fragten sie sie mit besorgter Miene, werden wir genöthigt werden, auf unsere Brüder zu feuern?" — „Sie sind nur hier, entgegnete ihnen Roederer, um die Wohnung des Königs zu bewachen, und um zu verhindern, daß man mit Gewalt in dieselbe eindringt. Diejenigen, welche auf Sie schießen, sind nicht mehr Ihre Brüder!"

Diese Worte schienen die Artilleristen zu beruhigen und Roederer und seine Kollegen wurden ersucht, sie der in den Höfen aufgestellten Nationalgarde, welche die nämlichen Bedenklichkeiten hegte, zu wiederholen. Roederer und seine Kollegen gingen durch das Vorhaus auf den Königshof. Hier boten die getroffenen Vertheidigungsmaßregeln einen befriedigenden Anblick dar. Auf der rechten Seite stand ein Bataillon Grenadiere der Nationalgarde, von den Fenstern des Schlosses an bis zur Mauer des Carrousel in Schlachtordnung aufgestellt, und links ihnen gegenüber ein Bataillon der Schweizergarde. Diese beiden Bataillone konnten durch ein Kreuzfeuer die Volkshaufen, welche vom Carrousel aus in den Hof dringen würden, vernichten. Zwischen beiden waren vor dem großen Thore der Tuilerien fünf nach dem Carrousel gerichtete Geschütze aufgefahren und konnten die an dieser Seite Stürmenden niederschmettern, ebenso wie die fünf am Gartenthore stehenden Kanonen die von dieser Seite Angreifenden mit Kartätschen empfangen haben würden. Aehnliche Anordnungen gaben auch den andern Höfen das Ansehen, als ob sie nicht genommen werden könnten. Die Deputation des Departemens ging auf das Bataillon der Nationalgarde los. Roederer stellte sich unter die Nationalgardisten und hielt eine bestimmte, feste und gemäßigte Anrede an sie, wie es einem unerschütterlichen Vertreter des Gesetzes zukommt. — Kein Angriff, feste Haltung, feste Vertheidigung.

IX.

Das Bataillon ließ weder Begeisterung, noch Unentschlossenheit bemerkbar werden. Der Procureur-Syndic begab sich mitten in den Hof, um ebenso zu den Artilleristen zu sprechen. Diese entfernten sich außerhalb des Bereichs seiner Stimme, um nicht einen Aufruf hören zu müssen, dem sie nicht Folge zu leisten gesonnen waren. Einer von ihnen indeß, ein Mann von kriegerischem Aeußern und mit entschlossener Miene, näherte sich ihm und fragte ihn: „Aber wenn man auf uns schießt, werden Sie dann hier sein?“ — „Ich werde da sein, erwiederte Roederer, aber nicht hinter, sondern vor euern Geschützen, damit, wenn Jemand an diesem Tage den Tod finden soll, wir die Ersten sind, welche bei der Vertheidigung der Gesetze fallen!“ — „Wir werden Alle da sein!“ riefen sämmtliche Mitglieder des Departements. Bei diesen Worten zog ein Artillerist die Ladung aus seinem Geschütze, verbreitete sie auf der Erde und trat die brennende Lunte mit dem Fuße aus. Diese That drückte mehr aus, als Worte gethan haben würden. Das Gesetz legte die Waffen dem Volke gegenüber nieder. Das Volk klatschte dem Artilleristen von den Mauern des Carrousel herab Beifall zu.

Während die Mitglieder des Departements so bei den Artilleristen keinen Erfolg hatten, überbrachten Municipalbeamte den Schweizern den Befehl, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Einige Schritte davon hielten Marseiller Emissäre, die in den Hof gedrungen waren, Anreden an diese fremden Soldaten, um ihnen vorzustellen, sie sollten nicht auf Patrioten, welche frei und Republikaner, wie sie selbst sein wollten, Feuer geben. Plötzlich ließen sich starke Schläge an das Königsthor hören. Roederer eilt hin und läßt eine Einlaßpforte öffnen. Ein junger, blasser Mann, Offizier der Artilleristen, tritt aufgeregt herein. Er sagt, daß der Haufe, zu dem er gehört, sich zur Versammlung begeben und das gesetzgebende Corps so lange einschließen will, bis es die Absetzung des Königs dekretirt hat, und daß das Volk zwölf Geschütze auf dem Carrouselplatze besitzt. „Wir verlangen, daß man uns durch das Schloß und den Garten

ziehen läßt, um dem gesetzgebenden Corps den Wunsch des Volkes vorzutragen; wir wollen kein Unheil anstiften. Wir sind alle Bürger, wie Sie! Wir wollen die Freiheit der Versammlung nicht antasten, sondern ihr im Gegentheil diese Freiheit, die von den Verschwörungen des Hofes unterdrückt wird, wieder verschaffen!" Nach einer Unterredung mit diesem überspannten jungen Manne zieht sich das Departement zurück, während auf's neue das Thor von Schlägen erschüttert wird und hinter den Mauern das Toben der Menge immer mehr zunimmt, und nur der Zeit allein wird es überlassen, die Entwicklung der Begebenheiten vorzubereiten.

X.

Die Königin, welche einsah, daß diese Entwicklung mit dem anbrechenden Tage eintreten, daß Blut fließen würde, wollte nicht, daß ihre Kinder noch in ihren Betten wären, wenn der Angriff seinen Anfang nähme, und ließ sie um fünf Uhr wecken, anziehen und zu sich führen. Der König und die Königin umarmten sie mit inniger Zärtlichkeit, wie man das stärker umfaßt, was man zu verlieren befürchtet. Der Dauphin war sorglos und lustig, wie es sein Alter mit sich brachte. Die ungewöhnliche Stunde, zu der er aufgestanden, die kriegerischen Zurüstungen in den Zimmern, im Garten, in den Höfen machten ihm Vergnügen; der Glanz der Waffen verbarg ihm den Tod. Seine Schwester, die älter und verständiger war, ersah aus den Blicken ihrer Mutter und aus den Gebeten ihrer Tante, was sich zutragen sollte. Die Gegenwart dieser beiden schönen Kinder neben den Fürstinnen machte auf die in den Zimmern aufgestellten Nationalgardisten einen ergreifenden Eindruck und steigerte die Begeisterung der in der Gallerie der Carracci befindlichen Freiwilligen so weit, daß sie Thränen vergoßen. Der Marschall v. Mouchy und die Minister riethen dem Könige, diese Stimmung noch sicherer bestehen zu lassen, indem er persönlich sich zeigte, und über alle Streitkräfte, welche Treue gegen ihn selbst oder Gehorsam gegen das Gesetz um die Tuilerien herum versammelt hatte, Musterung zu halten. Die Truppen waren zwar nicht zahlreich und

ohne Entschlossenheit, aber wie oft hat nicht der Anblick eines Fürsten, der in verhängnißvollen Zeiten Vertheidiger zu seinem Schutze aufruft, eine muthige Begeisterung entstehen lassen, die ersetzte, was ihnen an Zahl abging, und dem Geschicke eine andere Wendung gegeben!

Aber um ein solches geistiges Feuer unter den Massen zu verbreiten, muß man es selbst in sich fühlen. Nur Helden theilen Heldenmuth mit. Ludwig XVI. besaß nichts, weder in seinen Worten, noch in seinem Gemüthe, wodurch er hätte eine Volksmenge entflammen können. Während sie einen König in ihm suchte, fand sie nur einen Familienvater. Selbst sein Aeußeres war nicht im geringsten dazu geeignet, einen hinreißenden Eindruck zu machen. Wenn die unschlüssigen Bataillone bei Tagesanbruch aus den Thoren des Palastes hätten einen jungen, stolzen, von aufbrausendem Muthe beseelten Fürsten zu Pferde hervorkommen sehen, der bereit war, sein Leben gegen das Glück einzusetzen, das die Jugend begünstigt; wenn ein Greis seine weißen Locken seinem Volke gewiesen und sich auf das Mitleiden, die letzte Beredtsamkeit der Unglücklichen, berufen hätte; wenn einige aus seinem Herzen hervorgehende Worte in den Reihen seiner Soldaten sich verbreitet und die kriegerische Begeisterung hervorgerufen hätten, die so leicht versammelte Männer mit sich fortreißt; wenn eine Fahne, ein Wink, ein blitzendes Schwert zur rechten Zeit die Augen auf sich gezogen und in allen den versammelten Kriegern nur einigermaßen Begeisterung hätte entstehen lassen — dann würde man gekämpft, dann würde man gesiegt haben, dann würde die wieder befestigte Constitution noch einige Monate länger unter Schwanken aufrecht geblieben sein.

Aber Ludwig XVI. besaß weder die Anmuth der Jugend, welche verführt, noch die Majestät des Alters, welche die Menschen rührt. Nichts Kriegerisches ließ in ihm den Soldaten ihren Führer, dem Volke seinen Vater erblicken. Statt sich mit einer Uniform zu bekleiden und zu Pferde zu steigen, kam er zu Fuße in einem Kleide von violetter Farbe, der Trauerfarbe der Könige; ohne Stiefeln, ohne Sporen, mit hofmäßiger Fußbekleidung, in Schnallenschuhen und weißen seidnen Strümpfen mit dem Hut unter dem Arm, die Haare noch, wie sie am vergangnen Tage zurecht

gemacht und gepudert worden waren, ohne daß Jemand die während seines kurzen Schlafes und während der Unruhe der Nacht entstandne Unordnung wieder hergestellt hätte. Er blickte schüchtern umher, nicht weil er die Gefahr fürchtete, sondern weil er sich scheute, öffentlich aufzutreten; seine Augen waren ohne Feuer und drückten nicht Entschlossenheit aus; auf seinen Lippen schwebte das zwar einnehmende, aber doch nichtssagende Lächeln, welches sie stets zeigten; sein Gang war schwerfällig und unbestimmt, und er bewegte den Oberkörper von einer Seite zur andern, wie während der steifen Hoffeierlichkeiten. In seiner ganzen Person waltete kein bestimmter Ausdruck vor; man erwartete Alles und er flößte nichts ein. Man mußte erst nachdenken, um gerührt zu werden. Bei dieser Musterung wirkte allein seine Niedergeschlagenheit ergreifend ein.

XI.

Indeß sprach die Gegenwart des Königs, den die Empörung aus seinem Schlafe geweckt, seiner Schwester, der Königin, die in Trauerkleidern die Kinder an der Hand führten, und die alle schweigend in den Sälen und Höfen ihrer Wohnung umhergingen, um die Treue ihrer Freunde, das Ehrgefühl der Soldaten, das Mitleiden ihrer Feinde anzuregen, mit stärkerer Gewalt, als Worte auszudrücken vermocht hätten. Der König brachte zwar einige Worte hervor, die aber kaum gehört wurden und stets wie ein Refrain, der des Denkens enthebt, die nämlichen blieben: „Nun, meine Herrn, es heißt, daß sie kommen... Ich weiß nicht, was sie wollen... Wir werden sehn... Meine Sache ist die der Constitution und aller guten Bürger... Wir werden unsre Pflicht thun, nicht wahr?“

Diese Worte, welche der König immer in einiger Entfernung wiederholte und die dann und wann von seltenen Beifallsbezeigungen und von dem Klirren der Gewehre, wenn die Wachen vor ihm präsentirten, unterbrochen wurden, konnten ihm wol einigermaßen eine Haltung geben, aber waren in so ernsten Augenblicken nicht hinreichend. Die Königin, welche dicht hinter dem Könige herging, gab diesen Worten durch ihr edles Auftreten, durch die stolze

und doch einnehmende Bewegung ihres Kopfes, durch den Ausdruck ihres Blickes mehr Geltung. Sie hätte dem Könige ihre Seele einflößen mögen; sie litt darunter, daß sie nur durch ihre Haltung, ihr Erröthen, ihre stumme Aufregung, die Empfindungen, deren sie während dieser Zeit als Königin, als Gattin, als Mutter fähig war, in ihr Inneres zu verschließen genöthigt war. Man sah, daß sie hätte weinen mögen, daß aber der Muth und der Zorn die Thränen trocknen ließ, wenn sie hervorquollen. Sie holte schnell und stark Athem; der Unwille hob ihre Brust. Ihre matten, von Schlaflosigkeit gebleichten Gesichtszüge, denen aber ihr fester Wille und ihre Unerschrockenheit einen entschlossnen, muthigen Ausdruck gab; ihre Augen, aus denen auf die, welche sie ansahen, Blitze hervorzuleuchten schienen; ihr Blick, der bald flehte, bald rührte, bald Trotz bot, je nachdem er kalten, befreundeten, oder feindlichen Gesichtern begegnete; die Angst, mit der sie auf jeder Physiognomie den Eindruck zu entdecken suchte, den des Königs Anrede gemacht hatte; ihre zuckenden Lippen, die Haltung ihres bei der Gefahr sich höher hebenden Kopfes, ihr Gang, der Traurigkeit anzeigte, ihre herabhängenden Arme, die noch deutlichen Spuren ihrer Schönheit, die der Gewalt der Jahre, wie ihr Glück dem Misgeschick zu weichen begann; die Erinnerung an die Verehrung, welche ihr in den nämlichen Sälen zu Theil geworden war, in denen sie umsonst durch ihr Bitten einige Vertheidiger zu erlangen suchte; die Strahlen der Morgensonne, die ihr Haupt umgaben, als ob eine Krone darauf hin- und herschwankte; die verschiedenartigen Waffen, das Gedränge, das Beifallrufen, das Stillschweigen, welches in ihrer Nähe herrschte, während sie vorwärts ging — Alles dies ließ ihren Muth, ihre Würde, ihre Traurigkeit stärker hervortreten und theilte ihrer Person eine Majestät mit, welche in den Augen der Zuschauer der Feierlichkeit und der Größe des Ereignisses gleich kam. Sie war die Niobe der Monarchie; sie war die Statue des vom Throne gefallnen Königthums, die aber bei ihrem Sturze weder befleckt noch entstellt worden war. Nie herrschte sie so, wie an diesem Tage.

XII.

Ihrem Volke und dem Schicksal zum Trotz war sie Königin. Ihr Anblick rührte auch die Nationalgardisten, welche noch unschlüssig waren, und ließ alle Schwerter aus der Scheide ziehen. Schweizergarden, Gendarmen, Grenadiere, Freiwillige, Edelleute, Bourgeoisie, Volk, alle Wachposten, alle Säle, alle Truppen wurden von Begeisterung erfüllt, wenn sie vorbeikam, alle Blicke, alle Bewegungen, alle Worte versprachen ihr, für sie tausendfach das Leben zu opfern. Die von großer Aufregung verursachte Bläße zeigte sich auf jedem Gesichte. Selbst die des Kriegs gewohnten Soldaten hatten Thränen in den Augen. Sie war der Nationalgarde gegenüber verführerisch, behandelte die Schweizer mit wohlwollender Würde, zeigte bei ihren Freunden Anmuth und Zutrauen und wurde, als sie bei den in der großen Galerie vereinigten Edelleuten vorbeikam, mit ritterlicher Verehrung empfangen. Die Einen verlangten ihre Hand zu küssen, Andere baten sie, nur ihre Waffen anzurühren, Andere warfen ihre Mäntel auf die Erde, um sie, den Dauphin, die Prinzessin Elisabeth darüber schreiten zu lassen, Andere hoben vertraulich das Kind über ihre Köpfe in die Höhe, gleichsam wie eine lebendige Fahne, für die sie zu sterben schworen.

Bei dieser Begeisterung fühlt sich die Königin selbst mit fortgerissen; sie nimmt zwei Pistolen aus dem Gürtel des Kommandanten der Schweizer, Herrn v. Affry, und übergibt sie dem König. „Der Augenblick ist da, sich zu zeigen, sagte sie zu ihm, oder ruhmvoll in der Mitte seiner Freunde zu sterben.“ Der König stellte die Pistolen Hrn. v. Affry wieder zu; er fühlte, daß der Anblick dieser Waffen ihm seine Popularität nehmen würde, und daß in den Augen der Bürger seine Unverletzlichkeit und das Gesetz seine beste Vertheidigung sei.

Nachdem der König mit seiner Familie alle Posten im Innern des Schlosses besucht und in das Vorhaus an der großen Treppe hinuntergestiegen war, ließ er die Königin, seine Schwester und die Kinder wieder in ihre Zimmer hinaufgehen. Er wollte die Musterung der außerhalb des

Schlosses aufgestellten Streitkräfte allein abhalten. Er fürchtete, daß die Königin, die bei dem Volke so verleumdet worden war, Schmähungen oder selbst Gefahren sich aussetzen möchte, wenn sie an den Bataillonen vorbeikäme.

XIII.

Der König betrat den Königshof in Begleitung der Generalmajors v. Boissieu und v. Menou, der Oberoffiziere der Schweizer v. Maillardoz und v. Bachmann, des ehemaligen Kriegsministers v. Lajard, des Marineministers Dubouchage und des Prinzen v. Poix-Noailles, ehemaligen Kapitains der Gardes du Corps. Das Geräusch der Trommeln, welche während seiner Anwesenheit gerührt wurden, das Kommando der Offiziere, die vor ihm präsentiren ließen, der Zuruf der Royalisten, die sich an die Fenster, die Thore und auf die Balcons des Schlosses drängten und mit dem Geschrei: Es lebe der König! ihre Hüte schwenkten, begeisterten einigermaßen die unter den Waffen stehenden Bataillone und ließen sie Aeußerungen thun, welche ihre Treue beweisen sollten. Die Königin, die Prinzessin Elisabeth, die sie umgebenden Frauen und Diener weinten vor Freude, als sie vom Balcon des Saales der Garden aus diese Zeichen der Ergebenheit bemerkten. Diese Freude wurde aber bald gestört. Während der Musterung traten zwei Bataillone, auf die man sich nicht verlassen konnte, auf den Hof. Sie kamen schweigend und finster heran und ihre Erscheinung bildete einen Gegensatz zu den andern Bataillonen. Die Artilleristen, die sich bis dahin nicht geregt hatten, kamen ihnen freundschaftlich entgegen. Hr. v. Boissieu hielt für gerathen, diese Bataillone zu entfernen, und wies ihnen ihre Stellung in einiger Entfernung vom Palaste auf der Terrasse am Seineufer an. Mit dem Rufe: Es lebe die Nation! zogen sie bei dem König vorbei, um sich dorthin zu begeben.

Der König verließ die Höfe und ging in den Garten. Die royalistischen Bataillone der Quartiere Filles Saint-Thomas und Petits-Pères, die rechts und links neben dem großen Thore auf der Terrasse des Schlosses standen, umgaben ihn und ließen Ausrufungen der Begeisterung und

Betheuerungen ihrer Ergebenheit laut werden. Die Grenadiere drängten sich um ihn herum und baten ihn, ihre Kameraden, die am Ende des Gartens bei der Drehbrücke standen, zu mustern, um den Muth derer, welche diesen für die Vertheidigung so wichtigen Posten besetzt hielten, durch seine Gegenwart zu erhöhen. Der König wagte es, sich dorthin zu verfügen, obgleich ihm einige Personen aus seiner Umgebung davon abriethen und ihm ihre Besorgniß ausdrückten, daß er auf dem Wege von den mit Piken bewaffneten Bataillonen, die auf der am Ufer liegenden Terrasse standen, angegriffen werden könnte.

Der König ging mit wenigen Begleitern durch den ganzen Garten, ohne daß etwas vorgefallen wäre. Die an der Drehbrücke stehenden Grenadiere zeigten sich voll Entschlossenheit und Muth. Aber eine zweifache Gesinnung herrschte in der Nationalgarde, wie im ganzen Lande. Kaum hatte der König die Drehbrücke verlassen und kehrte nach dem Schlosse zurück, so erhoben die mit Piken bewaffneten Bataillone, die der Vorstadt Saint-Marceau und die während der Musterung angekommen und von Hrn. v. Boissieu auf der Terrasse am Seineufer aufgestellten zwei Bataillone ein tobendes Geschrei und stießen Schmähungen und Drohungen gegen den Hof aus.

Dies Geschrei drang vom Garten aus bis in die Zimmer der Tuilerien. Die Königin saß, von ihren Kindern, ihrer Schwester, den Ministern und Roederer umgeben, im Zimmer des Königs und ruhte einen Augenblick aus. Bei dem Lärm eilte einer von den Ministern an das Fenster. Die Königin stürzte sich ebenfalls dahin. Der Minister drängte sie ehrerbietig zurück und machte das Fenster zu, um sie nicht diesen Auftritt mit ansehen zu lassen. „Großer Gott, sagte sie, sie behandeln den König so verächtlich! Wir sind verloren!" Wie vernichtet von diesem steten Wechsel zwischen Furcht und Hoffnung, sank sie auf ihren Sitz zurück.

Bleich, abgemattet, mit Schweiß bedeckt, kehrte der König wieder zurück; Verzweiflung war in seinem Innern rege, und auf seinen Gesichtszügen ließ sich das Gefühl der Beschämung über seine Demüthigung erkennen. Während des Weges von der Drehbrücke bis zu den Tuilerien hatte er die empfindlichsten Kränkungen erdulden müssen. Er hatte

gesehen, wie ihm von weitem mit den Piken, den Säbeln, den Bajonnetten gedroht wurde, die zu seiner Vertheidigung versammelt worden waren. Geballte Fäuste wurden drohend gegen ihn erhoben, gemeine Reden ihm zugerufen, und er mußte bemerken, wie einige Wüthende, die nur mit Mühe von ihren Kameraden zurückgehalten wurden, von der Terrasse in den Garten herabsteigen und sich auf seine Begleiter stürzen wollten, und dann ihrer Erbitterung darüber, daß sie ihren Vorsatz nicht ausführen konnten, in Verwünschungen Luft machten. Seine Begleiter hatten selbst nicht einmal abwenden können, daß seinem Leben Gefahr drohte. Ein Mann in Nationalgardistenuniform mit finsterm, abschreckendem Gesichte, folgte dem Könige auf jedem Schritte nach und griff oft mit der Hand unter seine Uniform, als ob er einen Dolch suche. Ein Grenadier drängte sich an ihn heran und stellte sich stets zwischen ihn und den König. Als dieser Grenadier den König in seinem Palaste in Sicherheit gebracht und wieder zu seinem Posten zurückgekehrt war, fiel er in Ohnmacht, da der Auftritt, dem er beigewohnt, einen solchen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Kaum war der König zurückgekehrt, so zogen zwei Bataillone mit ihren Kanonen durch das nach der Königsbrücke zu gelegene Thor hinaus und stellten sich auf dem Quai zwischen dem Garten und der Königsbrücke in Schlachtordnung auf, um die Marseiller zu erwarten und mit ihnen zusammen den Angriff zu unternehmen. Zwei andere Bataillone verließen den Königshof. Sie marschirten nach dem Carrousel zu, um die Bataillone, welche sich verspätet hatten, zu erwarten und mit sich fortzureißen. Eine unübersehbare Menschenmenge, die Brester Föderirten, die Aufrührer aus den Vorstädten erfüllten den Platz um diese Bataillone herum.

XIV.

Es war sieben Uhr. Die Sturmglocken hatten ohne Aufhören während der ganzen Nacht geläutet. Seit die Stunde geschlagen hatte, wo das Volk aufsteht, um sich an seine Arbeit zu begeben, waren die Straßen und Plätze nach und nach mit Menschen angefüllt worden. Diese Volks-

massen blieben ruhig stehen und warteten darauf, daß die Bataillone ihrer Quartiere sich versammeln sollten, denen sie dann folgen wollten. Kaum ließ sich in den Straßen, die von der Vorstadt Saint=Antoine und Saint=Marceau nach dem Mittelpunkte der Stadt führen, eine schwache Strömung nach dem Louvre und der Königsbrücke bemerken. Die beiden Hauptplätze der Empörung waren jetzt mit Santerre und Westermann auf dem Rathhause; der andere in dem früher den Cordeliers zugehörigen Gebäude, wo der danach benannte Club seine Sitzungen hielt und wo die Marseiller einquartiert waren.

Die Cordeliers mit ihrem Club und ihrer Kaserne waren für das Quartier Saint=Marceau und für den auf dem linken Seineufer liegenden Theil der Stadt, was das Rathhaus für die Vorstadt Saint=Antoine und für den auf dem rechten Seineufer liegenden Theil war, nämlich das Herz und der Arm der Empörung. Gegen Mitternacht vereinigten sich Danton, Camille Desmoulins, Fabre d'Eglantine, Carra, Rebecqui, Barbaroux und die bedeutendsten Mitglieder des Clubs zu einer ununterbrochen dauernden Sitzung. Danton, der Redner der Cordeliers und der Staatsmann des Volkes, hatte den Marseillern den Saal öffnen lassen. „Auf, zu den Waffen! hatte er ihnen gesagt. Ihr hört die Sturmglocke, diese Stimme des Volks. Sie ruft euch zu, euern Brüdern in Paris zu Hülfe zu eilen. Ihr seid vom äußersten Ende des Reiches hergekommen, um das in der Hauptstadt von den Verschwörungen des Despotismus bedrohte Haupt der Nation zu vertheidigen! Möge die Sturmglocke die letzte Stunde der Könige und die erste Stunde der Rache und der Freiheit des Volkes läuten! Auf zu den Waffen und Ça ira!“

Kaum hatte Danton diese Worte gesprochen, so ertönte das Ça ira in den Hallen der Cordeliers. Carra, Fabre d'Eglantine, Rebecqui, Barbaroux, Fournier hatten die Nacht damit zugebracht, die Marseiller bewaffnet aufzustellen und die Brester Föderirten um ihre Bataillone herum zu scharen. Eine große Anzahl vereinzelter Föderirter aus den Departements hatte sich zu ihnen gesellt und in den Höfen und den Gebäuden der Cordeliers ein wirkliches revolutionaires Lager gebildet. Die Brester und Marseiller Artilleristen

hatten sich mit brennender Lunte neben ihre Geschütze zum Schlafen niedergelegt. Danton war weggegangen, indem er noch in Ungewißheit darüber war, welchen Erfolg die Vorgänge dieser Nacht haben würden. Während man ihn damit beschäftigt glaubte, in geheimen Zusammenkünften noch die letzten Vorbereitungen zur Ausführung der Verschwörung zu treffen, war er nach Hause zurückgekehrt und hatte sich angekleidet zum Schlafen niedergelegt, während seine Frau neben seinem Bette weinte und betete. Nachdem er den Plan ausgedacht und den Anstoß gegeben, hatte er das Handeln selbst den zu Handstreichen geeigneten Männern und das Schicksal seines Gedankens der Feigheit oder dem Muthe des Volks überlassen. Hierzu brachte ihn nicht etwa Furcht, sondern eine tiefe Theorie der Revolutionen. Danton hatte die Philosophie der Stürme: er wußte, daß, wenn sie einmal gebildet sind, es unmöglich ist, sie zu leiten, und daß es bei den erschütternden Bewegungen der Völker, wie in den Schlachten zufällige Ereignisse gibt, bei denen ein Mann selbst nichts anderes zu thun vermag, als sich hinzusetzen und sie schlafend zu erwarten.

Zweiundzwanzigstes Buch.

I.

Kaum hatte Santerre auf dem Rathhause mit den neuen Commissären der Sektionen die letzten Verfügungen getroffen, so marschirte er den Quai entlang vorwärts, indem er den Marseillern den Pont-Neuf als Vereinigungspunkt der beiden Abtheilungen bezeichnete. Auf dem Louvreplatze strömten beide Abtheilungen unter Trommelwirbel und unter Absingen des Ça ira ohne Ordnung zusammen und verbreiteten sich auf dem Carrouselplatze. Vor ihnen her ritt ein Mann auf einem kleinen, schwarzen Pferde. Als er an den Einlaßpforten des Carrousels angekommen war, übernahm er, nur durch seine Uniform und durch Danton's Ansehen dazu berechtigt, den Oberbefehl. Die Massen gehorchten ihm, wie sie zu thun gewohnt sind, wenn sie im Augenblicke der Gefahr fühlen, daß Leitung und Einheit nothwendig sind. Er ließ seine Truppen in Ordnung an sich vorüberziehen, stellte sie, die Kanonen im Mittelpunkte, in Schlachtordnung auf dem Carrouselplatze auf und breitete die Flügel so weit aus, daß sie die unschlüssigen Bataillone, welche es auf das Glück ankommen lassen zu wollen schienen, für wen sie sich entscheiden sollten, umringten und im Zaume hielten. Nachdem er diese Anordnungen mit dem Scharfblicke und der Kaltblütigkeit eines wahren Heerführers

getroffen hatte, ließ er, begleitet von einigen Brester und Marseiller Föderirten, sein Pferd im Schritt gegen das Thor des Königshofes vorgehen, schlug mit dem Griffe seines Säbels daran und verlangte mit befehlendem Tone, es solle dem Volke geöffnet werden.

Dieser Mann war Westermann, ein junger Preuße, der sein Vaterland hatte verlassen müssen. Wenige Jahre vor der Revolution war er in französische Dienste getreten und Offizier geworden, da durch die Emigration in der Armee viele Stellen frei geworden waren. Er besaß Fähigkeiten, Unerschrockenheit und abenteuerlichen Sinn; unwillkürlich fühlte er sich dahin getrieben, wo er den Bürgerkrieg witterte und wo die Revolutionen den glücklichen Soldaten eine schnelle Erhebung in Aussicht stellen. Als der 10. August herannahte, war er nach Paris gekommen, um die Gelegenheit zu suchen, höher zu steigen oder zu sterben. Er hatte sich der Sache des Volks ergeben. Danton hatte ihn bemerkt, ihn erkannt und ihm eine Stelle angewiesen. Er hatte ihm die Menge übergeben, nachdem er sie in Aufregung gebracht hatte. Obgleich Santerre Oberbefehlshaber war, so hatte er doch die Ueberlegenheit des jungen Deutschen eingesehen und ihm den Befehl dieser Vorhut überlassen.

Als die Schweizer und die Grenadiere der Nationalgarde sich weigerten, die Thore aufzumachen, ließ Westermann fünf Kanonen näher bringen und drohte, die Thore einzuschießen. Diese hölzernen alten Thore mußten bei den ersten Schüssen zusammenfallen. Roederer und die übrigen Mitglieder des Departements, welche Zeugen von der Unentschlossenheit der Truppen waren und über die plötzlich hereinbrechende Gefahr erschraken, gingen schnell wieder in das Schloß hinauf. Sie schritten durch die vor den Zimmern des Königs befindlichen Säle. Ihre Mienen zeigten an, in welcher Bestürzung sie sich befanden. Der König saß an einem Tische neben dem Eingange seines Zimmers. Er stützte die Hände auf die Knie, wie Jemand, der wartet und horcht. Die Königin saß mit rothen Augen und mit ängstlich gespannter Miene mit ihrer Schwester und mit den Ministern zwischen dem Tische und dem Fenster: neben ihr waren die Prinzessin v. Lamballe, Frau v. Tourzel und ihre Kinder.

„Ew. Majestät, sagte Roederer, das Departement wünscht, Sie ohne Zeugen und nur im Beisein Ihrer Familie zu sprechen." Der König winkte und Alle außer den Ministern zogen sich zurück. — „Ew. Majestät, fuhr Roederer fort, haben noch fünf Minuten Zeit. Weder die Zahl, noch die Gesinnungen Derer, welche hier zu Ihrer Vertheidigung versammelt worden sind, können für Ihr Leben und für das Ihrer Familie Bürgschaft leisten. Die Artilleristen haben die Ladung aus ihren Geschützen gezogen. Ueberall, im Garten und in den Höfen, nimmt die Desertion überhand; die Marseiller besetzen das Carrousel. Es gibt für Sie keine Sicherheit, als in der Mitte der Versammlung. Das ist die Meinung des Departements, des einzigen gesetzlich bestehenden Corps, welches in diesem Augenblick für Ihr Leben und für die Constitution verantwortlich ist." — „Aber, sagte der König, ich habe nicht viel Leute auf dem Carrousel gesehen." — „Ew. Majestät, erwiederte Röderer, es stehen zwölf Kanonen da und das unübersehbare Heer der Vorstädte folgt den Marseillern auf dem Fuße nach." Gerdret, der Administrator des Departements, den die Königin, deren Lieferant er war, kannte, bestätigte mit einigen Worten Roederer's Aussage. „Schweigen Sie, Herr Gerdret, sagte die Königin zu ihm, es kommt Ihnen nicht zu, hier zu sprechen; lassen Sie den Procureur-Syndic reden." Hierauf wandte sie sich zu Roederer und sagte stolz: „Aber, mein Herr, wir haben Truppen." — „Ew. Majestät, ganz Paris marschirt," erwiederte Roederer und fuhr sogleich, gegen den König gewandt, in einem bestimmteren Tone fort: Ew. Majestät, die Zeit drängt; wir richten nicht mehr eine Bitte, nicht mehr einen Rath an Sie; es bleibt uns nur noch ein Mittel übrig: wir bitten Sie um die Erlaubniß, Ihnen Gewalt anthun und Sie zur Versammlung fortführen zu dürfen."

Der König hob den Kopf in die Höhe, sah Roederer einige Sekunden starr an, als ob er in seinen Augen lesen wollte, ob er wirklich aus Sorge um sein Wohl oder aus schlimmer Absicht so beharrlich in ihn dringe; hierauf wandte er sich zur Königin und warf ihr schnell einen fragenden Blick zu. „Wir wollen gehen!" sagte er und stand auf. Bei diesen Worten trat die Prinzessin Elisabeth vor, erhob ihren Kopf über die Schultern des Königs und rief: „Herr Roe-

derer, stehen Sie wenigstens für das Leben des Königs ein?" — „Ja, ebenso wie für das meinige," antwortete Roederer in unbestimmten Ausdrücken. Er empfahl dem Könige, Niemand von dem Hofe mitzunehmen und sich nur von dem Departement und einer doppelten Reihe Grenadiere der Nationalgarde begleiten zu lassen. Die Minister machten für sich auf das Recht Anspruch, sich nicht vom Oberhaupte der ausübenden Gewalt zu trennen. Die Königin bat um die nämliche Vergünstigung für die Prinzessin von Lamballe und für Frau v. Tourzel, die Erzieherin ihrer Kinder. Das Departement bewilligte es. Roederer trat hierauf an die Thüre des Zimmers des Königs und rief mit lauter Stimme der versammelten Menge zu: „Der König und seine Familie begeben sich in die Versammlung, ohne andere Begleitung, als das Departement und die Minister; macht den Weg frei."

II.

Die Nachricht von dem Entschlusse des Königs, die Tuilerien zu verlassen, verbreitete sich in einem Augenblicke im ganzen Schlosse. Wenn es geheißen hätte, daß die Stunde des Untergangs der Monarchie genaht wäre, so hätte dies nicht niederschlagender und schrecklicher für ihre Vertheidiger sein können. Die Ehrerbietung allein hielt die Schweizergarden und die Edelleute, deren Muth und deren Aufopferung zurückgewiesen wurde, davon ab, ihren Unwillen und ihren Schmerz laut werden zu lassen. Thränen der Scham erfüllten ihre Augen. Einige rissen das Ludwigskreuz von ihrer Brust und zerbrachen ihre Degen mit den Füßen.

Während Lachesnaye die zur Begleitung des Königs bestimmten Nationalgardisten vorrücken ließ, um sie in einer doppelten Reihe aufzustellen, blieb der König noch einige Minuten in seinem Zimmer, ging langsam bei den ihm vertrauten, im Kreise herumstehenden Personen herum und kündigte ihnen seinen Entschluß an. Die Königin saß unbeweglich da und verbarg ihr Gesicht am Busen der Prinzessin von Lamballe. Die Wache kam herbei. Der Zug bewegte sich schweigend vorwärts, während die Gesichter Aller,

die ihn umgaben, Bestürzung ausdrückten. Niemand wagte, den Augen des Andern zu begegnen. Als der König durch den Saal des Oeil de Boeuf kam, nahm er, ohne ein Wort zu sagen, den Hut des auf seiner rechten Seite gehenden Grenadiers und setzte ihm seinen mit einem weißen Federbusch versehenen Hut auf. Der erstaunte Nationalgardist nahm ehrerbietig den Hut des Königs wieder ab, trug ihn unter dem Arme und ging in bloßem Kopfe weiter. Niemand hat erfahren, was der König im Sinne hatte, als er diesen Tausch vornahm. Erinnerte er sich vielleicht daran, daß das Volk sich geschmeichelt gefühlt hatte, als er am 20. Juni die rothe Mütze aufgesetzt hatte, und wollte er sich bei der Nationalgarde populär machen, indem er etwas zur Uniform der bewaffneten Bürgermacht Gehöriges an seiner Person zur Schau trug? Niemand wagte es, ihn über diese Handlung zu befragen, aber sie konnte bei einem Fürsten, der bei Schmähung sich so unerschütterlich und dem Tode gegenüber so heiter zeigte, nicht in Furcht ihren Grund finden.

In dem Augenblicke, als der König den Säulengang verlassen wollte und nur noch einen Schritt zu thun hatte, um über die Schwelle seines Palastes zu schreiten, wandte er sich zu dem vor ihm gehenden Procureur-Syndic und fragte ihn: „Aber was wird aus unsern Freunden werden, die dort oben geblieben sind?" Roederer beruhigte den König, indem er ihm sagte, daß Diejenigen, welche ohne Waffen und ohne Uniform wären, durch nichts verhindert würden, sich wegzubegeben. Ohne im Sinne zu haben, den König zu hintergehen, gab er hier eine Versicherung, die bald genug sich als trügerisch erwies. Endlich als Ludwig XVI. schon an den Stufen angelangt war, welche aus dem Vorhause in den Garten führen, war es, als ob er noch zum letzten Male vom Schicksale gemahnt würde, und als ob er sich einen Vorwurf über seine freiwillige Entsagung mache. Er blieb stehen, wandte sich um, blickte über die Köpfe derer, die ihm folgten, nach den Höfen zu und sagte: „Aber es ist ja kein großes Gedränge auf dem Carrouselplatze." Es wurde ihm hierauf wiederholt, was Roederer schon früher versichert hatte. Er schien es mit anzuhören, ohne daran zu glauben, und that endlich den letzten Schritt aus dem Pa-

laste wie ein Mann, der es überdrüssig ist, zu widersprechen, und der eher der Ermüdung und dem Verhängnisse, als seiner Ueberzeugung folgt.

III.

Ohne Hinderniß ging der König zwischen zwei Reihen Nationalgardisten mit aufgesteckten Bajonnetten, die neben ihm hermarschirten, durch den Garten. Das Departement und Municipalbeamte gingen an der Spitze des Zuges; die Königin, die Prinzessin Elisabeth und die Kinder kamen zuletzt. Die große Strecke im Garten von einer Terrasse bis zur andern war verlassen; die frühe Stunde und die den Truppen ertheilten Befehle waren der Grund davon, daß sich selbst nicht einmal auf der Terrasse der Feuillants, die gewöhnlich vom Volke eingenommen wurde, Jemand sehen ließ. Die Beete, die Blumen, die Bildsäulen, der Rasen erglänzten bei den heißen Strahlen der Morgensonne. Der Himmel war ohne Wolken und kein Luftzug ließ sich bemerken. Diese Flucht glich einem Spaziergange Ludwigs XIV. in diesen Gärten! Die Stille wurde durch nichts gestört, als durch den gemessenen Schritt der Nationalgardisten und durch das Zwitschern der Vögel auf den Bäumen. Die Natur schien nichts davon zu wissen, was an diesem Tage im Herzen der Menschen vorging Sie stattete diese Trauer mit ihrem Glanze aus, wie sie einem Feste günstig gewesen sein würde. Nur hatte die frühzeitig eingetretene Hitze schon die Blätter der Kastanienbäume der Tuilerien gelb werden lassen. Als der Zug unter den Bäumen anlangte, sanken die Füße in die während der Nacht herabgefallnen Blätter ein, welche die Gärtner in Haufen zusammengekehrt hatten, um sie während des Tages hinwegzuschaffen. Der König bemerkte es, entweder weil er eine gewisse Sorglosigkeit zeigen, oder eine Anspielung auf sein trauriges Schicksal machen wollte. „Hier sind viele Blätter, sagte er, sie fallen dies Jahr schon sehr früh." Manuel hatte einige Tage vorher in einem Journale geschrieben, daß das Königthum nicht so lange dauern würde, bis die Blätter fielen. Der Dauphin, der neben Frau von Tourzel ging, belustigte sich damit, die welken Blätter mit den Füßen zusammenzu-

streifen und vor seine Schwester zu werfen. Die Kindheit spielte auf dem Todeswege!

Der Präsident des Departements verließ hier den Zug, um vorauszugehen und die Versammlung von der Ankunft des Königs und von den Beweggründen seines Rückzugs in Kenntniß zu setzen. Der König und seine Begleitung gingen langsam genug, daß eine Deputation der Versammlung Zeit hatte, in den Garten zu kommen, ehe er an dem Ende desselben angelangt war. „Ew. Majestät, sagte der Sprecher der Deputation, die Versammlung beeilt sich, zu Ihrer Sicherheit beizutragen, und bietet Ihnen und Ihrer Familie in ihrer Mitte eine Zufluchtsstätte an.“ Die Mitglieder mischten sich hierauf unter die Begleitung des Königs und blieben in seiner Nähe.

Der Zug des Königs und seiner Begleitung durch den Garten war vom Café Hottot und von den Fenstern der Reitbahn aus bemerkt worden. Als er näher kam, sammelten sich plötzlich die Haufen, welche die Versammlung umlagerten, an der Stelle der Terrasse der Feuillants, die man betreten mußte, um vom Garten aus in die Versammlung zu gelangen. Als die königliche Familie unten an der Treppe angekommen war, welche von der großen Allée auf die Terrasse führt, versperrte ihr eine dichte Masse Männer und Weiber mit Schreien und wüthenden Geberden den Weg. — „Nein, nein, nein, sie sollen die Nation nicht noch einmal betrügen! Das muß ein Ende nehmen! Sie sind an unserm ganzen Unglücke Schuld! Nieder mit dem Veto! Nieder mit der Oestreicherin! Die Absetzung oder der Tod!“ Drohende und beleidigende Geberden begleiteten diese Worte. Ein überaus großer Mann in Sapeurtracht, Namens Rocher, der Führer bei den Aufständen im Hofe der Reitbahn, zeichnete sich vor den Uebrigen durch sein tobendes Geschrei und fast wahnsinniges Betragen aus. Hinter ihm ließen sich Männer mit finstern Gesichtern sehen, welche die Wuth des Haufens noch mehr reizten. Rocher hatte eine lange Stange in der Hand, mit der er nach den Untenstehenden stach und den König zurückzuschrecken oder zu treffen suchte. Man hielt Anreden an die Menge. Die Deputirten bezeugten, daß ein Beschluß der Versammlung den König und seine Familie in ihre Mitte berufe. Der Widerstand wurde ge-

ringer. Rocher ließ sich vom Procureur-Syndic die Pike nehmen, der sie in den Garten warf. Die Begleitung des Königs, welche durch einen zweiten Beschluß ermächtigt wurde, das Gebiet der gesetzgebenden Gewalt zu betreten, bildete auf der Terrasse ein Spalier. Der König gelangte so bis zu dem Gange, der von der Terrasse aus in die Versammlung führte.

Hier empfingen ihn einige Leute von der Wache des gesetzgebenden Corps und gingen neben ihm her. — „Ew. Majestät, sagte der eine von ihnen mit südlichem Accent, fürchten Sie sich nicht, das Volk ist gut. Seien Sie ein guter Bürger und jagen Sie Ihre Priester und Ihre Frau aus Ihrem Palaste!" Der König antwortete diesem Manne, ohne Zorn zu zeigen. Die Menge verstopfte den engen und finstern Gang. Bei dem ungestümen Drängen wurde die Königin mit ihren Kindern einen Augenblick von dem vor ihnen gehenden Könige getrennt. Sie war in der größten Besorgniß um ihren Sohn. Der nämliche Sapeur, der noch kurz vorher Verwünschungen und Todesdrohungen gegen sie ausgestoßen hatte, wird plötzlich besänftigt, als er ihre Angst bemerkt, und nimmt das Kind, das sie an der Hand führt: er erhebt es in seinen Armen über die Menge, trägt es vor ihr her, macht ihm mit seinen Ellenbogen Platz, tritt dicht hinter der Königin in den Saal und setzt, unter dem Beifallklatschen der Galerien, den Kronprinzen auf das Bureau der Versammlung nieder.

IV.

Der König, seine Familie und die beiden Minister gingen nach den für die Minister bestimmten Sitzen und nahmen neben dem Präsidenten Platz. Vergniaud nahm den Präsidentenstuhl ein. Der König sagte: „Ich bin hierher gekommen, um ein großes Verbrechen zu vermeiden. Ich habe gedacht, daß ich nirgends mehr in Sicherheit sein könnte, als in Ihrer Mitte." — „Ew. Majestät, antwortete Vergniaud, können auf die Festigkeit der Nationalversammlung rechnen; die Mitglieder derselben haben geschworen, für die Aufrechthaltung der Rechte des Volks und der gesetzlich bestehenden Behörden zu sterben." Der König setzte sich nieder. Die

Versammlung war nicht zahlreich; Schweigen und Bestürzung herrschte im Saale; die Mitglieder waren finster und traurig; sie richteten ehrerbietig und gerührt ihre Blicke unwillkürlich auf den König, auf die Königin, die Prinzessin Elisabeth, auf die jugendliche blühende Prinzessin, auf das Kind, das die Königin an der Hand hielt und dem sie die Stirn abwischte. Der Haß verminderte sich bei dem Gedanken an den plötzlichen Schicksalswechsel, der den König, den Vater dieser Kinder, diese Frauen ihrer Wohnung entriß, ohne daß sie wußten, ob sie dieselbe jemals wieder betreten würden! Nie fügte es das Schicksal, daß innerer Schmerz mehr zur Schau getragen werden mußte. Alle Angst, deren das menschliche Herz fähig ist, wurde hier den Blicken preisgegeben. Der König zeigte, um sie zu verbergen, unerschütterlichen Gleichmuth, die Königin Würde, Prinzessin Elisabeth Frömmigkeit, das junge Mädchen Thränen, der Dauphin Sorglosigkeit. Die Zuschauer bemerkten nichts, was des Ranges, des Geschlechtes, des Alters, der Zeit unwürdig gewesen wäre. Es schien, als ob ihre Seelen stark genug wären, um auch die härtesten Schläge des Schicksals zu ertragen.

V.

Die Berathung begann. Ein Mitglied erhob sich und machte die Bemerkung, daß die Constitution untersage, vor dem König Berathungen zu halten. „Das ist richtig,“ sagte Ludwig XVI., indem er den Kopf etwas neigte.

Um diesem ironischen Bedenken der Constitution zu einer Zeit, wo die Constitution nicht mehr bestand, zu gehorchen, wurde der Beschluß gefaßt, daß der König mit seiner Familie in eine Tribune der Journalisten, welche die Tribune des Logographen genannt wurde, untergebracht werden sollte.

Diese, zehn Quadratfuß große, hinter dem Präsidenten befindliche Loge war mit den obern Bänken der Versammlung in gleicher Höhe. Sie war vom Saale nur durch ein in die Mauer eingefügtes Eisengitter getrennt. Der König wurde hineingeführt. Die jungen Leute, welche die Reden nachschrieben, um die Sitzungen wörtlich wiederzugeben, rück-

ten etwas zu, um der Familie Ludwigs XVI. Platz zu verschaffen. Der König setzte sich in den Vordergrund der Loge, die Königin in einen Winkel, um ihr Gesicht im Schatten verbergen zu können. Die Prinzessin Elisabeth, die Kinder, ihre Erzieherin nahmen eine hart an der Mauer stehende kleine, mit Strohgeflecht versehene Bank ein. Im Hintergrunde waren die beiden Minister, einige Hausbeamte des Königs, der Herzog v. Choiseul, Carl, Commandant der reitenden Gendarmerie, v. Sainte-Croix, Dubouchage, der Prinz v. Poix. An der Thüre standen v. Viomenil, v. Montmorin, v. Hervilly, v. Briges. Ein Posten Grenadiere von der Wache der Versammlung hielt mit einigen höhern Offizieren, die den König begleitet hatten, den Gang besetzt und hinderte den freien Luftzug. Es herrschte eine erstickende Hitze. Der Schweiß rieselte von der Stirn des Königs und der Kinder. Die Versammlung und die Galerien füllten sich immer mehr und eine Hitze, wie die eines glühenden Ofens, drang von dorther in den engen Raum. Der im Saale herrschende Lärm, die Anträge der Redner, die Petitionen der Sektionäre, das Geräusch der Unterhaltungen der Mitglieder gelangten bis zu ihnen. Ebenso hörten sie hier das Drängen des Volks um das Gebäude herum, das Stürmen an den Thoren, das Toben der Haufen, das Geschrei der Mordgesellen, welche ihre Arbeit begannen, das Bitten der unglücklichen Opfer, die Schläge, welche den Tod gaben, die Körper, welche hinfielen.

Kaum war der König in dieser Zufluchtsstätte, so nahm das Toben außerhalb des Hauses zu, und es stand zu befürchten, daß die Thore aufgesprengt werden würden und daß das Volk den König in diesem Kerker, der ohne Ausweg war, ermorden möchte. Vergniaud gab Befehl, es solle das Eisengitter, welches die Loge vom Saale trennte, losgerissen werden, damit Ludwig XVI. sich in die Mitte der Deputirten flüchten könnte, wenn das Volk durch die Gänge hereindränge. Da weder Arbeiter noch Werkzeuge da waren, so vereinigten sich Hr. v. Choiseul, der Prinz v. Poix, die Minister, der König selbst, der bei seinen Schlosserarbeiten sich daran gewöhnt hatte, seine Hände zu harter Arbeit zu gebrauchen, und rissen das Gitter aus der Mauer heraus. Diese Vorsichtsmaßregel gab dem Könige noch eine

letzte Schutzwehr gegen die Mordwaffe des Volks. Aber dafür ward die königliche Majestät ihren im Saale befindlichen Feinden preisgegeben. Die Gespräche, welche über ihn geführt wurden, gelangten ohne Hinderniß an sein Ohr. Der König und die Königin sahen und hörten Alles. Sie waren zu gleicher Zeit Zuschauer und Opfer und wohnten vierzehn Stunden lang ihrer eignen Demüthigung und Erniedrigung bei.

In der Loge war ein junger Mann, der sich später durch seine Dienste auszeichnete, der Generalkonsul und Deputirte David, welcher ehrerbietig für die Geschichte die Haltung, die Gesichtszüge, die Geberden, die Thränen, die Farbe, und selbst das unwillkürliche Zucken der Muskeln des Gesichtes, welches die Aufregung dieser so langen Stunden, den Zügen der königlichen Familie mittheilte, aufzeichnete.

Der König war ruhig heiter, ohne besondern Antheil an dem Ereigniß zu nehmen, als ob er einem Schauspiele beiwohnte, wo ein andrer auftrat. Seine starke Constitution ließ ihn selbst bei den erschütternden Eindrücken, die auf ihn einwirken mußten, dringendes Bedürfniß nach Nahrung empfinden, und es schien, als ob die geistige Aufregung, in der er sich befand, dies noch vermehrte. Zur gewohnten Stunde empfand er Hunger. Es wurde ihm Brod, Wein und kaltes Fleisch gebracht; er aß, trank, zerlegte das Geflügel mit eben so viel Ruhe, wie er nach einem langen Ritt im Versailler Gehölz während einer Jagd gethan haben würde. Seine physische Natur war stärker, als sein Gefühl.

Die Königin, welche wußte, daß die im Volke verbreiteten Verleumdungen das starke Bedürfniß des Königs nach Nahrung als grobe Sinnlichkeit und selbst als Trunksucht darstellte, litt in ihrem Innern, als sie ihn in einem solchen Augenblicke essen sah. Sie wies Alles zurück, und die übrigen folgten ihrem Beispiele. Sie sprach nicht, ihre Lippen waren fest geschlossen, ihre Augen funkelnd und ohne Thränen, auf ihren Wangen flammte die Röthe des Zorns und der Scham über ihre Demüthigung; ihre Haltung war traurig, niedergeschlagen, aber immer fest; ihre Arme ruhten auf ihren Knien, als ob sie gebunden wären; ihre ganze Erscheinung war die eines Helden, der entwaffnet ist und

nicht mehr kämpfen kann, der sich aber noch gegen das Schicksal auflehnt.

Die Prinzessin Elisabeth stand hinter ihrem Bruder, den sie mit ihren Augen hütete, und glich dem Schutzengel dieses Hauses. Nur vermittelst der Seele des Königs, der Königin, der Kinder nahm sie an den Vorfällen Theil. Auf ihrem Gesichte war der Schmerz nur ein Widerschein dessen, was sie in den Andern fühlte. Sie hob oft ihre Augen zu der Decke empor. Man sah, daß sie in ihrem Innern betete.

Die junge Prinzessin hatte Thränen auf ihren Wangen, welche die Hitze bald trocknete. Der Dauphin sah sich im Saale um und frug seinen Vater nach dem Namen der Deputirten. Ludwig XVI. bezeichnete sie ihm, ohne daß sich auf seinem Gesichte oder an seiner Stimme bemerken ließ, ob er einen Freund oder einen Feind nannte. Zuweilen sprach er mit denen, welche, wenn sie sich auf ihren Sitz verfügten, vor der Loge vorbeikamen. Die Einen verbeugten sich mit dem Ausdruck des Schmerzes und der Ehrerbietung, die Andern wandten den Kopf weg und stellten sich, als ob sie ihn nicht sähen. Keiner beleidigte ihn. Sein Schicksal brachte die Erbitterung zur Ruhe; der Edelmuth ließ vergessen, an Schmähungen zu denken. Ein Einziger war hart gegen ihn: dies war der Maler David. Der König erkannte ihn unter denen, welche sich im Gange an die Thüre der Loge drängten, um ihn zu betrachten, und fragte ihn, ob er sein Portrait bald beendigt hätte? — „Ich werde von jetzt an kein Bild eines Tyrannen mehr machen, antwortete David, außer wenn ich seinen Kopf vor mir auf dem Schaffotte habe.“ Der König schlug die Augen nieder und ertrug schweigend diese Beleidigung. David irrte sich in der Zeit. Ein entthronter König ist nur noch ein Mensch; ein Wort, das, einem Tyrannen gegenüber gesprochen, Muth beweist, wird einem Unglücklichen gegenüber zur Feigheit.

VI.

Während der Saal sich füllte und die darin Befindlichen in einer bangen Erwartung verharrten, die vorhergeht, ehe große Entschlüsse gefaßt werden, war das Volk,

das keine bewaffnete Macht auf der Seite der Saint-Honoré-Straße zurückhielt, in den Hof der Feuillants gedrungen und bis nahe an die Versammlung herangekommen. Mit lautem Geschrei verlangte es die Auslieferung von zweiundzwanzig royalistischen Gefangnen, welche während der Nacht von der Nationalgarde auf den Champs Elysées verhaftet worden waren.

Den Gefangnen wurde Schuld gegeben, sie hätten an geheimen Patrouillen Theil genommen, welche vom Hofe in die verschiednen Stadttheile geschickt wurden, um die vom Volke getroffnen Anstalten zu untersuchen, und um die Anhänger des Hofes bei ihren Versuchen gegen das Volk zu leiten. Die Uniformen der Gefangenen, ihre Waffen, die Karten, welche bei ihnen gefunden worden waren und die ihnen Eintritt in die Tuilerien verschafften, bewiesen wirklich, daß sie dem Könige ergebne Leute, Nationalgardisten oder Freiwillige, waren, die, um die Vertheidigung zu sichern, in der Nähe des Schlosses herumgeschickt worden waren. Nach Maßgabe, wie sie verhaftet worden waren, waren sie in das im Hofe der Feuillants stehende Wachhaus der Nationalgarde gebracht worden. Gegen acht Uhr wurde ein junger Mann von dreißig Jahren in Nationalgardenuniform hineingeführt. Der Ausdruck des Stolzes und der Erbitterung auf seinem Gesichte, sein geschmackvoller kriegerischer Anzug, seine Waffen und der bei dem Volke verhaßte Name Name Suleau, den einige Männer aussprachen, als er bei ihnen vorbeikam, hatten alle Blicke auf ihn gezogen.

Es war wirklich Suleau, einer der jungen royalistischen Schriftsteller, die wie André Chénier, Roucher, Mallet-Dupan, Serizy und Andere, die Sache der Monarchie in dem Augenblicke, wo sie von Jedermann verlassen wurde, ergriffen hatten, und die in der Begeisterung darüber, eine so gefährliche Rolle zu übernehmen, den Edelmuth ihres Charakters für eine tiefere Ueberzeugung hielten. Die Preßfreiheit war die Vertheidigungswaffe, welche sie von der Constitution erhalten hatten und die sie muthig gegen die Uebertreibungen der Freiheit brauchten. Suleau hatte die populären Parteien bald durch beißende Pamphlete gegen den Herzog von Orleans, bald durch geistreiche Witzworte über die Jacobiner immer wieder aufs neue angegriffen; er hatte

die Allgewalt des Volks, das zwar nicht lange Groll hegt, aber bei seiner Rache kein Mitleiden kennt, verspottet.

Der Pöbel haßte Suleau, wie jede Tyrannei ihren Tacitus haßt. Umsonst zeigte der junge Schriftsteller einen Befehl der Municipalcommissäre vor, der ihn auf das Schloß berief. Er wurde mit den Andern in die Wache eingesperrt. Sein Name ließ die davorstehenden Haufen zunehmen und steigerte die Erbitterung derselben. Ein Commissär tritt auf ein Gerüst, spricht zu der Menge und will das Verbrechen abwenden, indem er Gerechtigkeit verspricht. Théroigne v. Méricourt, als Amazone gekleidet, einen Säbel in der Hand, stürzt den Commissär von der Bühne herunter und nimmt seine Stelle ein. Ihre Worte rufen den Blutdurst des Volkes hervor, durch Zuruf läßt sie Commissäre ernennen, mit denen sie zum Comité der Sektionen hinaufgeht, um die Opfer zu holen, welche das Gesetz für sie zu langsam richtet. Bonjour, der Präsident der Sektion, erster Commis der Marine, den sein Ehrgeiz nach einer Ministerstelle trachten läßt, verbietet der Nationalgarde, sich dem Willen des Volkes zu widersetzen. Zweihundert Mann, die unter den Waffen stehen, gehorchen diesem Befehle und geben die Gefangnen preis. Elf von diesen entweichen durch ein hinten hinausführendes Fenster. Die elf andern werden in der Wache umzingelt. Einer nach dem andern wird herausgerufen, um im Hofe hingeopfert zu werden. Einige menschlicher gesinnte oder weniger feige Nationalgardisten wollen, ungeachtet Bonjour's Befehl, sie gegen die Mörder vertheidigen. — „Nein, nein, sagt Suleau, laßt mich den Mördern entgegengehen! Ich sehe, daß das Volk heute Blut haben will. Vielleicht genügt ihm ein einziges Opfer? Ich will für Alle bezahlen!“ Er wollte sich hierauf zum Fenster hinausstürzen. Man hielt ihn zurück.

VII.

Der Abbé Bougon wurde vor ihm ergriffen. Er war dramatischer Schriftsteller. Der Abbé Bougon, der überaus groß und stark war, kämpfte mit der ganzen Kraft der Verzweiflung gegen seine Henker. Er riß mehrere mit sich

nieder. Endlich unterlag er der Ueberzahl und wurde in Stücke gehauen.

Hr. v. Solminiac, der früher zur Garde des Königs gehört hatte, fand nach ihm den Tod, hierauf zwei Andere. Die, welche in der Wache ihr Schicksal erwarteten, hörten das Schreien und das Ringen ihrer Gefährten. Sie erlitten zehnfach den Tod. Suleau wurde gerufen. In der Wache war ihm seine Grenadiermütze, sein Säbel und seine Patrontasche abgenommen worden. Seine Arme waren frei. Eine Frau zeigte ihn Théroigne v. Méricourt, die ihn nicht persönlich kannte, die ihn aber seines Rufes wegen haßte und vor Begierde brannte, sich an ihm dafür zu rächen, daß er sie in seinen Schriften lächerlich gemacht hatte; sie ergreift ihn und schleppt ihn mit fort. Suleau reißt sich los. Er nimmt einem der Umstehenden den Säbel aus der Hand, macht sich die Bahn nach der Straße zu frei, und ist nahe daran zu entweichen. Er wird eingeholt, von hinten erfaßt, niedergeworfen, entwaffnet und zwanzig Säbel durchbohren ihn; zu Théroigne's Füßen gibt er seinen Geist auf. Seiner Leiche wird der Kopf abgeschnitten und in der Saint-Honoré-Straße umhergetragen.

Am Abend kaufte ein Diener Suleau's diesen Kopf um einen theuern Preis von einem der Mörder, der ein Siegeszeichen daraus gemacht hatte. Der treue Dienstbote suchte den Leichnam und übergab die entstellten Reste der jungen Gattin Suleau's, der Tochter des Malers Hall, die erst seit zwei Monaten verheirathet und durch ihre Schönheit berühmt war.

Während Suleau mit seinen Mördern rang, gelang es zwei andern, die sich der Aufmerksamkeit des Volkes entzogen hatten, zu entweichen. Ein einziges Opfer blieb noch übrig, der junge du Vigier, Garde du Corps des Königs. Die Natur schien in ihm die menschlichen Formen in ihrer vollkommensten Reinheit dargestellt zu haben. Seine Schönheit, die von den Bildhauern bewundert wurde, war sprichwörtlich geworden; die Menge blieb stehen, wenn er auf öffentlichen Plätzen erschien. Er war eben so tapfer wie schön, eben so gewandt wie stark und alle bewundernswürdige Kraft, welche je eine hohe Gestalt, Geschmeidigkeit der Muskeln, sichere Haltung des Körpers, kräftige Arme einem

Ringer des Alterthums hatten verleihen können, wandte er dazu an, um sein Leben zu vertheidigen. Allein und ohne Waffen stand er gegen sechzig, wurde umringt, niedergeworfen, erhob sich wieder, färbte jeden Stein des Hofes mit seinem Blute, ermüdete mehrere Male die Mörder und vertheidigte sich so länger als eine Viertelstunde mit dem Muthe der Verzweiflung. Zwei Mal hatte er sich losgerissen und wurde zweimal wieder erfaßt, endlich fiel er, nur von Mattigkeit und von der Mehrzahl überwältigt. Sein Kopf war das Siegeszeichen eines Kampfes. Man bewunderte ihn noch, als ihn die Mörder auf die Spitze einer Pike gesteckt hatten. Das war das erste Blut, welches an diesem Tage floß; es machte das Volk nur begieriger, noch mehr zu vergießen.

VIII.

Als der König das Schloß verlassen hatte, hatte sich daselbst Ungewißheit und Unruhe verbreitet. Wie nach stillschweigender Uebereinkunft schienen die Vertheidiger und die Stürmenden einstweilen eine Waffenruhe eintreten zu lassen. Das Schlachtfeld war von den Tuilerien in die Versammlung versetzt worden. Dort mußte die Monarchie sich wieder erheben oder zusammenstürzen. Die Eroberung und die Vertheidigung eines leeren Palastes konnte nur zu unnützem Blutvergießen Anlaß geben. Die Vorposten der beiden Parteien sahen dies ein. Indeß konnte auf der einen Seite die schon seit so langer Zeit herbeigeführte Aufregung einer ungeheuern Volksmenge bei der bloßen Nachricht, daß der König sich in die Versammlung zurückgezogen, nicht ein Ende finden; und auf der andern Seite konnten die Streitkräfte, welche der König, ohne sie zu verabschieden, in den Tuilerien gelassen, ohne Gegenbefehl zu erhalten, nicht die königliche Wohnung preisgeben und die Waffen vor der Empörung strecken. Ein deutlicher und bestimmter Befehl des Königs konnte, wenn er eine Capitulation zu schließen beauftragte, diesen Zusammenstoß verhindern. Aber der König hatte, indem er die Tuilerien verließ, nicht alle Hoffnung aufgegeben, sie wieder zu betreten. „Wir werden bald wiederkommen," hatte die Königin zu ihren Frauen gesagt,

die sie in ihren Zimmern erwarteten. Die königliche Familie sah in den Ereignissen der Nacht nur Vorbereitungen zu einem zweiten 20. Juni. Sie hatte sich nur in die Versammlung begeben, um das gesetzgebende Corps durch diesen Schritt aufzufordern, sie zu vertheidigen, um die Verantwortlichkeit des Kampfes von sich zu wälzen und fern von den größten Gefahren Stunden der Angst zuzubringen. Der Marschall von Mailly, dem vom Könige die Führung der Truppen im Schlosse anvertraut worden war, hatte Befehl, mit Gewalt jede Verletzung der königlichen Wohnung zu verhindern.

Der König und die Königin hegten also während der ersten angstvollen Zeit dieses Tages die Hoffnung, es werde sich zweierlei ereignen. Erstens, die Mehrzahl der Versammlung würde Mitleiden mit dem gedemüthigten Königthum empfinden, stolz darüber sein, ihm eine Zuflucht zu geben, und so viel Edelmuth und so viel Einfluß auf das Volk besitzen, um den König wieder in seinen Palast zurückzuführen, und die in seiner Person angegriffene ausübende Gewalt rächen. Zweitens, das Volk und die Marseiller würden an den Thoren des Schlosses sich in ein Gefecht einlassen, von den Schweizern und den Bataillonen der Nationalgarde zurückgeworfen werden und dieser Sieg dann den König von der Versammlung losmachen. Wenn der König und seine Berather nicht eine solche Hoffnung hegten, wäre es dann möglich gewesen, daß Ludwig XVI. fast den ganzen Morgen von sieben Uhr an bis um zehn Uhr hätte vorbeigehen lassen, ohne seinen Vertheidigern durch einen Minister oder einen der ihn umgebenden höhern Offiziere den Befehl zu schicken, zu capituliren, oder sich zurückzuziehen, indem er das Leben so vieler Menschen sicherte, die durch sein Stillschweigen in die größte Gefahr gebracht wurden? Er erwartete also, es solle entweder innen oder außen irgend ein Ereigniß geschehen. Sein einziger Fehler war dabei, daß er selbst nicht handelnd auftrat. Selbst nachdem er die Königin, seine Schwester, seine Kinder dem Schutze der Versammlung anvertraut hatte, konnte er mit seinen Begleitern wieder ins Schloß zurückgehen, die Vertheidiger sammeln und den Sturm aushalten. Kämpfte er mit glücklichem Erfolg, so hatte er für sich das Ueberge-

wicht des Sieges; wurde er besiegt, so war dies Misgeschick nicht größer, als das, was ihn schon betroffen, und er fiel als König.

IX.

Das Schloß, das, seit es der König verlassen hatte, eines Theils seiner Streitkräfte und seiner ganzen moralischen Kraft beraubt war, bot jetzt mehr den Anblick eines mit einer in Verwirrung sich befindenden Menge angefüllten öffentlichen Ortes, als eines Hauptquartiers dar. Keiner gab, keiner empfing Befehle; Alles blieb dem Zufalle überlassen. Bei den Schweizern und den Edelleuten sprachen die Einen davon, dem Könige in die Nationalversammlung nachzugehen und zu sterben, indem sie ihn wider seinen Willen vertheidigten; die Andern, eine Angriffscolonne zu bilden, den Carrouselplatz zu leeren, die königliche Familie aufzuheben und sie unter dem Schutze von zwei oder dreitausend Mann nach Rambouillet und von da zu La Fayette's Armee zu bringen. Aber Jedermann war fähig, es vorzuschlagen, Niemand, es auszuführen. Die Zeit verging mit solchen leeren Berathungen. Die Zahl der Vertheidiger nahm ab. Zweihundert Schweizer mit Bachmann und dem Generalstabe und dreihundert der entschlossensten Nationalgardisten waren dem Könige nachgefolgt und blieben an den Thoren der Reitbahn zu seiner Verfügung. In den Tuilerien blieben also nur siebenhundert Schweizer, zweihundert schlecht bewaffnete Edelleute und gegen hundert Nationalgardisten, im Ganzen ungefähr tausend Mann, die auf einer Menge von Posten zerstreut waren; im Garten und in den Höfen standen einige halbaufgelöste Bataillone und einige Kanonen, deren Bemannung bereit war, sie gegen das Schloß zu richten. Aber die unerschrockene Haltung der Schweizer und schon die Mauern dieses Palastes, der so oft als Mittelpunkt der Verschwörungen und als Zeughaus des Despotismus geschildert worden war, flößten dem Volke Schrecken ein und hielten es ab, den Sturm zu beginnen.

X.

Um neun Uhr zehn Minuten wurden die Thore des Königshofes aufgesprengt, ohne daß die Nationalgarde Anstalt traf, sie zu vertheidigen. Einige Volkshaufen drangen in den Hof, kamen aber dem Schlosse nicht näher. Man beobachtete sich, man wechselte von weitem Worte mit einander, die indeß keine Drohungen enthielten; man schien nach gemeinschaftlicher Uebereinstimmung darauf zu warten, was die Versammlung in Bezug auf den König beschließen würde. Die Haufen der Vorstadt Saint-Antoine waren noch nicht auf dem Carrouselplatz angelangt. Sobald sie anfingen vom Quai aus diesen Platz zu betreten, befahl Westermann den Marseillern, ihnen zu folgen. Er zog zuerst, zu Pferde, mit einer Pistole in der Hand, in den Hof. Langsam stellte er seine Leute militärisch dem Schlosse gegenüber auf. Die Artilleristen gingen sogleich zu Westermann über, zogen die sechs Kanonen, welche auf den Seiten des Hofes standen, zurück und richteten sie gegen das Thor des Palastes. Das Volk begrüßte dieses Manöver mit einem Freudengeschrei. Die Artilleristen wurden umarmt und es wurde gerufen: „Nieder mit den Schweizern! Die Schweizer müssen dem Volke die Waffen übergeben!"

Aber die Schweizer, die unerschütterlich an den Thoren und an den Fenstern des Schlosses standen, hörten dieses Geschrei und sahen diese Geberden, ohne durch das geringste Zeichen anzudeuten, daß es Eindruck auf sie mache. Die Kriegszucht und die Ehre schien sie zu Stein werden zu lassen. Ihre Schildwachen unter dem Säulengange kamen und gingen in gemessnem Schritte, als ob sie in den einsamen stillen Höfen von Versailles auf Wache gewesen wären. Jedesmal, wenn die Schildwachen bei ihrem Hin- und Hergehen nach der Seite des Hofes kamen und vom Volke gesehen wurden, wich die Menge eingeschüchtert bis zu den Marseillern zurück; dann, wenn die Schweizer im Vorhause verschwanden, kam sie dem Schlosse wieder näher. Indeß wurde sie immer muthiger und ging immer mehr vorwärts. Ungefähr funfzig Föderirte und Männer aus den Vorstädten kamen zuletzt bis unten an die große Treppe. Die Schweizer

zogen ihren Posten bis auf den Treppenabsatz und bis auf die vom Säulengange durch eine hölzerne Barrière getrennten Stufen zurück. Außerhalb dieser Barrière ließen sie nur eine Schildwache. Diese hatte den Befehl, unter keiner Bedingung Feuer zu geben. Es war diesem Soldaten auferlegt, jede Beleidigung geduldig zu ertragen. Das Blutvergießen sollte nicht von einem zufälligen Umstande herbeigeführt werden. Hierdurch wurden die Angreifenden immer mehr ermuthigt. Dem Kampfe gingen lächerliche Auftritte vorher, und ehe das Blutvergießen begann, herrschte ausgelassene Lustigkeit unter dem Volke. Einige Männer, die lange, mit Haken versehne Hellebarden trugen, näherten sich dem Wache stehenden Soldaten, faßten ihn mit ihren Piken bei der Uniform oder bei dem Gürtel, zogen ihn unter ausgelassenem Freudengeschrei der Menge kräftig zu sich heran, nahmen ihm die Waffen ab und machten ihn zum Gefangnen. Fünf Mal erneuerten die Schweizer ihre Schildwache und jedes Mal wurde sie auf diese Weise vom Volke weggerissen und gefangen genommen. Das laute Freudengeschrei Derer, die diesen Streich ausgeführt hatten, und der Anblick der fünf entwaffneten Schweizer ermuthigten die Menge, die bis jetzt unentschlossen im Hofe gestanden hatte; sie stürzte sich lärmend in die Halle; dort entrissen einige rohe Leute den zuerst Gekommenen die Schweizer und schlugen sie in Gegenwart ihrer Kameraden mit Keulen todt. In demselben Augenblicke fiel vom Hofe oder von einem Fenster aus ein Schuß; nach der einen Ansicht aus der Flinte eines Schweizers, nach der andern aus der Pistole eines Marseillers. Dieser Schuß gab das Zeichen zum Gefechte.

XI.

Sobald der Schuß gefallen ist, stellen die Commandanten des Postens, Capitain Turler und Hr. v. Castelberg ihre Soldaten hinter der Barrière in Schlachtordnung auf; die einen stehen auf den Stufen der Treppe, die andern auf der über diesen Stufen befindlichen Vortreppe der Kapelle, die übrigen auf dem Absatze der Doppeltreppe, die von dem Aufgange zur Kapelle nach dem Saale der

Garden führt; diese furchtbare Stellung läßt ein fünffaches Kreuzfeuer zu, welches Alles im Vorhause niederschmettern kann. Das Volk, welches zu dichtgedrängt steht, kann nicht hinauskommen. Die erste Salve der Schweizer streckt eine Menge Todte und Verwundete auf den steinernen Boden des Säulenganges hin. Die Kugel eines Soldaten trifft einen riesigen, starken Mann, der allein vier von den entwaffneten Schildwachen erschlagen hatte. Der Mörder fällt auf die Leichen seiner Opfer nieder. Entsetzt flieht die Menge in Verwirrung nach dem Carrouselplatze hin, wo sie noch einige aus den Fenstern abgefeuerte Schüsse erreichen. Die Kanonen des Carrousels erwidern diese Salve, aber sie sind schlecht gerichtet und die Kugeln treffen das Dach. Der Königshof wird leer und Flinten, Piken und Grenadiermützen liegen darauf herum. Die Flüchtlinge schleichen und kriechen die Mauern entlang, indem sie hinter den für die Cavallerie bestimmten Schilderhäusern Schutz suchen. Einige werfen sich auf die Erde nieder und stellen sich todt. Die Kanoniere verlassen ihre Geschütze und werden von der allgemeinen Flucht mit fortgerissen.

Die Schweizer steigen die große Treppe herab und bilden zwei Abtheilungen: die eine unter Hrn. v. Salis, geht durch das Thor, das in den Garten führt, um drei am Thore der Reitbahn stehende Kanonen wegzunehmen und ins Schloß zu bringen; die andre, aus hundertzwanzig Mann und einigen Nationalgardisten bestehend, geht auf den Königshof, indem sie über die Leichen ihrer ermordeten Kameraden schreitet. So wie sie erscheinen, läßt sich Niemand mehr auf dem Hofe sehen. Sie nehmen drei verlaßne Kanonen weg und ziehen sie bis in das Vorhaus, aber sie haben weder Munition noch Lunten, um sie gebrauchen zu können.

Als der Capitain Turler sieht, daß der Hof frei ist, dringt er durch das Königsthor bis auf den Carrouselplatz, stellt dort seine Truppen in Quarré auf und läßt nach drei Seiten des Platzes hin ein Lauffeuer eröffnen. Das Volk, die Föderirten, die Marseiller ziehen sich auf die Quais und in die Straßen zurück, und die rückwärts strömende Bewegung läßt sich bis am Rathhause und auf den Boulevards bemerken. Während diese beiden Abtheilungen über

den Carrouselplatz ziehen, bilden achtzig Schweizer, hundert Edelleute und dreißig Nationalgardisten aus freiem Antriebe in einem andern Flügel des Schlosses eine Colonne, steigen die Treppe des Pavillons de Flore herab und eilen ihren Kameraden zu Hülfe. Während sie dem Gewehrfeuer im Königshofe nachgehn und über den Prinzenhof marschiren, werden sie von Kanonen, die am Prinzenthore stehen, mit Kartätschen beschossen, welche viele von ihnen niederstrecken und an die Mauern und die Fenster der Zimmer der Königin anschlagen. Die nur noch hundertfunfzig Mann starke Colonne kehrt um, geht im Sturmschritt gegen die Kanonen vor, nimmt sie weg, eilt auf den Carrouselplatz, bringt das Feuer der Marseiller zum Schweigen und kehrt durch das Königsthor in die Tuilerien zurück. Die beiden Abtheilungen führen die Kanonen mit sich, ziehen wieder in das Schloß ein und bringen ihre Verwundeten in das Vorhaus.

XII.

Die Schweizer entfernen die Leichen, welche auf dem steinernen Boden des Säulenganges liegen, um ihren Verwundeten Platz zu verschaffen. Das Blut rieselt auf den Stufen und an den Säulen. Hr. v. Salis brachte durch den Garten die beiden Kanonen mit, die er am Thore der Reitbahn genommen hatte. Seine Soldaten waren auf dem Hin- und Herwege von den auf der Uferterrasse und der Terrasse der Feuillants stehenden Bataillonen der Nationalgarde durch ein Kreuzfeuer beschossen worden; sie waren hundert Mann stark gewesen und dreißig von ihnen waren todt oder sterbend auf dem Wege geblieben. Nicht mit einem einzigen Schusse hatten sie dieses unerwartete Feuer der Nationalgarde erwidert. Die Kriegszucht war bei ihnen mächtiger gewesen, als der Trieb der Selbsterhaltung. Ihre Ordre war, für den König zu sterben; und sie starben, ohne einen Schuß auf eine französische Uniform zu thun.

Wenn in dem Augenblicke, wo die Tuilerien und der Carrouselplatz in Folge des Ausfalls der Schweizer plötzlich leer wurde, diese fremden Soldaten von einigen Cavalerieabtheilungen unterstützt gewesen wären, so würden die Auf-

rührer überall zurückgedrängt und auseinandergesprengt worden sein und den Vertheidigern des Königs das Schlachtfeld überlassen haben. Die neunhundert Mann Gendarmerie, welche noch ihre ihnen am Tage vorher angewiesene Stellung im Hofe des Louvre, auf dem Platze des Palais Royal, auf den Champs Elysées und an der Königsbrücke neben der Bacstraße inne hatten, waren mehr als hinreichend, die ohne Ordnung sich drängenden unbewaffneten Haufen in Verwirrung zu bringen. Aber dieses Corps, auf welches man in den Tuilerien am meisten rechnete, verlor immer mehr seinen innern Halt, und die Commandanten konnten nicht hoffen, daß ihnen ihre Soldaten länger gehorchen würden. Als die Marseiller auf dem Carrouselplatze anlangten, ließen sich unter den fünfhundert im Hofe des Louvre stehenden Gendarmen alle möglichen Zeichen von Insubordination bemerken. Sie antworteten auf den Zuruf der bewaffneten Haufen, indem sie ihre Hüte schwenkten und Es lebe die Nation! riefen. Bei dem ersten Kanonenschusse, der auf dem Carrouselplatze abgefeuert wurde, stiegen sie eilig zu Pferde und glaubten, sie wären in dem Raume, wo sie sich befanden, eingeschlossen, um niedergemetzelt zu werden. Der Marschall v. Mailly sandte ihnen den Befehl, in Escadronen aus dem Thore der Colonnade zu rücken, Santerre's Armee durch einen Angriff auf dem Quai auseinanderzusprengen und sich hierauf in zwei Corps zu theilen, von denen das eine das Volk nach der Vorstadt Saint-Antoine, das andre nach den Champs Elysées zurückdrängen sollte. Dort sollte eine andre auf dem Platze Ludwig's XV. mit Kanonen in Schlachtordnung aufgestellte Escadron Gendarmerie die Haufen angreifen und in den Fluß treiben. Der Commandant der Gendarmerie, v. Rulhières, versammelte seine Offiziere, um ihnen diesen Befehl mitzutheilen; alle antworteten, daß ihre Soldaten sie verlassen würden, und daß es nöthig wäre sie vom Kampfplatze zu entfernen und anderswohin zu schicken, wenn man nur dem Anscheine nach noch Gewalt über sie behalten und einer allgemeinen Desertion vorbeugen wollte. „Ihr Feigen!" rief einer von den Offizieren erbittert seinen Leuten zu, „wenn ihr nichts wollt, als schnell fortkommen, so geht auf die Champs Elysées, da ist Platz genug." Im

Augenblicke, wo diese Unschlüssigkeit herrschte, drangen Haufen von Flüchtlingen, welche das Feuer der Schweizer vom Carrouselplatze trieb, in den Hof des Louvre, warfen sich zwischen die Reihen, vor die Füße der Pferde und schrien: „Unsre Brüder werden ermordet!“ Bei diesem Geschrei löste sich die Gendarmerie auf, ritt truppweise durch das nach der Straße du Coq führende Thor und sprengte im Galopp durch alle neben dem Palais Royal befindlichen Straßen davon.

XIII.

Die Schweizer waren Sieger geblieben, die Höfe waren leer, die Kanonen genommen, Stille herrschte um die Tuilerien herum. Die Schweizer luden ihre Gewehre wieder und schlossen aufs neue nach dem Commando ihrer Offiziere ihre Reihen. Die Edelleute umgaben den Marschall v. Mailly und beschworen ihn, aus allen im Schlosse vorhandnen Streitkräften eine Angriffscolonne zu bilden, mit Kanonen vor die Reitbahn zu rücken, dort die noch auf der Terrasse der Feuillants stehenden fünfhundert Mann von der Begleitung des Königs aufzunehmen, zweihundert in der Kaserne zu Courbevoie gelassne Schweizer herbeizurufen, die königliche Familie in die Mitte zu nehmen und unter Zurückweisung jedes Angriffs Paris zu verlassen. Die Dienerschaft des Königs, die Frauen der Königin, die Prinzessin v. Lamballe drängten sich an die Fenster des Schlosses und hefteten ängstlich ihre Blicke auf das Thor der Reitbahn, indem sie jeden Augenblick glaubten, der König würde mit seiner Begleitung daraus hervortreten und zu ihnen kommen, um den Sieg der Schweizer vollständig zu machen und zu benutzen. Doch dies war eine eitle Hoffnung! Dieser Sieg ohne Folgen war nur einer von den kurzen Augenblicken, welchen unvermeidliche Katastrophen den Opfern lassen, nicht etwa um zu triumphiren, sondern um sich zu erholen.

XIV.

Der Kanonendonner der Marseiller und das Gewehrfeuer der Schweizer, welche in den Räumen der Reitbahn

widerhallten, machten einen verschiednen Eindruck auf die Personen, über deren Schicksal, Ideen, Thron und Leben dieser Kampf, den sie nicht sehen konnten, entschied. War es wol anders möglich, als daß der König, die Königin, die Prinzessin Elisabeth, die kleine Anzahl treuer Freunde, die mit ihnen in der Loge des Logographe eingeschlossen waren, in dem Grunde ihrer Seele unwillkürlich den Wunsch hegten, daß ihre Vertheidiger siegreich sein möchten? Konnten sie wol anders als mit ängstlicher Hoffnung den Lärm eines Gefechtes anhören, das, wenn es einen glücklichen Ausgang für die Ihrigen nahm, sie rettete und von neuem krönte? Indeß verbarg der Ausdruck schmerzlicher Bestürzung auf ihrem Gesichte die geheime Freude, welche sie vielleicht in ihrem Innern empfanden; sie hüteten sich, sie ihren Feinden gegenüber zu zeigen, sie wagten nicht bei ihren Gebeten einen solchen Gedanken zu fassen, um nicht vor Gott die Schuld auf sich zu laden, daß sie an Blutvergießen Wohlgefallen hätten. Ihre Gesichtszüge waren stumm, ihre Herzen verschlossen, ihre Gedanken richteten sich nur auf den Lärm, der von Außen zu ihnen drang. Bleich und schweigend hörten sie zu, wie in diesem Kampfe ihr Geschick abgewogen wurde.

Der Kanonendonner nimmt zu; das kleine Gewehrfeuer scheint sich zu nähern und stärker zu werden; die Fensterscheiben klingen, als ob der Luftdruck der Kanonenkugeln, die über den Saal fliegen, sie erzittern machte; auf den Galerien, die unruhig zu werden beginnen, läßt sich Geschrei des Schreckens und Entsetzens hören. Der Ausdruck des Zorns und ernster Unerschrockenheit zeigt sich in den Mienen aller Deputirten; sie horchen auf den Lärm und sehen mit Unwillen den König an.

Vergniaud ist traurig, schweigend und ruhig wie der Patriotismus; er bedeckt sein Haupt zum Zeichen der Trauer. Kaum sehen die Deputirten diese Handlung, welche der Empfindung eines Jeden entspricht, so stehen sie wie von elektrischer Bewegung erfaßt auf und brechen ohne Lärm, ohne unnützes Reden, einstimmig in den Ruf aus: Es lebe die Nation! Der König steht seinerseits auf und kündigt der Versammlung an, daß er den Schweizern so eben den Befehl geschickt, das Feuern einzustellen und in ihre Ka-

fernen zurückzukehren. Hr. v. Hervilly geht fort, um diesen Befehl auf das Schloß zu bringen. Die Deputirten setzen sich wieder und warten einige Minuten schweigend, welche Folgen der Befehl des Königs haben wird.

Mit einem Male läßt sich in einer größern Nähe wie bisher kleines Gewehrfeuer hören. Dies rührt von den auf der Terrasse der Feuillants stehenden Nationalgardisten her, die auf Hrn. von Salis' Colonne schießen. Auf den Galerien schreien Stimmen, daß die Schweizer gesiegt haben, daß sie vor den Thoren angelangt sind und die Vertreter der Nation ermorden wollen. In den Gängen lassen sich eilige Tritte und Waffengeklirr hören. Einige bewaffnete Leute bemühen sich, in den Saal zu dringen. Mehrere unerschrockne Deputirte stellen sich ihnen in den Weg und drängen sie zurück. Die Versammlung glaubt, daß die Schweizer siegreich sind und sie ihrer Rache opfern wollen. Die Begeisterung für die Freiheit flößt ihnen Todesfreudigkeit ein. Nicht ein Zeichen des Schreckens erniedrigt die Nation, die in ihnen sterben soll. „Der Augenblick ist da, des Volkes würdig auf den Posten zu sterben, auf den es uns gestellt hat,“ sagt Vergniaud. Bei diesen Worten nehmen alle Deputirte ihren Sitz auf ihren Bänken ein. „Laßt uns in diesem feierlichen Augenblicke schwören, frei zu leben, oder zu sterben.“

Die ganze Versammlung erhebt sich; jeder Arm wird ausgestreckt, jede Lippe spricht den Schwur aus; die Galerien, von dieser heldenmüthigen Bewegung mit fortgerissen, erheben sich mit der Versammlnng: „Auch wir, wir schwören, mit euch zu sterben!“ rufen sie aus. Die Bürger, welche sich an die Schranken drängen, die Journalisten auf ihren Tribunen, auch die Secretaire des Logographe, die sich an der Seite des Königs befinden, stehen da, strecken die eine Hand zum Schwure aus, schwenken mit der andern den Hut und nehmen, von unwiderstehlicher Begeisterung dazu getrieben, an dieser erhabnen Weihe zum Tode für die Sache der Freiheit Theil. Es handelte sich hier nicht um einen prahlerischen Schwur, durch den politische Corps der fernen Gefahr Trotz bieten und die Schwäche herausfordern. Der Todesruf donnerte über ihren Häuptern, schlug an ihre Thüren an. Keiner wußte, wie es mit dem Kampfe stand.

Die Bürger boten ihre Brust der tödtenden Waffe dar. Sie würden mit Stolz und Freude den Tod erlitten haben. Die Schweizer Offiziere zogen sich zurück. Das Gewehrfeuer entfernte sich und wurde schwächer. Noch einige Minuten blieben die Deputirten, die Galerien, die Zuschauer aufrecht, mit ausgestreckten Armen, herausfordernde Blicke nach der Thüre richtend, stehen. Die Gefahr war vorüber und sie blieben noch in ihrer frühern Stellung. Die glühendste Begeisterung schien sie ganz hingerissen und außer sich gebracht zu haben. Die Geschichte wird stets davon erzählen, wenn sie das erste Entstehen der Freiheit und das Bild der Nationen in seiner großartigen Achtung gebietenden Gestalt erscheinen lassen will.

XV.

Die Schweizer, welche diese Bewegung verursacht hatten, waren Offiziere von des Königs Begleitung, die sich in das Gebäude geflüchtet hatten, um sich vor dem Feuer der Bataillone der Terrasse der Feuillants zu sichern. Man ließ sie in den Hof der Reitbahn und dort wurden sie auf Befehl des Königs entwaffnet.

Während dieser Auftritt stattfand, gelangte Hr. v. Hervilly unter einem Kugelregen an das Schloß, in dem Augenblicke, als Hr. v. Salis mit den Kanonen dort wieder einrückte. „Meine Herren,“ rief er, so laut er konnte, von der Terrasse des Gartens herunter, „der König befiehlt Ihnen, sich alle zur Nationalversammlung zu begeben.“ Aus eignem Antriebe fügte er, aus Vorsorge für den König hinzu: „Mit Ihren Kanonen!“ Auf diesen Befehl vereinigt Capitain Turler ungefähr zweihundert Soldaten, läßt eine Kanone aus dem Vorhause in den Garten ziehn, versucht umsonst sie zu laden, und marschirt zur Versammlung, ohne daß die äußern Posten noch zeitig genug von diesem Rückzug in Kenntniß gesetzt werden und Zeit haben, ihm zu folgen. Diese Colonne, die unterwegs das Feuer der Nationalgarde aushalten muß, kommt, in Verwirrung gebracht und schlecht zugerichtet, am Thore der Reitbahn an; sie wird in das Gebäude der Versammlung hineingelassen und legt die Waffen nieder. Die Mar=

seiller, die erfahren, daß ein Theil der Schweizer den Rückzug angetreten hat, und welche die Desertion der Gendarmerie mit angesehen haben, rücken zum zweiten Male vor; die Haufen der Vorstadt Saint-Marceau und Saint-Antoine strömen in die Höfe. Westermann und Santerre zeigen ihnen mit dem Säbel in der Hand die große Treppe und treiben sie mit dem Ça ira zum Sturme . . . .; der Anblick ihrer Gefährten, die todt auf dem Carrouselplatze herumlagen, fordert sie zur Rache auf; sie sehen die Schweizer nur noch als bezahlte Mörder an. Sie schwören einander zu, den Steinboden, den ganzen Palast mit dem Blute dieser Fremdlinge zu überschwemmen; sie dringen wie ein Strom von Bajonnetten und Piken in den breiten Säulengang. Andre Haufen umgehen das Schloß, drängen sich durch das Thor des Pont Royal und der Reitbahn in den Garten und setzen sich an den Mauern fest. Sechs Kanonen, die vom Rathhause aus hergebracht worden sind, werden an den Ecken der Straße Saint-Nicaise, der Straße des Orties und der Straße de l'Echelle aufgestellt und schleudern Kugeln und Kartätschen gegen das Schloß. Die in den Zimmern zerstreuten kleinen Detachements vereinigen sich ohne Ordnung und ohne Einheit mit den ihnen am nächsten stehenden Posten. Achtzig Mann stellen sich auf der großen Treppe auf; von hier eröffnen sie ein mörderisches Feuer, welches gleich zu Anfange vierhundert Marseiller im Vorhause niederstreckt

Die Leichen der Gefallnen dienen den andern dazu, ihren Gegnern näher zu kommen. Langsam ziehen sich die Schweizer von einer Stufe zur andern zurück und lassen auf jeder eine Reihe ihrer gefallnen Gefährten. Bei jedem Verlust, den sie erleiden, wird ihr Feuer immer schwächer, aber alle feuern, bis sie der Tod trifft. Erst als der Letzte fällt, erschallt der letzte Schuß.

Achtzig Leichen bedecken die Treppe. Von diesem Augenblicke an ist der Kampf nur noch ein Morden. Die Marseiller, die Brester, die Föderirten, das Volk strömen in die Gemächer. Jeder einzele Schweizer, den sie antreffen, wird niedergemetzelt; einige suchen sich zu vertheidigen, vermehren aber nur noch die Wuth ihrer Henker und das Schreckliche ihres Todes. Die meisten werfen ihre Waf-

fen vor das Volk hin, knien nieder, bieten sich dem Todesstoße dar, oder bitten um ihr Leben; sie werden bei Händen und Füßen ergriffen und lebendig zum Fenster hinausgeschleudert. Siebzehn Schweizer hatten sich in die Sakristei der Kapelle geflüchtet. Sie werden entdeckt. Umsonst zeigen sie dem Volke ihre Gewehre, an denen sich sehen läßt, daß sie während des Tages nicht abgefeuert worden sind. Sie werden ergriffen, entkleidet und unter dem Rufe: Es lebe die Nation! ermordet. Nicht ein Einziger entkommt.

XVI.

Die, welche sich während des Angriffs im Pavillon de Flore und in den Zimmern der Königin befanden, vereinigen sich unter dem Befehl des Marschalls v. Mailly mit zweihundert Edelleuten und einigen Nationalgardisten. Ungefähr fünfhundert Mann stark, suchten sie dem Befehle des Königs Gehorsam zu leisten, sich militairisch aus dem Schlosse zurückzuziehen und zu ihm in die Versammlung zu begeben. Der Ausgang nach dem Hofe zu wurde von den Volkshaufen besetzt und von den Kanonen bestrichen. Der Rückzug durch den Garten stand noch offen, obgleich er unter dem Feuer der an der Königsbrücke und am Ufer stehenden Bataillone der Vorstadt unternommen werden mußte. Die Colonne schlägt diesen Weg ein; allein das Gitterthor der Königin, welches zum Garten führte, war verschlossen. Es werden verzweifelte Anstrengungen gemacht, um es aufzusprengen. Das Thor wankt nicht. Nach vieler Mühe gelingt es endlich, indem die Bajonnette als Brechstangen gebraucht werden, einen der dicken Eisenstäbe loszumachen. Es entsteht eine Oeffnung, durch welche die Colonne einzeln entweichen kann. Durch diesen engen Ausgang müssen fünfhundert Soldaten, Edelleute und Nationalgardisten einer nach dem andern hindurch, während zwei Bataillone auf sie warten und mit aller Muße auf sie zielen können. Nichtsdestoweniger drängen sie sich durch, denn sie hören hinter sich das Geschrei ihrer Gefährten, welche ermordet werden, und sie wollen lieber durch eine Kugel einen schnellen Tod finden, als auf grausame Weise langsam hingeschlachtet werden. Die sieben ersten fallen, sobald sie zum

Gitter hinaustreten; die andern schreiten schnell über ihre Leichen weg und eilen in den Garten. Die rothen Uniformen der Schweizer dienen den Kugeln der Bataillone zum Ziel. Dieser Umstand rettet einen Theil der Edelleute. Die Bataillone zielen auf die Fremden und verschonen die Franzosen. Alle Schweizer fallen oder werden während der Flucht verwundet. Von den Dienern des Königs und von den Freiwilligen werden nur zwei getödtet: Hr. v. Clermont d'Amboise und Hr. v. Castéja. Die andern gelangen zu den Bäumen, die ihnen Schutz geben, gerathen in das Feuer eines ganz in ihrer Nähe in der Mitte des Gartens stehenden Postens der Nationalgarde, lassen dreißig Todte in der großen Allee und erreichen das Thor der Reitbahn. Dort geht ihnen Hr. v. Choiseul unerschrocken im Namen des Königs entgegen, sammelt sie und bringt mit dem Degen in der Hand in das Gebäude der Versammlung, um diese Franzosen unter den Schutz der Nation zu stellen.

XVII.

Der übrige Theil der flüchtigen Colonne hoffte bei der Drehbrücke sich durchschlagen zu können. Sie kommt bis dorthin, indem sie sich hinter den Bäumen deckt, deren Stämme von Kugeln zersplittert werden. Von der Brücke aus wird mit Kartätschen gegen sie geschossen und sie werden nach der Orangerieterrasse zurückgetrieben. Sechzig Schweizer und funfzehn Edelleute bleiben am Rande des großen Bassins unter der Bildsäule Cäsars liegen. Viele Andre, die von Kartätschen oder von den herunterfallenden Zweigen und Splittern der Kastanienbäume getroffen worden sind, entkommen, indem sie die große Allee mit ihrem Blute röthen: darunter gehören v. Virieu, v. Lamartine, v. Viomenil. Als diese Offiziere unten an der Orangerieterrasse anlangen, berathschlagen sie, was zu thun sei; zwei Meinungen machten sich geltend und sie bilden zwei Abtheilungen. Die Einen kehren zur Versammlung zurück; die Andern entscheiden sich dafür, unter dem Kartätschenfeuer der an der Drehbrücke stehenden Geschütze, über den Platz Ludwig's XV. zu dringen und sich in den Champs Elysées mit der Gendarmerie, von der sie eine Escadron in Schlachtordnung

stehen sehen, zu vereinigen. Die, welche zur Reitbahn gingen, wurden eingelassen, entwaffnet, als der Sieg entschieden war, in die Gefängnisse von Paris geschickt und am 2. September niedergemetzelt. Die, welche durch das Gitterthor der Orangerie aus dem Garten gingen, fielen die Einen auf dem Platze Ludwig's XV., die Andern in den Champs Elysées unter den Säbeln der Gendarmerie, die sich mit dem Volke gegen sie verband. Einige, wie Hr. v. Vioménil, fanden eine Zuflucht in den Kellern der Straße Saint-Florentin, der Rue Royale und vorzüglich in dem Palaste des venetianischen Gesandten Pisani, der, um Unbekannten das Leben zu retten, dem Tode Trotz bot. Einige Andere nahmen neben der Brücke Ludwig's XV. eine Kanone weg, die nur eine schwache Bedeckung hatte, und wollten sie gebrauchen, um ihren Rückzug zu decken. Ein Angriff der Gendarmerie entriß sie ihnen wieder und trieb sie in die Seine. Hr. v. Villers, der kurz vorher dieses Corps verlassen, wo er als Major gestanden hatte, glaubte, daß die Gendarmerie ihm zu Hülfe käme, und eilte seinen ehemaligen Kameraden entgegen. „Zu uns, meine Freunde!" rief er ihnen zu. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so nahm ein Offizier der Escadron, der ihn erkannte, gleichgültig seine Pistole zur Hand und schoß ihn durch den Kopf. Die Andern gaben ihm mit Säbelhieben den Rest.

Der Rückzug der noch übrigen wenigen Vertheidiger des Schlosses geschah vereinzelt und wie es der Zufall fügte. Die einen warfen ihre Waffen und Alles, was ihnen den Anschein eines Soldaten geben konnte, weg und mischten sich unter die Zuschauer des Kampfes; Andre drangen mit der Pistole in der Hand bis an das Ufer durch, warfen sich in Kähne, fuhren auf der Seine weiter und versteckten sich in das Gehölz von Issy und Meudon. Sie verdankten ihr Leben der uneigennützigen Gastfreundschaft armer Dorfbewohner, die nicht an dem Streite der Bürger Theil nahmen. Andre eilten truppweise in die neben den Champs Elysées befindlichen Straßen, oder kletterten über die Pallisaden und die Mauern der Gärten.

XVIII.

Einer dieser Trupps, aus dreißig Mann bestehend, neunundzwanzig Schweizer und ein junger Page der Königin an der Spitze, flüchtete sich in den Hof des Marineministeriums in der Rue Royale. Umsonst stellt der Page seinen Gefährten vor, daß sie in diesem engen Raume überwältigt und alle ermordet werden würden. Sie bestehen darauf, zu bleiben, und hegen Vertrauen zu dem Edelmuthe des Volkes. Ein Trupp von acht Föderirten erscheint am Thore. Die Schweizer kommen einer nach dem andern heraus und werfen ihre Gewehre nieder; sie glauben, daß ihre Feinde mildere Gesinnungen aunehmen werden, wenn sie sehen, wie sie sich durch dieses Betragen für besiegt erklären und sich der Gnade des Siegers überlassen. „Ihr Feigen," ruft einer von den Föderirten; „ihr ergebt euch nur, weil ihr Furcht habt, ihr bekommt keinen Pardon." Bei diesen Worten durchbohrt er einen Schweizer mit seiner Pike und tödtet einen andern mit einem Pistolenschusse. Hierauf sägen sie ihnen mit den Säbeln die Köpfe ab, um sie als Siegeszeichen herumzutragen.

Bei diesem Anblick ergreift die Schweizer Erbitterung und die Verzweiflung gibt ihnen neue Kraft. Von dem Pagen angeführt, kommen sie heraus, nehmen ihre Gewehre und geben auf die Föderirten Feuer. Von den acht streckten sie sieben nieder. Aber andre Föderirte ziehen eine mit Kartätschen geladne Kanone vor das Thor und feuern sie ab. Von siebenundzwanzig Soldaten fallen dreiundzwanzig. Die vier andern und der Page schleichen sich bei dem Pulverdampfe unbemerkt in einen Keller des Palastes. Sie vergraben sich in dem feuchten Sande und täuschen so ihre wüthenden Feinde. Die Nacht bricht an. Der Portier des Palastes, der allein um das Geheimniß ihrer Flucht weiß, bringt ihnen Nahrungsmittel und Decken; er läßt sie sich wärmen, da ihre Glieder von der Kälte und von der Feuchtigkeit der dumpfen Gewölbe erstarrt sind; er verschafft ihnen weniger verdächtige Kleidung; er schneidet ihnen die Haare und die Bärte ab. So verkleidet geht einer nach dem andern weg.

Sechzig andre, die sich in Ordnung unter vier Offizieren über die Champs Elysées zurückzogen, werden von der Gendarmerie umringt und nach dem Rathhause zurückgeführt. Als sie auf dem Grèveplatze anlangen, bringen sie ihre Begleiter unter dem Zuruf des Volks und in Gegenwart der Gemeine bis auf den Letzten um.

Dreißig Mann unter Forestier de Saint-Venant, einem jungen Schweizeroffizier, der kaum in's Jünglingsalter getreten ist, werden von allen Seiten auf dem Platze Ludwigs XV. umzingelt. Sie wissen, daß sie sterben müssen, aber sie wollen ihr Leben theuer verkaufen. Mit dem Bajonnette machen sie einen Angriff auf den Posten der Gendarmerie und der Artilleristen, der mitten auf dem Platze um die Bildsäule Ludwigs XV. herum aufgestellt ist. Drei Mal drängen sie ihn auseinander. Drei Mal kommen Verstärkungen für denselben und umringen die dreißig Mann immer enger. Einer nach dem andern fällt unter den Kugeln der Angreifenden. Als sie nur noch zehn Mann stark sind, gelingt es ihnen, sich durchzuschlagen; sie eilen in die Champs Elysées und kämpfen dort von einem Baume zum andern, bis sie fallen. Hr. v. Saint Venant, der allein noch am Leben und nicht verwundet ist, will eben über die Mauer eines Gartens klettern, als ein Gendarm mit dem Pferde über den Graben setzt, der den Spazierweg von der Heerstraße trennt und ihn mit einem Karabinerschusse todt zu Boden streckt.

Der junge Karl v. Autichamp, der, als er den Palast verlassen, allein durch die Straße de l'Echelle geht, wird von zwei Brestern angehalten. Mit jeder Hand feuert er eine Pistole ab und tödtet sie alle beide. Das Volk ergreift ihn und schleppt ihn zum Grèveplatze, um ihn dort zu opfern. In der nämlichen Zeit werden dort die sechzig Schweizer niedergemetzelt. Die hin- und herdrängende Menge trennt ihn von den Leuten, die ihn begleiten; man will ihn wieder fassen; er hebt ein Bajonnett auf, das unter seine Füße gefallen ist und stößt es einem Nationalgardisten, der ihn an den Kleidern festhält, ins Herz; er verwundet oder bedroht Alle, die ihm nahe kommen, stürzt sich in ein Haus, wo die Thüre offen steht, steigt die Treppe hinauf, zum Dache hinaus, gelangt durch ein andres Haus in eine hinten

befindliche Straße, wirft seine Waffe weg, gibt seinen Gesichtszügen einen gleichgültigen Ausdruck und entkommt der Rache, die ihm Tausende geschworen haben. Der alte achtzigjährige Vicomte v. Broves, Deputirter der constituirenden Versammlung, wird im Schlosse verwundet; er verbirgt seine Wunde, aber das Blut, welches aus seinen Haaren auf die Wangen tropft, verräth ihn. Das Volk erkennt in ihm einen Feind und bringt ihn auf den Stufen der St. Rochuskirche um.

XIX.

Während die Ueberreste der Streitkräfte der Tuilerien sich nach außen zerstreuten oder den Untergang fanden, stürmte das Volk über Leichen der Marseiller und Schweizer in die Zimmer des Schlosses und befriedigte mit unerbittlicher Wuth seine Rache. Edelleute, Pagen, Priester, Bibliothekare, Kammerdiener, Bediente des Königs, Huissiers, gewöhnliche Dienstboten, alle, welche es in dem Palaste antraf, waren in seinen Augen mit an den Verbrechen des Königthumes Schuld. Selbst die Mauern flößten ihm Abscheu ein und riefen es zur Rache auf. Diese Mauern hatten in ihrem Innern alle Umtriebe der Geistlichkeit, der Aristokratie und der Höfe verborgen gehalten, von der Verschwörung der Sanct Bartholomäusnacht an bis zu den verrätherischen Anschlägen des östreichischen Comité und den hinterlistigen Angriffen der fremden Söldlinge, deren Kugeln soeben das Volk gemordet hatten. Mit Blute glaubte es das Blut abzuwaschen; überall floß es; überall schritt man über Leichen. Selbst der Tod genügte seinem Hasse nicht. Selbst wenn schon das Leben aus den Schlachtopfern entschwunden war, hörten die rohen Ausbrüche seiner Wuth noch nicht auf; sie ließen sein Wesen als entartet erscheinen, sie erniedrigten es noch unter das Thier, das wol tödtet, aber nicht zerstückt und verstümmelt. Kaum war ein Opfer unter den Streichen der Marseiller gefallen, so stürzte sich eine unten lauernde Horde fast wie wahnsinnig auf den Leichnam, der ihnen von den Balcons heruntergeschleudert wurde, zog ihm die Kleider aus, zeigte ihn in seiner Nacktheit, riß das Herz heraus, ließ das Blut wie

Wasser aus einem Schwamme herabtropfen, schnitt ihm den Kopf ab und trug scheußliche Siegeszeichen zum Gelächter entarteter, auf der Straße stehender Weiber herum. Niemand vertheidigte sich mehr; der Kampf war nur noch ein Hinschlachten.

Bewaffnete Haufen aus den Vorstädten, mit der Pike oder dem Messer in der Hand, drangen auf allen Treppen und auf allen dunkeln Gängen in alle Stockwerke ein, sprengten die Thüren auf, warfen Kunstgegenstände oder Luxussachen aus den Fenstern, zerbrachen nur, um zu zerbrechen, verstümmelten aus Haß, gingen nicht auf Raub, sondern nur auf Zerstörung aus. Bei dieser Verwüstung des Schlosses wurde nichts geplündert. Das Volk selbst würde sich bei aller Rohheit geschämt haben, wenn es etwas Andres, als seine Feinde gesucht hätte. Der Zweck seiner Empörung war Blut, nicht Gold. Es beobachtete sich selbst. Es zeigte, wie seine Hände vom Blute geröthet, aber wie sie leer waren. Einige gewöhnliche Diebe, die dabei ertappt wurden, wie sie geplünderte Sachen mit fortnehmen wollten, wurden auf der Stelle von Männern aus dem Volke aufgehängt, mit einem Zettel, der anzeigte, welche schändliche Handlung sie sich hatten zu Schulden kommen lassen. Die Leidenschaft verschlechtert, aber sie erhebt auch. Bei der allgemeinen Begeisterung, welche das Volk beherrschte, würde es sich geschämt haben, nach etwas anderm, als nach Rache und nach Freiheit zu trachten. Die Wuth, welche es mit fortriß, ließ ihm noch das Bewußtsein von der Würde seiner Sache. Es beging Mordthaten, es weidete sich an Qualen, aber selbst bei dem Blutvergießen achtete Jeder aus der Menge sich als einen Kämpfer der Freiheit. Gemälde, Bildsäulen, Vasen, Bücher, Porzellansachen, Spiegel, die Meisterwerke aller Künste, welche seit Jahrhunderten die Prunkliebe oder der Kunstsinn der Souveraine in diesem Palaste aufgehäuft hatte, — Alles wurde zerrissen, Alles zersplittert, zerschlagen, Alles in Staub oder Asche verwandelt. Durch ein sonderbares Spiel des Schicksals blieb nur ein Bild von Fetti im Schlafgemache des Königs unversehrt, welches die Melancholie darstellte, als ob das Sinnbild der Traurigkeit und der Nichtigkeit menschlicher Dinge das einzige dauernde Denkmal wäre, welches dazu bestimmt

wäre, das Schicksal der Dynastien und Paläste zu überleben!

XX.

Die Frauen der Königin, die Ehrendamen der Prinzessinnen, die Kammerfrauen, die Prinzessin von Tarent, die Damen von Laroche-Aymon, von Ginestous, die junge Pauline von Tourzel, Tochter der Marquise von Tourzel, Erzieherin der königlichen Kinder, waren seit dem Beginn des Kampfes in den Zimmern der Königin versammelt gewesen. Der Kanonendonner, die Kartätschen, welche an die Mauern anschlugen, das Eindringen des Volks, der Ausfall der Schweizer, der Sieg, welcher eine kurze Zeit lang behauptet wurde, der darauffolgende schrecklichere Angriff, das Geschrei, die Stille, die Flucht der Opfer, welche über ihnen in der Galerie der Carracci verfolgt wurden, der dumpfe Fall der Leichname, die von den Balcons herab in den Hof geworfen wurde, das Toben der Menge unter ihren Fenstern — Alles ließ sie kaum Athem holen und drei Stunden lang einen tausendfachen Tod erleiden.

Die Haufen, welche zuerst auf der andern Treppe in das Schloß gedrungen waren, hatten noch nicht ihren Zufluchtsort entdeckt. Man kam dahin nur auf einer verborgnen, von der Wohnung der Königin in die des Königs führenden Treppe und auf der Prinzen-Treppe, welche durch eine Menge Leichen von Marseillern versperrt war. Eine von den bewaffneten Mörderbanden fand endlich den Zugang zu der verborgnen Treppe und stürzte in der Dunkelheit hinauf. Diese im Innern des Schlosses angebrachten Stufen führten zu niedrigen und dunkeln Gängen des zwischen zwei großen Stockwerken befindlichen Halbgeschosses der Königin. Dieses Halbgeschoß diente Männern und Frauen, die zur nähern Dienerschaft der königlichen Familie gehörten, zur Wohnung. Die Thüren werden mit Axtschlägen aufgesprengt. Die Mörder schlachten die Heiducken der Königin hin. Madame Campan, die Kammerfrau, welche die Königin am liebsten hatte, und noch zwei andere Frauen ihrer Dienerschaft, fallen vor die Stürmenden auf die Knie. Sie umfassen mit ihren Händen die gegen sie erhobnen Säbel. „Was

macht ihr!" ruft unten die Stimme eines Marseillers, „man tödtet keine Frauen! — Steht auf, ihr Elenden! die Nation schenkt euch das Leben," ruft ein Mann mit einem langen Barte, der eben einen Heiducken umgebracht hatte. Er läßt die drei Frauen auf eine in einer Fensterbrüstung angebrachte kleine Bank steigen, wo die Menge sie sehen und hören kann, und sagt ihnen, sie sollen rufen: Es lebe die Nation! Die Menge klatscht mit den Händen dazu.

Zwei Huissiers des Zimmers des Königs, Sallas und Marchais, hätten entweichen können, wenn sie die Thüre freigelassen hätten, aber sie sterben, um ihrem Schwure treu zu bleiben. Sie setzen ihren Hut auf und nehmen den Degen zur Hand. „Hier ist unser Posten, sagen sie zu den Marseillern, wir wollen auf der Schwelle fallen, die wir zu vertheidigen geschworen haben." Der Huissier des Zimmers der Königin, Diet, bleibt allein, wie eine Schildwache an der Thüre des Zimmers stehen, in das die Frauen sich geflüchtet haben, und fällt, indem er es vertheidigt. Sein Leichnam, der quer vor der Thüre liegt, dient noch den Frauen als ein Wall. Die Prinzessin von Tarent, welche hört, wie der letzte treue Hüter fällt, macht selbst den Marseillern die Thüre auf. Der Führer derselben, auf welchen die muthige Haltung und die Würde, mit der diese Frau dem Tode entgegentritt, Eindruck macht, hält einen Augenblick seine Leute zurück. Die Prinzessin hält die junge, schöne Pauline v. Tourzel, die ihr von ihrer Mutter anvertraut worden ist, an der Hand und sagt zu den Marseillern: „Trefft mich, aber rettet die Ehre und das Leben dieses jungen Mädchens. Sie ist mir von ihrer Mutter anvertraut worden, und ich habe geschworen, sie ihr wieder zu geben. Gebt ihr ihre Tochter wieder und nehmt mein Blut."

Die Marseiller werden gerührt; sie thun den Frauen nichts zu Leide und retten sie. Sie helfen ihnen über die Leichen weg, welche in den Vorzimmern und den Gängen herumliegen.

Einige Leute aus dem Volke hatten, indem sie Alles in den Zimmern zu zerstören suchten, die für die Bäder der Königin bestimmten marmornen Wasserbehälter zerschlagen. Das Wasser floß mit Blut untermischt auf dem Boden hin, und färbte die Füße und die Kleider der fliehenden

Frauen roth. Sie wurden Männern aus dem Volke anvertraut, die sie heimlich den Fluß entlang unter dem Quai bis zur Brücke Ludwig's XVI. führten und ihren Familien übergaben.

XXI.

Die Verfolgung der Opfer, welche dem Tode zu entkommen suchten, dauerte drei Stunden. Die Keller, die Küchen, die Gewölbe unter der Erde, die geheimen Durchgänge, selbst die Dächer wurden mit Blut gefärbt. Einige Schweizer, die sich in den Ställen unter Heuhaufen versteckt hatten, wurden dort vom Rauche erstickt oder lebendig verbrannt. Das Volk wollte aus den Tuilerien einen ungeheuern Scheiterhaufen machen. Schon standen die Ställe, die Wachhäuser, die kleinern am Rande der Höfe befindlichen Gebäude in Flammen. Auf dem Carrouselplatz brannten Scheiterhaufen, die aus Geräthschaften, Gemälden, Sammlungen, Bibliotheken der in den Tuilerien wohnenden Hofleute gebildet worden waren. Nur mit Mühe bewahrten Deputationen der Versammlung und der Gemeine das Louvre und die Tuilerien. Es schien dem Volk, als ob dieser Palast, wenn er stehen bliebe, es früher oder später an die Tyrannei erinnern würde und ihm vorwerfen könnte, sich so lange der Knechtschaft gebeugt zu haben. Es wollte ihn verschwinden lassen, damit ein neues Königthum in der Stadt der Freiheit keinen Wartstein hätte. Da es die Steine nicht anzünden konnte, so nahm es an den Menschen Rache. Alle Bürger, deren Anhänglichkeit an den Hof erwiesen war, oder die im Verdachte standen, daß sie an dem Falle des Königs Antheil nahmen, fielen unter seinen Streichen, wenn sie angetroffen und erkannt wurden. Das unschuldigste und berühmteste Opfer war v. Clermont-Tonnerre.

Er war einer der ersten Apostel der politischen Reformation, ein populärer Aristokrat, ein durch Beredsamkeit ausgezeichneter Sprecher in der constituirenden Versammlung gewesen und in der Revolution nur an den Grenzen der Monarchie stehen geblieben. Er wollte das ideale Gleichgewicht dreier Gewalten, dessen Chimäre er in der englischen Verfassung verwirklicht glaubte. Die Revolution, welche

die Gewalten nicht abwägen, sondern verrücken wollte, hatte ihn zurückgestoßen, wie sie Mounier, Malouet und Mirabeau selbst überholt hatte. Sie haßte ihn um so stärker, jemehr sie von ihm erwartet hatte. Wenn die Principien sich in Wuth umgestalten, wird Mäßigung — Verrath. Clermont-Tonnerre wurde am Morgen des 10. August angeklagt, er habe in seinem Hause Waffenvorräthe liegen. Ein Haufe umringte seine Wohnung und führte ihn zur Sektion Croix Rouge, um sich wegen der ihm Schuld gegebnen verrätherischen Anschläge gegen das Volk zu rechtfertigen. Die Durchsuchung seines Hauses, welche von dem Pöbel vorgenommen wurde, bewies seine Unschuld. Wenn dem Volk die Stimme eines redlichen Mannes seinen Irrthum benimmt, so geht es leicht von ungerechten Beschuldigungen zu Beweisen seiner Gunst über; es klatscht dem Angeklagten Beifall zu und führt ihn in Triumph nach seiner Wohnung. Aber die Mordgesellen, welchen eine unsichtbare Hand ihr Opfer bezeichnet hat, sind außer sich, als sie bemerken, daß es ihnen entgeht. Ein Bedienter, den Clermont-Tonnerre fortgejagt hatte, wiegelt einen Haufen Wüthender gegen seinen ehemaligen Herrn auf. Umsonst redet Clermont-Tonnerre, der auf einen Eckstein steigt, mit Kaltblütigkeit zu seinen Mördern; ein Schuß, der ihn ins Gesicht trifft, erstickt seine Stimme in seinem Blute. Er stürzt sich in ein Haus der Vaugirard-Straße und steigt bis in das vierte Stockwerk; die Mörder folgen ihm, erschlagen ihn auf der Treppe, schleppen ihn blutend auf die Straße und überlassen seinen trostlosen Freunden nur eine Leiche. Seine junge Frau erkennt den Körper ihres Mannes nur noch an den Kleidern, so entstellt, verstümmelt, zerstückt ist er von schrecklichen Waffen.

XXII.

Kaum war der Kampf zu Ende, so kam Westermann, von Pulver geschwärzt und mit Blut bedeckt, zu Danton, um wegen seines Sieges Glückwünsche zu empfangen. Mehrere der Helden dieses Tages begleiteten ihn. Danton umarmte sie. Brune, Robert, Camille Desmoulins, Marat, Fabre d'Eglantine eilten einer nach dem andern herbei, um

ihren Führer zu umarmen und neue Losungsworte für den Abend zu holen. Die Frauen weinten vor Freuden, als sie ihre Männer, die sie schon von den Kanonen der Schweizer niedergeschmettert geglaubt hatten, als Sieger wiedersahen. Danton schien in tiefes Nachdenken versunken zu sein; man hätte meinen können, daß er, erstaunt über den Sieg und fast Reue darüber empfindend, unschlüssig war, welchen von den beiden Wegen, die sich ihm darboten, er einschlagen sollte; aber er gehörte unter die Männer, welche nicht lange zaudern und die Entscheidung den Ereignissen überlassen. Von diesem Tage an war sein Glück im Steigen. Am andern Tage war er Minister.

Dreiundzwanzigstes Buch.

I.

Was die Versammlung betraf, welche weder die Partei der Revolution, noch die Partei der Constitution zu ergreifen wußte, so erlitt sie schweigend die Wirkung, welche das außerhalb ihres Saales Geschehende auf sie äußerte und schien nur deswegen in beständiger Sitzung zu bleiben, um den Thaten des Volkes Geltung zu verschaffen. Es war ein passives und demüthigendes Betragen; es lag darin die gerechte Strafe eines souverainen Corps, welches die Republik fürchtete, ohne zu wagen, ihr zu widerstehen, und welches sie wünschte, ohne zu wagen, Etwas für sie zu thun! Das Volk, welches die Schwäche seiner Vertreter begriff, machte die Republik ganz allein, aber, wie das Volk Alles macht, wenn es ohne Regierung ist, durch Unordnung, durch Feuer, durch Blut. Der Versammlung gegenüber bewahrte es nur den Schein der Achtung des Gesetzes, als ob es sich das Ansehn geben wollte, doch vor Etwas Achtung zu haben; aber der Sache nach hatte es, indem es zu den Waffen griff, die Diktatur übernommen. Es stellte sich, als ob es seinen Vertretern Huldigungen darbrächte, die aber nur ehrerbietig gegebne Befehle waren. Die wahre Gewalt befand sich auf dem Rathhause in den Händen der Commissäre der Gemeine. Das Volk hatte dies eingesehen.

Es stand ihnen mit seiner Stärke bei. Das Volk begreift mit seinem Gefühle das höchste Recht: das Recht, nicht unterzugehn. Die Commissäre der Gemeine waren mehr als seine Vertreter, sie waren das Volk von Paris selbst. Sobald daher der Sieg durch den Rückzug des Königs und durch Einnahme der Tuilerien entschieden war, eilten alle populären, aber klugen Männer, welche, um sich zu bestimmen, nur abgewartet hatten, welche Wendung die Ereignisse nehmen würden, auf das Rathhaus und traten im Namen ihrer Ueberzeugung mit in den Rath derer ein, welche den herrschenden Umständen nach die wahren Souveraine waren.

Robespierre, der sich während der Verschwörung und während des Kampfes vor seinen Freunden, wie vor seinen Feinden verborgen gehalten hatte, erschien während des Tages im Rathe der Gemeine. Er wurde dort von seinen Schülern, Huguenin, Sergent, Panis, als der Staatsmann der Krise und als der, welcher den Sieg zu organisiren vermochte, aufgenommen.

Danton kam, nachdem er seine Frau beruhigt und seine Kinder umarmt hatte, zu den Cordeliers, um sich in Beifallsbezeigungen zu berauschen und seinen Mitschuldigen die Haltung, den Ton, den Willen, welche die Zeit erforderten, mitzutheilen.

Selbst Marat kam aus dem unterirdischen Raume hervor, in den er sich seit einigen Tagen eingeschlossen hatte. Bei dem Siegesgeschrei eilte er auf die Straße und stellte sich an die Spitze eines Haufens fanatischer Freunde und Brester Föderirten. Er zog in Paris mit einem bloßen Säbel in der Hand und einem Lorbeerkranze auf dem Kopfe herum. Er ließ sich auf Grund seiner zerrißnen Kleidung, seines Kerkers, seiner Wuth zum Commissär der Sektion machen. Mit den nämlichen Anhängern verfügte er sich in die königliche Druckerei und nahm die Pressen in Beschlag, welche er als eine seinem Geiste zukommende Beute mit nach Hause nahm.

Tallien, Collot d'Herbois, Billaut-Varennes, Camille Desmoulins, alle Führer der Jacobiner oder der Cordeliers, alle Agitatoren, alle, welche gleichsam Häupter, Stimmen, Hände des Volkes waren, eilten zur Gemeine und machten einen Municipalrath zur provisorischen Regierung einer

Nation. Zu ihnen gesellten sich Fabre d'Eglantine, Osselin, Fréron, Desforges, Lenfant, Chénier, Legendre. Dieser provisorische Rath der Gemeine war der erste Anfang des Convents. Er nahm sich seine Rolle, er erhielt sie nicht; er handelte mit Diktatorsgewalt.

II.

Am 10. August waren nicht dreihundert Mitglieder der Versammlung beisammen. Die Mitglieder der rechten Seite und die Mitglieder der constitutionellen Partei, welche voraussahen, daß ihnen nichts übrig bleiben würde, als Alles, was das Volk wollte, zu bestätigen oder unterzugehn, hatten sich nicht in die Sitzung begeben. Die Girondisten und die Jacobiner waren allein gegenwärtig. Aber die Reihen waren, wo die Mitglieder fehlten, mit Fremden, Petitionären, Mitgliedern der Clubs, Arbeitsleuten angefüllt, die mitten unter den Deputirten saßen und das Bild der Vermischung des Volks mit seinen Vertretern darboten, die mit den Deputirten sprachen, gestikulirten, sich beriethen, sich erhoben, wie wenn die Allen gemeinsam drohende Gefahr die Versammlung und die Zuschauer Eins hätten werden lassen. Bei einer Katastrophe, an der alle Gemüther gleichen Antheil nehmen, sieht Niemand zu, sondern Jeder handelt. Das war der Anblick, den die Versammlung während des Kampfes und nach demselben darbot. Keine Rede wurde gehalten; nur plötzliche, Allen gemeinsame Bewegungen, Ausrufe des Schreckens oder des Triumphes fanden statt; jeden Augenblick wurden Schwüre gethan, als ob der Lärm eines patriotischen Zurufes den Muth bei dem Kanonendonner, der vor den Thüren erschallte, aufrecht erhalten sollte; Deputationen wurden ernannt, die herauszugehen suchten und wieder in den Saal zurückgedrängt wurden; der namentliche Aufruf wurde öfter abgehalten, wodurch der Schein gegeben wurde, als ob gehandelt würde, und wodurch den Ereignissen Zeit gelassen wurde, zu entstehen und zu einem entscheidenden Entschlusse zu führen.

Sobald das Volk im Besitze des Schlosses war, drang das Siegesgeschrei von allen Seiten in den Saal. Die ganze Versammlung erhob sich und nahm an dem Triumphe

des Volks Theil, indem sie den Schwur leistete, die Gleichheit und die Freiheit aufrecht zu erhalten. In jeder Minute traten Männer aus dem Volke mit bloßen Armen, mit blutigen Händen, mit Gesichtern, die vom Pulver geschwärzt waren, unter den Beifallsbezeigungen der Galerien herein, erzählten mit wenigen Worten, mit welcher Hinterlist der Hof verfahren, wie er die Bürger unter dem Anscheine eines Waffenstillstandes herbeigelockt habe, um sie den Kugeln der Schweizer preiszugeben. Andre zeigten nach der Loge des Logographe hin und boten der Nation ihre Arme an, um den Tyrannen und den Mörder seines Volkes umzubringen. Einer dieser Sprecher, entblößte seine Brust, die von einem Schusse getroffen worden war und an der das Blut heruntertropfte, und rief aus: „Dieser treulose Hof hat dies Blut fließen lassen. Nur über Haufen von Leichen unsrer gemordeten Brüder sind wir in das Schloß gedrungen! Wir haben einige der Söldner dieses vatermörderischen Königs zu Gefangenen gemacht. Den König allein klagen wir an. Diese Leute dienten seiner Verrätherei nur als Werkzeuge. Im Augenblick, wo sie die Waffen gestreckt haben, sehen wir in diesen besoldeten Mördern keine Feinde mehr, wir wollen sie nur als Brüder ansehn!"

Bei diesen Worten umarmt er einen entwaffneten Schweizer, den er an der Hand hereingeführt hatte, und fällt, erschöpft von der Anstrengung, von der Aufregung, vom Blutverluste, ohnmächtig in den Saal hin. Die Deputirten stürzen auf ihn zu, heben ihn auf, bringen ihn wieder zu sich. Als er sich wieder stark genug fühlt, steht er auf, tritt wieder an die Schranke und sagt: „Ich fühle, daß meine Kräfte wieder zunehmen, ich ersuche die Versammlung, diesem unglücklichen Schweizer zu erlauben, daß er bei mir wohnen darf; ich will ihn schützen und nähren. So rächt sich ein französischer Patriot!"

Der edelmüthige Sinn dieses Bürgers theilt sich der Versammlung und den Galerien mit. Deputationen werden an das Volk gesandt, um dem Blutvergießen und dem Morden Einhalt zu thun. Die Schweizer, welche noch auf der Terrasse standen und der Wuth des Volks ausgesetzt waren, werden in den Hof der Feuillants geführt. Sie feuern ihre Gewehre in die Luft ab, zum Zeichen, daß

sie Vertrauen fassen und sich in Sicherheit glauben. Sie werden in die Gänge, in die Höfe und bis in die Bureaux der Versammlung gebracht. Leute, die am Kampfe Theil genommen haben, kommen einer nach dem andern herein und legen auf die Tafel des Präsidenten Silberzeug, Säcke mit Gold, Diamanten, Schmucksachen, werthvolles Geräth, selbst die in den Zimmern der königlichen Familie gefundnen Brieftaschen und Briefe nieder. Beifallsbezeigungen begrüßen diese Beweise von Ehrlichkeit. Die Waffen, das Gold, die Assignaten, die in den Kleidern der Schweizer gefunden worden sind, werden am Fuß der Rednerbühne aufgehäuft. Der König und die Königin sehen von der Loge aus mit zu, wie die in ihren geheimsten Zimmern gefundne Beute untersucht wird.

III.

Der Präsident übergibt alle diese Gegenstände Huguenin, dem Commissär der neuen Gemeine und macht ihn dafür verantwortlich. Der Kanonendonner verstummt. Das Gewehrfeuer wird schwächer. Die Petitionäre verlangen mit lautem Geschrei entweder den Kopf oder die Absetzung des Königs: „Ihr werdet der Rache des Volkes nicht eher Einhalt thun, als bis ihr Gericht über ihn haltet. Vertreter der Nation, seid unerschütterlich! Ihr habt die Verpflichtung uns zu retten! Wagt zu schwören, daß ihr das Reich retten werdet, und es wird gerettet!" So wurden Bitten gethan, die eher Befehlen glichen.

Die Girondisten, welche bis jetzt unschlüssig zwischen der Demüthigung oder dem Falle der Monarchie geschwankt hatten, sahen ein, daß sie den Thron entweder selbst umstürzen müßten, oder von ihm mit umgerissen werden würden. Vergniaud ließ Guadet den Sitz des Präsidenten einnehmen, damit die Versammlung während seiner Abwesenheit unter der Leitung eines Mitgliedes seiner Partei bleiben sollte. Die außerordentliche Commission, in der die Girondisten ihrer Wichtigkeit und ihres Talentes wegen das Uebergewicht hatten, kam ohne Verzug zusammen. Die Berathung dauerte nicht lange. Das Volk wartete. Vergniaud

ergreift die Feder und setzt schnell die Akte der provisorischen Aufhebung des Königthums auf. Er kommt wieder in die Versammlung zurück und liest unter tiefem Stillschweigen, wenige Schritte vom Könige entfernt, der ihm zuhört, den Volksbeschluß der Absetzung vor. Der Ton seiner Stimme war feierlich und ernst, sein Gesicht drückte Traurigkeit, seine Haltung Niedergeschlagenheit aus. Mochte es nun sein, daß die Nothwendigkeit, die Verurtheilung der Monarchie in Gegenwart des Monarchen zu verlesen, ihm auferlegte, Schonung und Mitgefühl zu beweisen, oder daß er Reue darüber empfand, die Ereignisse mit veranlaßt zu haben, und daß er schon fühlte, er sei das passive Werkzeug eines Verhängnisses, das mehr von ihm verlangte, als sein Gewissen zuließ, Vergniaud schien weniger den Sieg seiner Partei als seinen eignen Urtheilsspruch zu verkündigen.

„Ich bin im Begriff, sagte er, Ihnen im Namen der außerordentlichen Commission, eine sehr strenge Maßregel vorzuschlagen; aber ich berufe mich auf den Schmerz, den Sie Alle empfinden, um Sie darüber urtheilen zu lassen, wie wichtig es für das Wohl des Vaterlandes ist, daß Sie dieselbe sogleich annehmen. Die Nationalversammlung — in Betracht, daß die dem Vaterlande drohenden Gefahren den höchsten Grad erreicht haben; daß die Uebel, welche das Reich betreffen, ihre hauptsächlichste Quelle in dem Mißtrauen finden, welches das Betragen der obersten Leiter der ausübenden Gewalt in einem in seinem Namen gegen die Constitution und gegen die nationale Unabhängigkeit unternommnen Kriege einflößt; daß dieses Mißtrauen in allen Theilen des Reiches den Wunsch hat entstehen lassen, Ludwig XVI. der ihm anvertrauten Gewalt zu entheben; in Betracht nichtsdestoweniger, daß das gesetzgebende Corps seine eigne Gewalt durch keinen Rechtsübergriff vergrößern will, und daß es seinen der Constitution geleisteten Eid und seinen festen Willen, die Freiheit zu retten, nur vereinigen kann, wenn es sich auf die Souverainetät des Volks beruft — beschließt Folgendes:

Das französische Volk wird aufgefodert, einen Nationalconvent zu bilden;

Das Haupt der ausübenden Gewalt wird einstweilen seiner Funktionen enthoben; ein Beschluß, die Ernennung

eines Erziehers des Kronprinzen betreffend, wird im Laufe des Tages vorgeschlagen werden;

Die Zahlung der Civilliste findet ferner nicht mehr statt;

Der König und seine Familie bleiben im Gebäude des gesetzgebenden Corps, bis die Ruhe in Paris wieder hergestellt ist; das Departement wird den Palast Luxemburg herrichten lassen, damit der König daselbst, von den Bürgern bewacht, seinen Aufenthalt nehmen kann."

Dieser Beschluß wurde, ohne daß Verhandlungen stattfanden, angenommen. Der König hörte ihn mit an, ohne Staunen oder schmerzliche Empfindung zu zeigen. Im Augenblicke, als abgestimmt wurde, wandte er sich zu dem Deputirten Coustard, dessen Platz über der Loge des Logographe war und mit dem er sich während der Sitzung freundschaftlich unterhalten hatte. „Was Sie da thun, ist nicht sehr constitutionell," sagte der König zu ihm in einem leichten Tone, der mit der Feierlichkeit des Augenblicks in Widerspruch stand. „Ew. Majestät, das ist wahr, erwiderte Coustard, aber es ist das einzige Mittel, um Ihr Leben zu retten," und stimmte gegen Ludwig XVI. als König, indem er sich mit ihm als Mensch unterhielt.

IV.

Aber dieser Beschluß, der Monarchie und Republik auf sich selbst beruhen ließ und der sogar zu Gunsten der Monarchie abgefaßt zu sein schien, indem darin von der Ernennung eines Erziehers des Kronprinzen die Rede war, befriedigte nur halb die von den herrschenden Verhältnissen aufgeregten Gemüther. Tags vorher war er noch leidenschaftlich gewünscht worden und wurde jetzt mit Unwillen angehört.

Kaum hatte ihn Vergniaud verlesen, so kamen Petitionäre vor die Schranke, und forderten die Versammlung auf, die Absetzung eines treulosen Königs, dessen Regierung darauf ausgehe, das Blut seiner Unterthanen zu vergießen, auszusprechen. Vergniaud nahm wieder das Wort und rechtfertigte die Ausdrücke und die Bedeutung des zweideutig abgefaßten Beschlusses der Girondisten: „Es ist mir sehr lieb, sagte er, daß ich den an der Schranke befindlichen

Bürgern einige nähere Erklärungen geben kann. Die Vertreter des Volkes haben gethan, was ihnen ihre Gewalt erlaubte, wenn sie beschlossen haben, daß ein Nationalconvent berufen werden solle, um über die Absetzung zu verfügen. Einstweilen hat die Versammlung die Suspension ausgesprochen. Diese Maßregel muß dem Volke genügen, um es wegen der verrätherischen Anschläge der ausübenden Gewalt zu beruhigen. Versetzt die Suspension den König nicht in die Unmöglichkeit zu schaden? Ich hoffe, daß diese Erklärung das Volk zufrieden stellen wird, und daß es geneigt sein wird, die Wahrheit anzuhören und zu erkennen."

Die Galerien und die Petitionäre hörten diese Worte mit Gleichgültigkeit an. Der Deputirte Chodieu ließ als eine nothwendige Maßregel die Bildung eines Lagers bei Paris und die ununterbrochne Dauer der Sitzungen der Versammlung zum Beschluß kommen. Die Versammlung nahm die Ernennung der Minister vor.

Die drei girondistischen Minister, Roland, Clavière und Servan, welche der König entlassen hatte, wurden auf Brissot's Antrag, ohne vorhergehende Abstimmung, wieder eingesetzt. Ihre Ernennung war eine Rache dafür, daß der König sie abgesetzt hatte. Danton wurde zum Justizminister ernannt, Monge zum Minister des Seewesens, Lebrun zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grouvelle zum Sekretair des Ministerrathes. Monge war ein berühmter Mathematiker, Lebrun gehörte zur Kanzlei und war in der Diplomatie erfahren, Grouvelle war unbedeutend, ehrgeizig, aber nicht ganz ohne Kenntnisse. Um neun Uhr Abends kam das Ministerium zu Stande. Die Girondisten herrschten darin durch Roland, Clavière, Servan, Lebrun. Die Gemeine hielt ihnen durch Danton das Gegengewicht.

Kaum war Danton ernannt, so eilte er zu dem Rathe auf dem Stadthause, um seinen Mitschuldigen die Gewalt, welche er für sie erlangt hatte, als Huldigung darzubringen. „Ich bin von einer Kanonenkugel zum Ministerium gebracht worden, sagte er zu seinen Genossen. Ich will, daß die Revolution mit mir zur Regierung gelangt. Durch sie bin ich stark; ich würde untergehn, wenn ich mich von ihr trennte." Er berief Fabre d'Eglantine und Camille Desmoulins zu den beiden ersten Stellen seines Ministeriums:

Fabre d'Eglantine schmeichelte seinem Geiste, Camille Desmoulins seiner Stärke!

Die Versammlung ließ das Wesentliche ihrer beiden während des Tages abgefaßten Beschlüsse aufsetzen und sandte Commissäre aus, um sie bei Fackelschein in allen Straßen von Paris zu verkündigen.

V.

Am Himmel war keine Wolke; die Abendkühle und die fieberhafte Aufregung, welche die Ereignisse des Tages hervorgebracht hatten, ließen die Leute aus ihren Häusern herauskommen, um während der Sommernacht frische Luft zu schöpfen. Die Neugierde, zu erfahren, was in der Versammlung vorging, und das Schlachtfeld des am Morgen stattgefundenen Kampfes zu besuchen, trieb unwillkürlich die Müßiggänger, die jungen Leute, die Weiber aus den entfernteren Stadttheilen nach den Quais, den Champs Elysées und den Tuilerien. Lange Reihen von friedlichen Spaziergängern zogen in den Alleen und unter den Bäumen der Tuilerien umher. In den Höfen wurden Geräthschaften verbrannt und Flammen und Rauch stiegen an den Dächern des Schlosses in die Höhe und erleuchteten die Ufer der Seine. Die an den Palast angebauten Gebäude brannten an der Seite des Pavillon de Flore. Ein funfzehnhundert Ruthen haltender brennender Platz, der von Spritzenleuten und von Sappeurs umstellt war, ließ Funken und Flammen bis über die Galerie des Louvre steigen und jeden Augenblick drohte das verwüstete Schloß in Brand zu gerathen. Das Feuer, welches sich zwischen dem Pont Neuf und der Brücke Ludwig's XVI. in der Seine spiegelte, gab dem Wasser das Ansehn eines Blutstroms. Karren, die von Agenten der Gemeine begleitet wurden, fuhren auf den Champs Elysées, auf dem Platze Ludwig's XV., im Garten, in den Höfen herum, und es wurden die viertausend Leichen der Schweizer, der Marseiller, der Föderirten darauf geladen, die an einigen Stellen haufenweise übereinander lagen und dadurch anzeigten, wo der Kampf am mörderischesten gewüthet hatte. Die Frauen, die sich geputzt hatten, als ob ein Festtag wäre, scheuten sich nicht, an diese Karren heranzu-

treten und die Opfer des Blutbades, das am Morgen stattgefunden hatte, zu besehen. Das Volk, dessen traurige Stimmung nicht einen ganzen Tag über dauert, betrug sich, als ob nichts Besonderes vorgefallen wäre, und man konnte das dumpfe Geräusch und das Zischeln hören, welches sich gewöhnlich bemerkbar macht, wenn es sich zahlreich auf öffentlichen Plätzen einfindet. Die Theater waren offen, und die Zuschauer drängten sich an den Thüren derselben, als ob für die Stadt der Fall einer Herrschaft ebenfalls ein Schauspiel gewesen wäre, das sie schon vergessen hatte.

Die Marseiller, die Brester, die Haufen der Vorstädte zogen sich in ihre entlegenen Quartiere und in ihre Kasernen zurück. Sie hatten ihr Tagewerk vollbracht; sie hatten mit mehr als dreitausend sechshundert Leichen der Revolution uneigennützig einen Tribut gebracht, wofür erst ihre Kinder den Lohn empfangen sollten.

VI.

Diese Soldaten und dieses Volk hatten nicht gekämpft, um die Gewalt an sich zu reißen, und noch weniger, um Beute zu machen. Sie kehrten mit leeren Händen, mit müden Armen in ihre Werkstätten zurück. Sie waren Arbeiter der Freiheit und hatten ihr einen Tag geopfert. Sie stritten für sie, ohne sie recht zu verstehen; es war ihnen gleichgültig, ob sie Gewalt erlangten, ob Monarchie oder Republik bestehe; sie waren unfähig, die Worte zu deuten, für die sie starben, aber sie wurden, wie von einer höhern Ahnung des Schicksals, das sie für die Menschheit erkämpften, vorwärts getrieben. Die Bourgeoisie kämpfte für sich selbst, das Volk für die Ideen. Obgleich es sonderbar erscheint, so ist es doch wahr, daß, wenn die Bourgeoisie aufgeklärter war, das Volk mehr Sinn für das Ideale hatte. Der Unterschied zwischen beiden Klassen konnte nicht stärker hervortreten, als es durch ihr Betragen während des Tages geschehen war. Die aus der Bourgeoisie, der Partei La Fayette's, der Girondisten, Péthion's bestehende Nationalgarde hatte weder zu verhindern noch zu handeln, weder anzugreifen noch zu vertheidigen gewußt. Auf der einen Seite fürchtete sie den Sieg des Volks, auf der

andern Seite beneidete sie den Hof und die Aristokraten, wenn sie die Oberhand behalten sollten, und hatte nur für sich selbst Partei ergriffen. Sie war mit Mühe versammelt worden, zeigte Unentschlossenheit bei allen ihren Bewegungen, weigerte sich den ersten Schritt zu thun, um die Republik herbeizuführen, versagte dem König ihren Beistand; sie war mit dem Gewehr im Arm, zwischen den König und den Vorstädten stehen geblieben, ohne dem Zusammenstoße vorzubeugen und ohne den Sieg zu entscheiden, dann hatte sie sich feige auf die Seite der Sieger gewandt und nur auf Flüchtlinge geschossen.

Jetzt kehrte sie gedemüthigt und bestürzt in ihre Läden und ihre Schreibstuben zurück. Sie war mit Recht vom Volke überholt worden. Sie machte blos noch eine Vereinigung von Truppen der Revolution aus, welche zum Staate da waren, und die dazu beordert wurden bei allen ihren Ereignissen, bei allen ihren Festen, bei allen ihren Verbrechen gegenwärtig zu sein; sie war eine lebende, unnütze Dekoration, welche allen Maschinisten der Revolution zur Verfügung stand.

VII.

Seit dem Abend des 10. August war die Nationalgarde verschwunden. Piken und zerlumpte Anzüge hatten an den Thoren und in den Paris durchstreifenden Patrouillen die Bajonnette und Uniformen der Bürger ersetzt. Die Marseiller und die Föderirten waren die einzigen, welche diesen bewaffneten Volkshaufen ein einigermaßen militairisches Ansehen gaben. Santerre, der in seinem Aeußern die schmuzige Einfachheit eines Generals der Vorstädte zur Schau trug, um gegen den militairischen Prunk La Fayette's abzustechen, ritt auf einem plumpen schwarzen Pferde, das eher ein Ackergaul als ein Schlachtroß war, durch Paris. Zwei oder drei Arbeiter aus seiner Brauerei begleiteten ihn und dienten ihm als Adjutanten an der Stelle des glänzenden, von jungen Offizieren aus der Aristokratie oder aus dem vornehmen Handelsstande gebildeten Generalstabes, mit dem sich der General des Marsfeldes immer umgeben hatte. Santerre's zerdrückter Hut, seine angelau-

fenen Epaulettes, die kupferne Scheide seines Säbels, seine abgeschabte, schlecht sitzende Uniform, seine offene Brust, sein gewöhnliches Betragen schmeichelte der Menge. Sie liebte Santerre, da sie ihn wie ihres Gleichen ansah. Westermann untersuchte, in einem mehr militairischen Aufzuge, von Fournier l'Américain, Barbaroux und Rebecqui begleitet, die Posten der Föderirten und der Marseiller.

Die Agenten der Gemeine von Paris, welche gedrängt wurden, die Blutspuren verschwinden zu lassen und die Todten bei Seite zu schaffen, damit nicht der Anblick der Leichname am andern Tage die Rache des Volkes wieder anfachen und damit das Morden, dem man Einhalt thun wollte, nicht aufs neue seinen Anfang nehmen möchte, hatten Haufen von Arbeitsleuten auf den Carrouselplatz geschickt, um das Schlachtfeld zu reinigen. Gegen Mitternacht errichteten diese Leute aus brennendem Holzwerke, aus den Bettstellen der Schweizer Garden des Hôtel de Brionne, aus den Geräthschaften des Palastes große Scheiterhaufen. Hundertweise warfen sie die Leichen hinein, die auf dem Carrouselplatze, in den Höfen, im Vorhause, in den Zimmern herumlagen. Schweigend standen sie um den brennenden Haufen herum, schürten das Feuer an und warfen immer neue Trümmer und immer neue Leichen hinein. Schweizer und Marseiller, Royalisten und Republikaner, Adlige und Volk — Alles war beim Anbruche des Tages von den Flammen verzehrt. Das Pflaster wurde abgewaschen und die Asche in die Seine gekehrt. Die Nacht, das Wasser, das Feuer hatten Alles verschwinden lassen. In der Stadt nahm Alles wieder seinen gewöhnlichen Gang und die Katastrophe der Monarchie hinterließ keine andern Spuren, als einen verlassenen Palast, Thore ohne Wachen, öde Fenster und die Löcher, welche die Kartätschen in die alten Mauern der Tuilerien geschlagen hatten.

VIII.

Um zwei Uhr Morgens hob die Versammlung ihre Sitzung auf. Bis dahin war die königliche Familie in der Loge des Logographe geblieben. Welche Dauer diese sechszehn Stunden lange Sitzung für den König, die Königin,

die Prinzessin Elisabeth und ihre Kinder haben mußte, unter welchen Seelenerschütterungen sie diese ganze Zeit über dabei zugegen waren, das kann nur Gott allein ermessen. Der plötzliche Fall, die so lange dauernde Ungewißheit, der Wechsel von Furcht und Hoffnung, die Schlacht, die vor den Thoren geliefert wurde und die ihretwegen geschah, ohne daß sie nur die Kämpfenden sehen konnten, der Kanonendonner, das Gewehrfeuer, das sich entfernte, sich näherte, dann wieder sich entfernte, wie die Hoffnung mit dem Sterbenden ihr Spiel treibt, der Gedanke an die Gefahren, welche ihren im Schlosse gelassenen Freunden drohten, die Aussicht in die Zukunft, die ihnen mit jedem Augenblicke dunkler und unergründlicher erschien, die Unmöglichkeit, in einem Augenblicke, wo alles den Menschen vorwärts treibt, handeln und sich regen zu können, die Scheu, sich mit einander zu unterhalten, die unerschütterliche Haltung, welche ihnen Sorge um ihre eigene Würde auferlegte, Furcht, Freude, Verzweiflung, Rührung und, als größte Qual, die Blicke ihrer Feinde, die beständig auf sie gerichtet waren, um auf ihrem Gesichte den Ausdruck einer Regung ihrer Seele, die als Verbrechen gedeutet werden konnte, zu bemerken, oder sich an ihrer Angst zu weiden — Alles dies ließ diese ewig langen Stunden zum wahren Todeskampfe des Königsthums werden. Lange dauerte der Fall vom Throne bis zum Schaffot; tief, furchtbar war er. Nirgends wurde er mehr gefühlt wie hier. Der erste Streich trifft schmerzlich und niederschmetternd, die andern tödten nur.

Wenn man berücksichtigt, was die unglückliche, nach einer schlaflosen Nacht in diesem, einem Gefängnisse ähnlichen Raume, eingeschlossene Familie außer diesen Seelenqualen auch physisch auszuhalten hatte; wenn man sich vorstellt, welche heiße, verdorbne Luft unter drei- oder viertausend zusammenströmenden Personen in der Loge herrschen mußte, wie die in dem Gange von Außen drängende Menge jeden Zug verhinderte; wie die königliche Familie von Durst, von Beengung, von Hitze zu leiden hatte, wie die Liebe, welche sie zu einander hegten, die Leiden eines Jeden vervielfältigte, dann sieht man ein, daß dieser Tag allein hätte die Rache für lange getragene Sklaverei sättigen können.

IX.

Mit Ausnahme des Königs, der zu Anfang der Sitzung fast unwillkürlich Appetit empfunden hatte, nahm Niemand von der königlichen Familie während des Tages und der halben Nacht Nahrung zu sich. Selbst die Kinder vergaßen den Hunger. Mehrere mitleidige Deputirte und die Aufseher des Saales ließen ihnen von Zeit zu Zeit einige Früchte und einige Gläser Eiswasser zukommen. Die Königin und ihre Schwester benetzten nur ihre Lippen; sie schienen nur mit dem König beschäftigt.

Der König stützte sich vorn in der Loge auf, wie Jemand, der einem großen Schauspiele beiwohnt und schien schon mit seiner Lage vertraut zu sein. Er machte scharfsinnige und unparteiische Bemerkungen über die Umstände, die Anträge, die Abstimmungen, welche bewiesen, wie er sich selbst wie eine andre Person ansah. Er sprach von sich selbst, wie er von einem Könige gesprochen haben würde, der tausend Jahre vor ihm gelebt hätte; er beurtheilte die gegen ihn gerichteten Schritte des Volkes, wie er die von Cromwell und von dem langen Parlament gegen Karl I. gerichteten Schritte beurtheilt haben würde. Die Ergebung, welche er besaß, ließ ihn in dem Augenblicke, wo die Partei, welche ihn opferte, gegen ihn einschritt, eine so außerordentliche Unparteilichkeit zeigen. Er sprach oft mit gedämpfter Stimme mit den ihm zunächstsitzenden Deputirten, unter andern mit Calon, Aufseher des Saales, mit Coustard und mit Vergniaud. Ohne die Farbe zu wechseln, ohne in seinen Blicken und in seiner Haltung eine Veränderung zu zeigen, hörte er die gegen ihn gerichteten Reden und den Beschluß seiner Absetzung mit an. Man hätte sagen können, daß er den Kopf nicht bewegte, als seine Krone herunterfiel. Es ließ sich selbst trotz des Ernstes und der Traurigkeit des Augenblicks geheime Freude auf seinem Gesichte bemerken. Er holte tief Athem, als ob eine Last von seinem Herzen genommen worden wäre. Die Herrschaft war für ihn mehr eine Pflicht, als eine Befriedigung seines Stolzes. Er fühlte sich durch den Verlust seiner Würde erleichtert.

Die Prinzessin Elisabeth, die, was die politische Ka-

tastrophe betraf, theilnahmlos war, suchte nur einigermaßen die traurige Lage zu erheitern. Sie hielt die Hand der Königin in der ihrigen; ihr wehmüthiges Lächeln, welches von Mitgefühl zeugte, die innige Zärtlichkeit, welche aus ihren in Thränen schwimmenden Augen leuchtete, ließen ihre Nähe beruhigend auf den König und die Königin einwirken, die sich bei ihren Leiden getröstet fühlten, wenn sie ihre Blicke auf sie richteten. Ein einziges liebendes Gemüth, ein einziges Wort des Mitgefühls wiegen Haß und Beleidigung eines ganzen Volkes auf.

Die Königin war anfänglich von der Hoffnung auf die Niederlage der Aufrührer aufrecht erhalten worden. Bei dem Kanonendonner fühlte sie sich aufgeregt, wie der Held in der Schlacht; unerschrocken hörte sie das Geschrei der Petitionäre und der Galerien an, ihr Blick bot ihnen Trotz, der stolze Ausdruck ihres Mundes zeigte an, wie sie ihnen Verachtung entgegensetzte; unaufhörlich wandte sie sich mit fragenden Blicken an die sie bewachenden Offiziere, welche im Hintergrunde der Loge und im Gange waren, um von ihnen zu erfahren, wie es mit dem Schlosse, mit den Schweizern, mit den ihnen noch übrig bleibenden Streitkräften stände, um sich nach den ihr theuern Personen, die in den Tuilerien geblieben waren, und vorzüglich nach der Prinzessin von Lamballe zu erkundigen. Mit Schaudern, aber ohne zu erbleichen, hatte sie Suleau's Mord im Hofe der Feuillants, das Wuthgeschrei der Mörder, das Gewehrfeuer der vor den Thoren der Versammlung stehenden Bataillone, das Toben des Volkes, welches in den Gang dringen und sie selbst hinopfern wollte, mit angehört. So lange der Kampf dauerte, hatte sie sich aufgeregt gefühlt, als ob sie selbst dabei gegenwärtig wäre. Als die letzten Kanonenschüsse verhallt waren, als sie das Siegesgeschrei des Volks hörte, als sie ihre Schmuckkästchen, ihre Juwelen, ihre Brieftaschen hereinbringen, ihre Geheimnisse ans Licht gezogen und entweiht sah, hatte sich ihrer dumpfe Niedergeschlagenheit bemächtigt, aber ihr Stolz hatte sie nicht verlassen. Sie ertrug schweigend ihre Niederlage, sie ergab sich nicht darein, wie der König. Ihr Rang machte einen Theil von ihr selbst aus; ihn verlieren war für sie so viel als sterben. Der von Vergniaud ausgesprochene Beschluß der Suspen-

sion war für sie wie ein Axtschlag auf ihr Haupt gewesen. Sie schloß einige Augenblicke die Augen, als ob sie sich sammeln wollte, um ihre Demüthigung zu ertragen, dann hob sie ihr Haupt stolzer wieder empor, wie wenn ein neues Diadem darauf gestrahlt hätte. Sie sammelte ihre ganze Kraft, um sich über ihre Feinde zu erheben, indem sie ihre Streiche, die sie nur in so weit fühlte, als sie die Andern trafen, verachtete.

X.

Funfzig treue und auserwählte Männer waren mit dem König in den Saal gekommen. Sie bildeten im Gange, an der Thüre der Loge, eine Wache in der unmittelbaren Nähe des Königs. Die Minister, der Prinz v. Poix, Hr. v. Choiseul, v. Aubier, v. Affry, v. Aubigny, v. Viomenil, Carl, Kommandant der Gendarmerie, und einige Diener des Königs standen daselbst, indem sie bereit waren, seine Befehle zu erfüllen und für ihn zu sterben, um sein letzter Schutz zu werden, wenn das Volk vielleicht in die zum Saale führenden Gänge eindränge. Diese edeln Männer, die Zeugen der Angst waren, welche die königliche Familie auszustehen hatte, theilten ihnen heimlich Nachrichten über das, was draußen vorfiel, mit. Die Uniform der Nationalgarde und der Armee, mit der sie bekleidet waren, erlaubte ihnen, in der Nähe der Versammlung herumzugehen, so daß sie ihre Gebieter von allen Vorfällen in Kenntniß setzen konnten.

Gegen sechs Uhr wurden die ehemaligen Minister vorgefordert; sie nahmen traurig vom Könige Abschied und zogen sich zurück, um ihre Verwaltung aufzugeben und an den hohen Nationalgerichtshof zu Orleans zu gehen. Nicht lange darauf wurde v. Affry, Kommandant der Schweizer, von Commissären der Gemeine abgerufen und nach der Abtei gebracht. Aubigny, der sich unter die Haufen gemischt hatte, welche auf dem Platze Ludwigs XV. die Bildsäulen der Könige umstürzten, ließ seinen Unwillen darüber auf seinem Gesichte bemerkbar werden und wurde neben dem Denkmale, dessen Entweihung er beklagte, ermordet. Hr. v. Choiseul gerieth zwei Mal in Lebensgefahr, als er hinausging, um die Schweizer zu sammeln, und als er wiederkam, um den

König mit seinem Degen zu schützen. Bald darauf ließ sich ein starkes Geräusch an der Thüre hören; der König wandte sich um und fragte unruhig, was dieser Lärm zu bedeuten habe? Carl, Commandant der Gendarmerie, eilte hinaus. Er kam nicht wieder zurück. Der König, der sich nach ihm umsah, um seine Antwort zu hören, erfuhr mit Entsetzen, daß er todt wäre. Die Königin bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Jeder ihrer Befehle trug zu dem Unglücke ihrer Freunde bei. Es wurde immer leerer um sie herum, der Mord lichtete die Reihen, der Tod rückte ihnen immer näher.

Wie viele Herzen, die noch am Morgen für sie schlugen, waren jetzt erkaltet. Die Dunkelheit des Saales, der Schein des Brandes bei den Tuilerien, der die Fenster und die Mauern der Reitbahn beleuchtete, die Aufregung der so lange dauernden Sitzung, die Nacht, die stets unheimlicher ist, als der Tag, ließen die düstersten Gedanken in ihnen entstehen. Seit einigen Stunden herrschte Grabesstille in der Loge. Nur das Kritzeln der Federn der Redakteure ließ sich hören, welche hastig alles, was im Saale gesprochen wurde und was daselbst vorfiel, aufschrieben. Der trübe Schein der auf ihrem Tische stehenden Lichter ließ den Dauphin sehen, der auf dem Schooße der Königin lag und ruhig schlief, während über Beschlüsse verhandelt wurde, die ihm die Krone und das Leben raubten.

XI.

Um ein Uhr Nachts holten die Aufseher des Saals den König und seine Familie ab, um sie in die Wohnung zu bringen, die seit Erlassung des Beschlusses der Absetzung in der Eile für sie hergerichtet worden war. Commissäre der Versammlung und die seit dem Morgen sie bewachende Abtheilung der Nationalgarde begleiteten sie. Ein Beamter des königlichen Hauses nahm den Dauphin auf und trug ihn schlafend hinter der Königin her.

Diese Wohnung, die eher einem Kloster oder einem Gefängnisse, als einem Palaste ähnlich war, befand sich in dem obern Stockwerk des ehemaligen Klosters der Feuillants über den Bureaux und den Comités der Versammlung. Sie bestand aus vier neben einander liegenden Zimmern, vor de-

nen ein großer vor den Zellen der Mönche befindlicher Gang sich erstreckte. Diese Zimmer, welche seit Aufhebung der Mönchsorden unbewohnt gewesen waren, waren leer, wie die in Häusern, welche schon seit langer Zeit von ihren Bewohnern verlassen worden sind. Der Architekt der Versammlung hatte auf Befehl der Aufseher des Saales in der Eile einiges Hausgeräth aus seiner eignen Wohnung hinbringen lassen, einen Speisetisch, einige Stühle, vier Bettstellen ohne Vorhänge für den König, die Königin, den Dauphin und seine Schwester; Matrazen, die auf dem mit Steinen belegten Fußboden lagen, machten das Lager der Prinzessin Elisabeth und der Erzieherin der königlichen Kinder aus; es war gleichsam ein von einem bedeutungsvollen Tage bis zu einem andern Tage der Krise dauernder Aufenthalt in einem Lager auf dem Schlachtfelde, neben dem verwüsteten Palaste unter den Augen des siegreichen Volkes. Der abschreckende Anblick dieser Wohnung, ihre Leere ließ nur zu sehr die königliche Familie sehen, daß sie von jetzt an sich darauf gefaßt machen müßte, eher in einem Kerker, als in einem Palaste ihren Aufenthalt zu nehmen! Hr. v. Briges, v. Aubier, v. Goguelat, der Prinz v. Poix, der Herzog v. Choiseul nahmen die erste Stube ein, welche als Vorzimmer diente. Sie lagen vor der Thüre des Königs auf ihren Mänteln und waren die Letzten, welche ihn während seines Schlummers bewachten.

Der König legte sich halb angekleidet in der zweiten Stube nieder. Da er keine Nachtkleider besaß und da die zu seiner Toilette gehörigen Geräthschaften im Schlosse geplündert worden waren, so mußte ihm eine Serviette als Kopftuch dienen. Die Königin schlief mit den Kindern in der dritten Stube. Die Prinzessin Elisabeth, Frau v. Tourzel und die Prinzesin v. Lamballe, welche während des Abends sich mit der königlichen Familie vereinigt hatte, blieben in dem daran stoßenden Zimmer und verbrachten die Nacht, indem sie an ihrer Thüre wachten, weinten und beteten.

Der hohe und weitläufige Raum, auf den die Zimmer gingen, diente den höhern Offizieren, der aus funfzig Mann bestehenden Garde und den Dienern des Königs Hue und Chamilly als Aufenthalt. Ludwig XVI., seine Familie und sein Gefolge berührten das Essen nicht, welches ihnen

gebracht worden war. Der König, die Königin und die Prinzessin Elisabeth unterhielten sich noch eine Zeitlang im Geheimen und ohne Zeugen, dann suchten sie einige Augenblicke zu schlafen, nachdem sie sechsunddreißig Stunden gewacht hatten, während welcher Zeit die Kräfte ihres Geistes und ihres Körpers erschöpft worden waren. Ihr Schlaf dauerte nicht lange, das Erwachen war schrecklich.

XII.

Als die Königin aufwachte, drangen bereits heiße Sonnenstrahlen bis an ihr Bett, das mit keinem Vorhange umgeben war; sie sah die düstern Dächer, die öden Fenster, das unwirthliche Zimmer, die Strohstühle, die unordentlich auf fast ärmlichen Geräthschaften herumliegenden Kleider, und schloß die Augen wieder, um sich selbst einen Augenblick zu überreden, daß alle Ereignisse des vergangenen Tages und aller Schrecken, den sie ausgestanden hatte, nur ein Traum gewesen war. Die Stimmen der Kinder, ihre Liebkosungen entrissen sie diesem halbwachen Zustande. Die Prinzessin Elisabeth führte sie vor ihr Bette. Der Königin wurde mitgetheilt, daß die Stunde der Sitzung herannahe, und daß die Versammlung verlange, die königliche Familie solle dabei denselben Platz einnehmen, wie am vorigen Tage. Einige ihrer Frauen, denen die Aufseher des Saales am Morgen erlaubt hatten, zu ihrer Gebieterin zu gehen, wurden zu derselben Zeit bei ihr eingeführt. Indem sie durch das Zimmer des Königs kamen, sahen sie ihn neben seinem Bette sitzen, wie seine in Unordnung gerathnen Haare wieder zurecht gemacht wurden. Es wurden ihm die Haare abgeschnitten. Er nahm einige Locken und gab sie den treuen Dienerinnen der Königin; es war das einzige Geschenk, das er ihnen machen konnte und das nur durch die Gesinnung Werth erhielt. Sie wollten ihm die Hand küssen, er zog sie aber zurück und umarmte sie. Das gemeinschaftliche Unglück hatte den Abstand zwischen dieser Familie und ihren Dienern verschwinden lassen.

Die Frauen zerflossen in Thränen, als sie die Königin von Frankreich erblickten, wie sie auf einem Feldbette lag und von einer Fremden, der Hüterin dieses verlassenen

Klosters, bedient wurde. Die arme Magd, die eingeschüchtert und gerührt war, da sie solche Größe und solches Unglück ansehen mußte, suchte durch Sorgfalt und durch ehrerbietiges Betragen ihre Ungeschicklichkeit wieder gut zu machen. Marie-Antoinette streckte die Arme nach ihren Freundinnen aus und fing an zu schluchzen. Lange blieb sie ohne aufzusehen und ohne zu sprechen; sie schämte sich denen gegenüber, die sie noch Tags vorher in ihrem Prunke und ihrem Glanze gesehen hatten, ihrer Demüthigung. „Kommt, ihr unglücklichen Frauen, sagte sie endlich, kommt her und seht eine Frau, die noch unglücklicher ist, wie ihr, da sie euer Aller Unglück herbeigeführt hat.“ Hierauf umarmte sie ihre Tochter und den Dauphin, welche Frau v. Tourzel zu ihr brachte und fügte hinzu: „Die armen Kinder! wie grausam ist es nicht, ihnen eine so herrliche Erbschaft versprochen zu haben, und zu sagen: Das lassen wir ihnen, Alles hört mit uns auf.“ Sie erkundigte sich hierauf auf das Genaueste nach dem Schicksale Paulinens v. Tourzel, der Frau von Laroche-Aymon, der Herzogin v. Luynes und aller Personen ihres Hofstaates, die sie in den Tuilerien zurückgelassen hatte.

XIII.

Der Tod ihrer Diener, die auf der Schwelle ihrer Wohnung ermordet worden waren, zerriß ihr das Herz und sie beweinte sie aufrichtig. Während des Ankleidens erzählte sie die Eindrücke, welche sie während der Sitzung empfunden hatte. Sie beklagte sich in einzelnen Andeutungen darüber, daß dem Könige natürliche Würde fehle, weshalb er, seit er in den Händen der Versammlung wäre, nicht alle die Majestät gezeigt hätte, welche sie so gern seinen Feinden gegenüber an ihm gesehen hätte. Sie bedauerte, daß er so öffentlich seinen Hunger gestillt und so vor dem Volke eine scheinbare Sorglosigkeit und Gefühllosigkeit, die seinem Herzen fremd war, gezeigt hätte. Einige Deputirte, die ihr ergeben waren, hatten sie davon in Kenntniß gesetzt, daß ein solches Vergessen der Umstände von Seiten des Königs einen unangenehmen Eindruck machen würde; aber da sie, wie sie sagte, überzeugt war, daß eine solche Ermah-

nung, bei seiner derben, sinnlichen Natur, ohne Erfolg sein würde, so hatte sie ihm nichts davon gesagt, um ihn nicht bei so vielen Leiden noch eine solche Demüthigung erdulden zu lassen. Die Uhr und die Börse der Königin waren während des ungestümen Zuges von dem Schlosse in die Versammlung verloren gegangen; sie lieh sich die Uhr einer ihrer Damen, und bat Madame Augié, ihre erste Kammerfrau, ihr funfundzwanzig Louisdor zu leihen, um im Nothfall während ihrer Gefangenschaft dieselben verwenden zu können.

Um zehn Uhr ging die königliche Familie wieder in die Versammlung und blieb daselbst bis zur Nacht. Der am vorhergehenden Tage errungene Sieg ließ das Volk in seinen Foderungen immer weiter gehen und die Anträge wurden immer blutdürstiger. Petitionäre drangen in Menge an die Schranke vor und verlangten mit lautem Geschrei den Tod der Schweizer, welche den König begleitet und sich in das Gebäude der Feuillants geflüchtet hatten. Die Versammlung machte den Mördern die dreihundert Schlachtopfer streitig. Santerre, der von Vergniaud berufen wurde, um die Gefangenen zu beschützen, zeigte an, daß die Ermordung derer, die im Boulogner Gehölz gefangen genommen worden waren, bevorstehe. Mit wildem Geschrei verlangte das Volk an den Thoren, es solle ihm seine Beute ausgeliefert werden. „Großer Gott, welche Kannibalen!" rief Vergniaud aus.

Mitten unter diesem Lärm, der dem Geheule wilder Thiere glich, die nach Blute lechzen, zeigten sich auch Züge einer edleren Gesinnung. Leute aus dem Volke, die an dem Kampfe mit Theil genommen hatten, nahmen die Besiegten unter ihren Schutz und sorgten mit Aufopferung für ihre Rettung. Mailhe und Chabot, die abgesandt wurden, um zu den Haufen zu sprechen, wurden mit dem Rufe empfangen: „Nieder mit den Rednern!" Einen Augenblick lang bemächtigte sich Schrecken der Versammlung; die Haufen drangen in die äußeren Zugänge des Gebäudes. Vergniaud, der den Gefahren, die ihn selbst persönlich betreffen konnten, unerschrocken entgegensah, fürchtete für das Leben des Königs. Die Aufseher des Saales eilten herbei und brachten die königliche Familie in den Gang, damit das Volk, wenn

es mit den Waffen in der Hand in den Saal dränge, den König nicht gleich finden sollte. Der König, welcher glaubte, für sich und für seine Familie sei der letzte Augenblick herangenaht, dachte nur an die Rettung seiner Diener. Er beschwor sie, ihn seinem Schicksale zu überlassen und nur auf ihre eigne Sicherheit zu denken. Keiner von ihnen schlug sein Leben höher an, als seine Pflicht. Sie blieben an dem Platze, auf welchem ihnen Ehre und Treue zu leben oder zu sterben befahlen. Die Wache trieb das Volk zurück. Danton eilte herbei und drängte sich durch die Menge, indem er sie durch das Ansehn seines Namens und seine schreckende Geberden auseinander trieb. Er forderte von den Mördern nicht Großmuth, sondern Geduld. Auf sein Wort ließen die Pikenmänner ihren Blutdurst einstweilen ruhen. Danton sprach, als er in die Versammlung trat, Folgendes: „Gesetzgeber, die französische Nation hatte, des Despotismus überdrüssig, eine Revolution gemacht, aber zu edelmüthig, fügte er hinzu, indem er einen drohenden Blick nach der Stelle hinwarf, wo ihn der König mit anhörte, hat sie mit den Tyrannen unterhandelt. Die Erfahrung hat ihr bewiesen, daß von den ehemaligen Unterdrückern des Volkes keine Meinungsänderung zu erwarten sei. Sie wird ihre Rechte wieder in Besitz nehmen.... aber da, wo die Gerechtigkeit anfängt, muß die Rache eines Volkes aufhören. Ich mache mich vor der Nationalversammlung verbindlich, die, welche in ihrem Hause sind, zu beschützen. Ich werde an ihrer Spitze gehen, und ich stehe für sie ein."

Bei den letzten Worten warf er einen flüchtigen und stolzen Blick auf die Königin, als ob unter den verletzenden Ausdrücken seiner Rede und unter seiner verächtlichen Miene ein geheimes Einverständniß oder übermüthiges Mitleiden verborgen gewesen wäre.

XIV.

Die Versammluug und die Galerien klatschten ihm Beifall zu, das außenstehende Volk bestätigte durch seinen Zuruf, was sein Liebling versprochen hatte, und die Schweizer wurden bis zum 2. September gerettet. Péthion folgte auf Danton. Seine scheinbare Gefangenschaft hatte ihr Ende

erreicht und er kam, um bei der Gemeine den Schatten einer Autorität, die er nur noch dem Namen nach hatte, wieder in Besitz zu nehmen. Am Tage vorher war er den Aufrührern nützlich gewesen, von jetzt an stand er ihnen im Wege. Er stellte sich der Versammlung gegenüber, als ob er noch die Macht inne zu haben glaubte, die ihm entwich. Wenn das Werk vollbracht ist, wird das Instrument zerbrochen. Péthion war nur der schüchterne Mitschuldige bei einer Verschwörung, die ihre Vollendung gefunden hatte; er war gleichsam ein dem Könige gegenüber errichteter Strohmann gewesen; an dem Tage, wo der König verschwand, war Péthion nicht mehr. Umsonst suchte er die Forderungen der Commissäre der Gemeine zu mäßigen und die Gewalt ihrem gesetzlichen Mittelpunkte, nämlich der Versammlung, wieder näher zu bringen. Die Commune schickte unter der Form von Bitten Befehle an das gesetzgebende Corps. Die Girondisten standen nur, wie Péthion, dem Schein nach an der Spitze einer Revolution, die sie überholte. Sie nahmen nur einen Ehrenposten ein; die wirkliche Gewalt fehlte ihnen.

Am vorhergehenden Tage hatten sie den Beschluß erlassen, daß Ludwig XVI. während der Suspension das Luxemburg bewohnen sollte. Dieser Palast erinnerte zu sehr an die höchste Regierungsgewalt, deren Bild die Gemeine bei dem Volke in Vergessenheit bringen wollte. Sie stellte dem gesetzgebenden Corps vor, daß sie für den König nicht verantwortlich sein könnte, wenn er in einem so weitläufigen Gebäude wohne, dessen ungeheuere unterirdische Gewölbe eine Entweichung oder andere Anschläge erleichtern konnten. Die Versammlung, um dem Anscheine nach die Unabhängigkeit ihrer Entschlüsse zu retten, beauftragte eine Commission, die Wohnung des Königs zu bestimmen. Diese Commission entschied dahin, daß die gefangene Familie den Palast des Justizministers auf dem Vendomeplatz bewohnen sollte. Dieser Palast konnte durch seine Lage im Mittelpunkte von Paris und auf dem Platze, wo die Musterungen über die Truppen gehalten wurden, dazu beitragen, die Gedanken zu sehr auf eine Gewalt zu richten, welche dem Volke und den Soldaten zu zeigen, mit Gefahr verknüpft war. Die Gemeine weigerte sich, diesen Beschluß zur Ausführung zu bringen. Manuel verlangte in ihrem Namen, daß dem als Geißel

dienenden Könige der Tempel zur Wohnung angewiesen werden solle, wo er einsamer und der Aufregung der Stadt ferner sein würde. Die Versammlung gab nach. Die Wahl des Tempels zeigte an, in welchem Geiste die Gemeine die Tags vorher stattgefundenen Ereignisse gedeutet hatte. Statt einer Wohnung war er ein Gefängniß.

XV.

Die Girondisten hatten das Königthum nur suspendirt, die Gemeine erniedrigte es. Roland und seine Freunde wollten sich gegen die Allgewalt des Rathhauses einen Schutz verschaffen, indem sie den Rath des Departements einsetzten und diesem Rathe den Einfluß und die Aufsicht ertheilten, welche ihm die Constitution in Bezug auf das Municipalcorps verlieh. Sie ließen diesen Antrag durch einen ihrer unbedeutendsten Anhänger machen, um die Hand zu verbergen, welche den Streich führte. Die Gemeine erkannte diese Hand und kam zuvor. Dreimal während des Tages schickte der Municipalrath und verlangte erst unterthänig, dann bestimmt, endlich übermüthig die Wiederrufung des Beschlusses, der seine Allgewalt bedrohte. Die letzte Aufforderung war kurz und drohend, wie der Befehl eines Gebieters. Es wurde ihr Folge geleistet.

Andere Deputationen der Gemeine kamen hierauf und verlangten die Bildung eines Martialgerichts, um das Blut des Volkes zu rächen. Die Versammlung suchte die Antwort darauf zu umgehen. „Wenn auf dieses Decret nicht angetragen wird, sagte kalt der Redner der Gemeine, so haben wir Auftrag zu warten.“ Robespierre erschien im Namen der Sektion des Vendomeplatzes an der Schranke: „Volk, — sagte er, indem er darauf anspielte, daß die Bildsäulen des Königs auf den öffentlichen Plätzen zerstört wurden, wenn die Tyrannei auf dem Boden liegt, dann hüte dich, ihr Zeit zu lassen, sich wieder zu erheben. Wir haben die Bildsäule eines Despoten fallen sehen, unser erster Gedanke ist, da, wo sie stand, ein Denkmal der Freiheit zu erheben. Die Bürger, welche bei der Vertheidigung des Vaterlandes sterben, nehmen die zweite Stelle ein. Die ersten nehmen die ein, welche sterben, um das Vaterland im Innern frei zu machen.“

Der Preuße Anacharsis Clootz endlich, ein herumziehender Philosoph, der auf der Erde seine Lehre zu verbreiten suchte und ihr sein Vermögen und sein Blut opferte, ließ im Namen des menschlichen Geschlechtes zum ersten Male in der Versammlung hören, welchen Eindruck der 10. August auf die der Knechtschaft überdrüssigen Völker gemacht hatte. Clootz trieb seine leidenschaftliche Liebe zur Menschheit bis zum Wahnsinn. Aber dieser Wahnsinn hatte Hoffnung und Wiedergeburt zum Gegenstande. Die Skeptiker fanden ihn lächerlich, die Patrioten gewöhnlich, die Politiker nannten ihn einen Utopisten. Indeß irrte sich Clootz nur in der Zeit. Die utopistischen Träume sind oft vorzeitige Wahrheiten. Die von den Erschütterungen der Gegenwart erregten und von der Hoffnung fanatisirten Gemüther erfreuten sich an idealen Aussichten in die Zukunft. Der Philosoph wurde ungestört angehört und die tröstenden Ideen, die er, gleichsam wie ein Regenbogen an einem blutigen Himmel erscheint, vorbrachte, ließen für einige Augenblicke den Kampf der Parteien und das Beil der Mörder ruhn.

XVI.

Als dieser zweie Tag verstrichen war, wurde der König in das Gebäude der Feuillants geführt. Die Beweise von Mitleiden und Zuneigung, welche ihm von den Wachen, die ihn begleiteten, zu Theil wurden, machten die Gemeine und die Jacobiner besorgt. Santerre löste diesen Posten ab und wählte an ihrer Statt solche Männer, deren Herz der Nachsicht unzugänglich war und die unversöhnliche Gesinnung gegen einen entthronten Tyrannen hegten. Die ernsten Mienen der Wachen, die ihnen ertheilten strengen Befehle machten dem König diese Aenderung bald bemerkbar. Der Girondist Grangeneuve, Mitglied des Aufsichtscomités, dessen Bureau in demselben Gebäude war, in welchem sich die Zimmer des Königs befanden, gerieth in Unruhe über das ehrerbietige Betragen und die Rührung, welche die wenigen Freunde, die um die königliche Familie waren, zeigten. Er glaubte, es wäre ein Anschlag im Werke, den König zu befreien. Er theilte dies seinen Kollegen mit. Die mistrauischste Tyrannei ist die, welche erst seit kurzer Zeit besteht. Der

Comité theilte die Besorgniß Grangeneuve's oder stellte sich so. Er befahl, alle Personen, die nicht unmittelbar zur Bedienung des Königs gehörten, sollten sich entfernen. Dieser Befehl versetzte die edeln Gefährten seiner Gefangenschaft in Bestürzung. Der König ließ die Aufseher des Saales zu sich berufen. „Ich bin also Gefangner, meine Herren, sagte er zu ihnen mit Bitterkeit. Karl I. war glücklicher als ich; man ließ ihm seine Freunde, bis er aufs Schaffot ging." Die Aufseher antworteten nichts und senkten das Haupt. Ihr Stillschweigen sprach deutlich genug.

Der König wurde ersucht, in den Saal zu treten, wo das Abendessen der königlichen Familie aufgetragen war. Seinen Freunden wurde erlaubt, ihn dahin zu begleiten. Es war das letzte Mal, daß der König und die Königin mit Hofetiquette von fünf hinter ihnen stehenden Edelleuten bedient wurden; diesmal war es ein rührender Anblick, denn der Dienst war freiwillig. Die Ehrerbietung steigerte sich mit dem Misgeschicke. Trauriges, düsteres Schweigen herrschte bei diesem letzten Mahle. Gebieter und Diener sahen voraus, daß sie sich bald für immer trennen müßten. Der König aß nichts. Er blieb mit Willen so lange wie möglich an der Tafel sitzen, um noch einige Minuten länger seine Freunde um sich herum zu sehen. Die Unterhaltung mußte endlich abgebrochen werden. Der König wußte, daß die Edelleute Gefahr liefen, unten auf der Treppe gefangen genommen zu werden. Die Ungewißheit über ihr Schicksal vermehrte noch das Schreckliche seines eigenen. Endlich brach er in Thränen aus, sah sie an und versuchte zu sprechen; aber er war so ergriffen, daß er es nicht vermochte. — „Trennen wir uns, sagte die Königin; erst in diesem Augenblicke fühlen wir ganz, wie traurig unsere Lage ist. Bis jetzt hat Ihre Ehrerbietung und Ihre Sorgfalt sie uns weniger bemerkbar gemacht und gemildert. Möge Gott Ihnen einen Lohn dafür zu Theil werden lassen, den" — — — Schluchzen erstickte ihre Stimme. Sie ließ ihre Kinder von den letzten Dienern ihrer Familie umarmen. Die Edelleute stiegen eine verborgene Treppe hinab. Einer nach dem andern ging verkleidet zum Hause hinaus und verlor sich unbemerkt unter der Menge.

XVII.

Hr. v. Rohan-Chabot, La Fayette's Adjutant, war während der beiden Tage und der beiden Nächte in der Uniform eines Nationalgardisten vor der Thüre des Königs geblieben. Als er das Gebäude der Feuillants verließ, wurde er erkannt und verhaftet und in das Gefängniß der Abtei geworfen, welches ihm die Mörder erst im September wieder öffneten. Die Königin, ihre Schwester, ihre Kinder, die Alles, was ihnen gehörte, bei der Plünderung verloren hatten, erhielten von der Gemahlin des englischen Gesandten Wäsche und Kleidungsstücke, deren sie bedurften. Die königliche Familie verbrachte noch anderthalb Tage in der Loge des Logographe. Es schien, als ob das Volk wie ein grausamer Triumphator so lange wie möglich sich an der schrecklichen Lage und der Beschimpfung des Königthums weiden wollte. Während dieser beiden Tage waren sie allein und ohne Freunde, ihr Schmerz und ihre Beschämung wurde durch keinen Trost gemildert. Ihrem Gemüth, das von so vielen Kränkungen getroffen worden war, wurde von keiner Seite auch nur ein geringes Zeichen von Mitleid zu Theil. Wenn sie sich gegenseitig ansahen, erblickten sie in den Augen der andern nur die nämliche Angst und den nämlichen Schmerz, den sie selbst empfanden.

Am Montag holten Péthion und Manuel sie um drei Uhr in zwei Wagen ab, um sie nach dem Tempel zu bringen. Die Gemeine hätte die Gefangenen während der Nacht forschaffen lassen können, sie wollte aber, daß sie mitten am Tage, langsam durch die bevölkertsten Quartiere von den Tuilerien nach dem Gefängnisse abgeführt würden, damit die Erniedrigung des Königthums das Ansehen einer wahren Ausstellung bekäme, die dem Gerichte selbst vorhergeht. Péthion und Manuel befanden sich im Wagen des Königs. Eine unübersehbare Menschenmenge ließ die Wagen vom Thore der Feuillants an bis zu dem Thore des Tempels an sich vorbeifahren. Schmähende Blicke und Geberden, spöttisches Lächeln, die feigste aller Beleidigungen, wurden immer wieder aufs neue bemerkbar, wo der Zug hinkam. Umsonst fühlten einige Zuschauer Mitleiden, als sie die schwachen

Frauen und die unschuldigen Kinder sahen; sie mußten ihre Rührung verbergen, als ob sie verrätherische Gesinnung gewesen wäre. Péthion war daran gewöhnt, solchen Triumphzügen, wo es sich um Erniedrigung und Fall des Königthums handelte, beizuwohnen. Er hatte den König am 20. Juni in seinem Palaste mit der rothen Mütze auf dem Haupte gesehen, und hatte der Menge Glückwünsche dargebracht, als er sie verabschiedete. Er führte ihn auch zu seinem letzten Aufenthalte, ehe Gericht über ihn gehalten wurde. Er ersparte ihm keinen schmerzlichen Eindruck, der ihn während des Weges treffen konnte. Er ließ seine Demüthigung so lange wie möglich dauern, um sie ihm ganz empfinden zu lassen. Als er über den Vendomeplatz fuhr, zeigte er ihm die umgestürzte Bildsäule Ludwigs XIV., deren Trümmer in der Stadt herumlagen, über die sein Bild so lange geherrscht hatte. Das Volk wollte nicht einmal mehr irgend etwas leiden, wodurch es an die Könige erinnert wurde. Ueberall, wo die Wagen vorbeikamen, wurden die Zeichen des Königthums vernichtet oder verstümmelt. Das Volk zerstörte so im voraus eine Institution, über welche die Versammlung sich noch nicht entschieden hatte. Die Gemeine beeilte sich, das Ergebniß des am 10. August errungenen Sieges dadurch zu beweisen, daß sie den König der Gefangenschaft zuführte. Aus dem Gefängnisse auf den Thron zurückzukehren, war unmöglich. Die Gemeine wollte dies zeigen. Ludwig XVI. sah dies ein, und als zwei Stunden später die Wagen in den Bogengang des Hofes des Tempels rollten, hatte er in seinem Innern dem Throne entsagt und sich darauf gefaßt gemacht, das Blutgerüst zu besteigen.

Vierundzwanzigstes Buch.

I.

Während die königliche Familie nach so vieler Sorge und Aufregung hinter den Mauern des Tempels sich wieder erholte und sich in ihrem letzten Zufluchtsorte einzuwohnen suchte, ließ die Versammlung durch Guadet die Regeln verkündigen, denen gemäß ein Convent ernannt und eine Berufung an die eigentliche und einstimmige Souverainetät des Volkes stattfinden sollte. Die Urversammlungen sollten aus allen freien Franzosen bestehen, die das fünfundzwanzigste Jahr erreicht hatten. Sie sollten sich am 26. August vereinigen und ihren Vertretern ein von jeder bestehenden Constitution unabhängiges souveraines Mandat übergeben. Der Convent sollte sich am 20. September vereinigen. Die Nationalversammlung und die Tags vorher ernannte ausübende Gewalt behielten sich nur das Interregnum vom 12. August bis zum 20. September vor.

So hatte der Triumph der Girondisten die unmittelbare Folge, daß sie abtreten mußten. Die Versammlung, welche sie beherrschten, fühlte sich schwach einem Ereigniß gegenüber, das zu vollenden sie nicht den Muth gehabt hatte, aber auch nicht die Tugend, es zu verhindern. Sie zog sich zurück und übergab dem Volke die Gewalt wieder, welche sie von ihm erhalten hatte.

Die Bewegung mislang in ihren Händen. Sie ließ es auf den Zufall ankommen, welche Regierung in Frankreich bestehen sollte. Sie zeigte keine Treue gegen die Constitution, versagte dem Könige ihren Schutz, war der Republik gegenüber furchtsam, hatte weder Plan, noch Politik, noch Kühnheit. Sie gab allen Parteien das Recht, sie zu verachten. Die Geschichte wird sie strenger richten, als irgend eine von den Versammlungen, welche die Revolution personifizirten. Die constituirende Versammlung und der Nationalconvent, zwischen denen sie ihre Stelle fand und von denen die eine durch philosophische Aufklärung, die andere durch den revolutionairen Willen der Nation Bedeutsamkeit erlangte, verdunkelten sie. Sie stürzte nichts um, sie gründete nichts, sie half nur dazu, daß Alles fiel. Von ihren Vorgängern erhielt sie eine aufrecht zu erhaltende Constitution, ein zu reformirendes Königthum, ein zu vertheidigendes Land. Als sie sich zurückzog ließ sie Frankreich ohne Constitution, ohne König, ohne Armee. Sie verschwand während eines Aufstandes. Nur Trümmer waren die Spuren, welche von ihr übrig blieben. Muß sie deshalb angeklagt werden, müssen die schwierigen Zeitverhältnisse deshalb angeklagt werden? Aber waren für die constituirende Versammlung bei dem Schwur im Ballhause, während der Octobertage, am 14. Juli, bei der Flucht des Königs die Verhältnisse leichter, die Begebenheiten weniger verwickelt? War der Convent mehr von den herrschenden Umständen begünstigt, als er unter Anarchie zusammentrat, als die Republik proclamirt wurde, als der Einfall in die Champagne, die Empörung in der Vendée stattfand, als Lyon belagert wurde? Augenscheinlich war dies nicht der Fall, aber die Politik und der Wille dieser beiden Corps waren den außerordentlichen schwierigen Verhältnissen gewachsen. Woher kam diese Verschiedenheit zwischen zwei politischen Corps, welche in dem nämlichen Volke ihre Entstehung fanden und in dem nämlichen Zeitabschnitte ihre Wirksamkeit äußerten? Wagen wir es zu sagen: Die gesetzgebende Versammlung, welche aus Haß gegen die Aristokratie und aus Mistrauen gegen das Volk ernannt worden war und deren Mitglieder aus den in der Mitte stehenden gemäßigten Parteien gewählt worden waren, die in den Zeiten der Krise nur Negationen des Guten und

des Bösen sind, besaß in den Bestandtheilen, aus denen sie zusammengesetzt war, weder den politischen Geist der höhern Klassen, noch das patriotische Gemüth des Volkes. Die constituirende Versammlung vertrat Frankreichs Denken, der Convent die leidenschaftliche Aufopferung der Massen. Die gesetzgebende Versammlung vertrat nur die Interessen und die eitle Gesinnung der mittleren Klassen. Sie war Ausdruck dieser achtbaren, aber in ihren Gewohnheiten selbstsüchtigen Bourgeoisie und zeigte während dieser großen Krise bei der Leitung der Angelegenheiten nur Gedanken ohne höhern Schwung, kleinliche Leidenschaften und die gewöhnliche Klugheit dieses Theils der Nation, dessen Furchtsamkeit für ihn Tugend und zu gleicher Zeit Laster ist. Sie vermochte zu schreiben und zu reden, sie vermochte aber nicht zu handeln. Sie hatte Redner, aber keine Staatsmänner. Mirabeau war in der constituirenden Versammlung Ausdruck der Aristokratie gewesen, die, nachdem sie zuerst die höchste Aufklärung eines Zeitabschnittes sich zu eigen gemacht hatte, nach dem Ruhme trachtete, sie unter dem Volke zu verbreiten und aus Edelmuth revolutionair, aus Stolz populair ward. Danton, Robespierre waren der schreckliche Ausdruck der Leidenschaften eines kaum von seinen Ketten befreiten Volkes, das unter jeder Bedingung die zu seinen Gunsten gemachte Revolution für die Zukunft bewahren will, und das weder ein Interesse gegen eine Idee, noch ein Leben gegen ein Princip abwägt. Vergniaud, Brissot, Gensonné, Guadet waren nur Redner, die zuweilen erhaben, aber immer ohnmächtig waren. Sie hatten kein bestimmtes Ziel oder sie setzten dies Ziel immer zu weit oder zu nahe. Sie gaben der Revolution Anregungen, die bald zu schwach, bald zu stark waren und durch die sie diesseits der Grenze, welche sie in ihren Gedanken bestimmt hatten, aufgehalten, oder über dieselbe hinausgetrieben wurden. Sie wollten eine Regierungsgewalt und sie untergruben sie; sie fürchteten sich vor der Anarchie und sannen auf Anschläge, welche sie herbeiführen mußten; sie wollten die Republik und verschoben es, ernstlich daran zu arbeiten. Die Nation wurde über ihre Unentschlossenheit, die ihr den Untergang zu bringen drohte, ungeduldig; sie trat einen Tag lang handelnd auf, und sie verschwanden.

Am 10. August war das Volk mehr Staatsmann als seine Führer. Eine Krise war nothwendig, als Alles unter den Händen dieser Gesetzgeber den Untergang fand, die Bewegung ohne Erschütterung wollten, Freiheit ohne Opfer, Monarchie ohne Königthum, Republik ohne Schwankung, Revolution ohne Bürgschaft, Macht des Volkes ohne Aeußerung derselben, Patriotismus ohne die fieberhafte Begeisterung, welche den Nationen die gewaltige Kraft der Verzweiflung verleiht. Ein Volk konnte, ohne unverständig zu sein, nicht solche Widersprüche länger fortdauern und stärker werden lassen. Frankreich ging seinem Untergange entgegen. Die Versammlung erfaßte das Steuer nicht. Das Volk stürzte sich mit dem die Verhältnisse begreifenden Sinne und mit der verwegnen Entschlossenheit, die Alles wagt, um Alles zu retten, wenn Alles unvermeidlich verloren ist, darauf los. Der Mechanismus der Constitution arbeitete nicht mehr. Die Ueberzeugung tauchte plötzlich in ihm auf, daß er nicht wieder herzustellen war. Es zerstörte ihn; dies war der 10. August.

Die Thränen und das Blut, welche am 10. August vergossen, die Verbrechen, welche begangen wurden, konnten nicht so dem Volke, welches allein an diesem Tage thätig war, als der Versammlung Schuld gegeben werden, welche die an demselben stattfindenden Ereignisse unvermeidlich machte. Wenn die gesetzgebende Versammlung die Verhältnisse vollkommen richtig verstanden hätte, wenn sie die Dictatur übernommen, die Constitution verletzt, den König suspendirt und entfernt, das Königthum während der Krise bevormundet hätte, dann hätte sie das Einschreiten der Piken verhüten, die monarchische Form bewahren, die Nation bewaffnen, die Grenzen schützen, die Opfer des 10. August und des 2. September retten und Frankreich den traurigen Anblick, seinen König auf's Schaffot steigen zu sehen, ersparen können. Ihre Schwachheit gab zu den Gewaltthaten und zu den Ausbrüchen der Wuth der Menge Anlaß. Wehe den Staaten, wenn das Haupt der Nationen nicht mit besonnener Ueberlegung den ersten Schritt zur Ausführung großer Entschlüsse thut und dies der Empörung überläßt. Was das Volk anfaßt, ist bald gewaltsam zerbrochen und mit Blut befleckt. Die Nationalversammlung war der Krise

nicht gewachsen. Sie hatte Talent, Kenntnisse, Patriotismus, selbst Tugenden, die den Begründern der Freiheit nothwendig sind; es fehlte ihr aber der dazu gehörige Charakter. Charakter ist wesentliches Erforderniß, wenn es zu handeln gilt. Diese Männer der Versammlung besaßen nur die Gabe der Rede und die Kunst des Sterbens. Gut sprechen und gut sterben, das war ihre Bestimmung.

II.

Die Wirkungen der am 10. August stattgefundenen Vorfälle ließen sich im ganzen Lande und in ganz Europa verspüren. Die fremden Cabinete und die Emigrirten waren zwar über die schrecklichen Ereignisse, über die Gefangenschaft des Königs, über die Ermuthigung, welche der Sieg des Volks zu Paris dem revolutionairen Geiste gab, bestürzt, aber sie freuten sich auch insgeheim darüber, daß Frankreich wahrscheinlich bald von Unruhen und von Zwietracht zerrissen werden würde. Ein Bürgerkrieg war ein mächtiger Bundesgenosse des von den Fremden unternommenen Krieges. Die anarchische Regierung einer Versammlung war am wenigsten dazu geeignet, einen nationalen Krieg zu führen. Sie glaubten, Frankreich würde ohne Haupt, ohne Einheit, ohne Constitution stückweise den Kräften der Coalition unterliegen. Uebrigens benahm die schmähliche Verwüstung des Palastes, der Mord der Wächter desselben, die Demüthigung der königlichen Familie durch die Empörung den noch unschlüssigen Mächten jeden Vorwand, noch länger zu zaudern oder Schonung zu zeigen. Frankreich hatte alle Monarchien herausgefordert; diese Herausforderung mußte angenommen, oder es mußte erklärt werden, daß alle Throne Europas nicht mächtig genug wären, sich dem Geiste der Unruhe und der Empörung gegenüber, der überall Sieger war, wenn er in Paris siegte, aufrecht zu erhalten. Selbst England, das bis dahin den Reformen in Frankreich günstig gewesen war, fing an mit Widerwillen eine geistige Bewegung zu betrachten, welche über die Grenzen und die Form seiner eignen Constitution hinausging. Dadurch, daß Frankreich dem Unbekannten nachstrebte, entfremdete es sich Alle, welche ihm bis jetzt mit ihren Wünschen und Hoffnungen gefolgt

waren. Die Sturmglocke der Throne ertönte zu Paris. Die Coalisirten und die Emigrirten antworteten darauf, indem sie der Grenze näher rückten. Selbst der Herzog von Braunschweig zeigte wieder mehr Zuversicht, zog seine Streitkräfte zusammen und fing an vorwärts zu rücken.

III.

Im Innern des Landes wurde einstimmig, im Norden, im Westen und im Süden Frankreichs das Ergebniß des 10. August angenommen. Nur die Vendée wurde unruhig, und es kamen daselbst einige Anzeichen des Bürgerkriegs zum Vorschein. Sonst waren überall die Royalisten und die Constitutionellen in der größten Bestürzung und verbargen ihre Ahnungen und ihre schmerzlichen Empfindungen. Die Girondisten und Jacobiner verbanden sich mit einander, um durch die Urversammlungen zu Mitgliedern der Convention Männer ernennen zu lassen, die in ihren Ueberzeugungen bis auf das Aeußerste gingen, deren Sitten und Charakter des Alterthumes würdig waren und die unversöhnliche Gesinnung gegen das Königthum hegten. Die Nation sah ein, daß furchtsame Rathschläge nicht mehr an der Zeit wären, und daß für das Vaterland nur noch die Bajonnette ein Schutz sein könnten. Im Rathe, wie auf der Grenze hatte sie Männer nöthig, die nicht hinter sich sahen. Sie suchte diese Männer, sie fand sie, sie ernannte sie. Als einziges Mandat übertrug sie ihnen, für das Wohl der Nation, für das Wohl der Freiheit Sorge zu tragen.

Die Armee, die noch von constitutionellen Generalen und von Offizieren, die dem Könige ergeben waren, befehligt wurde, gerieth in große Bestürzung, als sie die unerwartete Nachricht von dem Umsturze der Constitution und dem Triumphe der Jacobiner erhielt. Sie schwankte einen Augenblick und ein geschickter und beliebter Führer hätte dies benutzen, sie ganz für sich gewinnen und gegen Paris führen können; allein noch keinem der Generale hatte ein Sieg das Recht gegeben, einer populären Bewegung sich zu widersetzen. Der alte Luckner, der Oberbefehlshaber, der zu Metz von der Municipalität und von dem Club befragt wurde, welche Richtung er jetzt der Armee geben würde,

billigte auf unbeholfne Weise in einigen allgemeinen Ausdrücken den Staatsstreich, der zu Paris stattgefunden hatte. Am folgenden Tage brachte ihm La Fayette eine andre Meinung bei, er änderte seine Sprache und hielt Reden an die Truppen, um sie zu ermahnen, den Anstiftern der Unordnungen, die aus Paris kommen würden, kein Gehör zu schenken. Er war ein alter Kriegsmann, aber untüchtig dazu, die Politik zu begreifen, und sprach wie ein Kind nach, was ihm eingeflüstert wurde. Bei der Ankunft der von der Versammlung abgeschickten Commissäre, welche die Armeen von Allem benachrichtigen und gewinnen sollten, änderte er zum dritten Male seine Meinung.

Zu Valenciennes sprach der General Dillon in einem Tagesbefehle aus, daß die Constitution verletzt worden sei und daß die Meineidigen bestraft werden würden. Einige Tage später widerrief Dillon in einem an die Versammlung geschriebenen Briefe. Montesquiou sprach sich bei der Armee des Südens nur unbestimmt für die Aufrechthaltung der Constitution aus. Zu Straßburg wurden der Maire Dietrich und die Generale Caffarelli-Dufalga und Victor v. Broglie über den gegen die Unverletzlichkeit des Königs geschehnen Angriff empört. Der General Biron, der Freund des Herzogs von Orleans und der von den Jacobinern zu Straßburg unterstützt wurde, erstickte die Aufregung beim Entstehen und gab seine Armee der siegreichen Partei. La Fayette allein faßte einen Entschluß und nahm eine politische Stellung an.

IV.

La Fayette hatte sein Hauptquartier zu Sedan, dem Hauptorte des Departements der Ardennen. Er erfuhr die Vorfälle des 10. Augusts von einem Offiziere seiner Armee, der sich während des Kampfes zu Paris befunden hatte und der fortgeeilt war, um seinen General von dem an diesem Tage stattgefundenen Blutbade und den an demselben erlassnen Beschlüssen in Kenntniß zu setzen. La Fayette, den diese Bewegung überholt hatte, glaubte sich stark genug, sie durch eine Föderation seiner Armee mit den Departements aufhalten zu können. Da eine Centralgewalt fehlte, der er

gesetzlich gehorchen konnte, so verlangte er von den Administratoren des Departements der Ardennen Befehle. Sein Plan war, durch Vereinigung der Departements eine Art Congreß zu Stande zu bringen. Den Mittelpunkt dieser Föderation sollten die drei Departements: Ardennen, Aisne und Meuse, auf die er rechnen zu können glaubte, ausmachen. Er hoffte wenig auf einen glücklichen Erfolg, aber er war sich seiner Pflicht bewußt und er erfüllte sie mehr als Bürger, wie als Parteihaupt. Die Versammlung, welche davon benachrichtigt wurde, daß die Armee unschlüssig war, schickte Commissäre hin, um sie dem Einflusse verdächtiger Generale zu entziehen.

Aber La Fayette vertraute, seines edeln Charakters und seiner aufopfernden Gesinnung ungeachtet, als Parteihaupt zu sehr auf die alleinige Gewalt des Gesetzes. Anstatt seinen Truppen plötzlich Begeisterung einzuflößen und sie mit fortzuziehn, ließ er ihnen, ohne sie anzuregen, Zeit zum Nachdenken. Ihre Liebe zu ihm und ihr Eifer für die Constitution fingen an, nachzulassen während der Zeit, wo sie unschlüssig waren. Er wurde von der Versammlung am 19. entsetzt und sah ein, daß das Glück ihn verließ, daß seine Popularität dahin war, und daß die Revolution sich gegen ihn kehren würde. Er faßte den Entschluß, sich in die Verbannung zu begeben und sich selbst zum Ostrazismus zu verdammen, den das Land gegen ihn zu halten im Begriff war. Auf seiner Flucht begleiteten ihn Alexander Lameth, die beiden Brüder Latour-Maubourg, Bureau de Pusy, der Patriot und als Soldat und Politiker ausgezeichnet war, seine Adjutanten und noch einige andre Offiziere. La Fayette hatte im Sinne nach Holland und von da nach Amerika zu gehen. Nachdem er während einer Nacht seinen Weg verfolgt hatte, gerieth er unter eine Abtheilung feindlicher Truppen. Er wurde erkannt und nach Namur abgeführt; sein Name wurde ihm von den Generalen des Kaisers zum Verbrechen angerechnet. Das Haupt der Empörung in Frankreich, der Protector Ludwig's XVI., der General des Volks zu Paris, war ein zu unerwarteter und zu bedeutender Gefangener, als daß die coalisirten Könige La Fayette hätten mit Edelmuth den Rückzug vom Schlachtfelde verstatten sollen. La Fayette, der von seinen Freunden

getrennt, von einer Festung nach der andern und endlich in den Kerker von Olmütz gebracht wurde, erlitt mit der Geduld, welche die Ueberzeugung gibt, eine lange und schmähliche Gefangenschaft. Er wurde Märtyrer der Freiheit, nachdem er der Held derselben gewesen war, und von diesem Tage an fand in seinem öffentlichen Leben eine dreißig Jahre dauernde Unterbrechung statt. Die Revolution rief ihn wieder auf den Schauplatz der Geschichte zurück. Seine Freunde und seine Feinde erkannten ihn an den nämlichen Prinzipien, den nämlichen Tugenden, den nämlichen Täuschungen wieder.

V.

La Fayette's freiwillige Verbannung und die Unterwerfung seiner Armee beruhigten zwar die Versammlung in Bezug auf die Stimmung der Truppen, aber sie war dagegen besorgt in Bezug auf den Zustand der Grenze. Die Girondisten, welche mit dem Eintritte Servan's, Clavière's und Roland's in das Ministerium daselbst ihren frühern Einfluß wieder erlangt hatten und voraussahen, daß sie bald mit den Jacobinern den Kampf zu bestehen haben würden, begriffen, wie wichtig es wäre, der Armee einen Führer zu geben, von dem sie überzeugt sein konnten, daß er die äußern Feinde besiegen, ihnen aber auch gegen die innern Feinde Schutz verschaffen würde. Ihr Groll gegen Dumouriez, ihren ehemaligen Collegen, wich der hohen Meinung, die sie von seinen Talenten hatten. Dumouriez seinerseits hatte mit dem ihm eignen sichern Scharfblicke die Ereignisse des 10. Augusts untersucht und beurtheilt. Die Krisen lassen nicht nach, ehe sie sich nicht erschöpft und ihre fortschreitende Bewegung vollendet haben. Die Krise war vorwärts gegangen, und es war nothwendig ihr genau zu folgen; sonst wäre der, wer unschlüssig gewesen wäre, zurückgeblieben. Dumouriez empfand Mitleiden mit dem Unglück des Königs. Aber wenn er der Nation den Eid verweigerte, fand er selbst den Untergang, ohne Ludwig XVI. zu retten. Uebrigens, welche Form auch die Regierung hatte, es gab doch immer ein Vaterland! Das Vaterland retten, war in diesem Augenblicke die einzige

Politik, welche für einen Soldaten paßte. Das Schlachtfeld war der Weg, der zur Gewalt führte. Während die andern Generale der Nothwendigkeit sich nicht fügen wollten, oder einen ohnmächtigen Widerstand versuchten, versagte Dumouriez, der sich in sein Lager zu Maulde bei Valenciennes einschloß, Dillon den Gehorsam, weigerte sich, in seinem Lager dem Königthum den Eid leisten zu lassen, und erklärte sich den herrschenden Verhältnissen unterzuordnen. Gleich darauf entspann sich zwischen ihm und seinen frühern Collegen Servan, Roland, Clavière ein geheimer Briefwechsel. Die Girondisten wünschten sich Glück, einen Kopf und einen Arm zu besitzen. Andrerseits knüpften die Jacobiner mit Dumouriez Verbindungen an, die der Zufall hatte entstehen lassen und welche der General mit der ihm eignen Gewandtheit zu seinem Vortheile benutzte.

VI.

Der junge Couthon, der Freund Robespierre's und der Deputirte der Auvergne bei der gesetzgebenden Versammlung, brauchte zu dieser Zeit die Bäder von Saint-Amand. Saint-Amand liegt ganz in der Nähe von Valenciennes und nicht weit davon war Dumouriez' Lager. Der General und der Deputirte hatten sich getroffen und oft mit einander unterhalten. Couthon wurde von dem verführerischen, geistreichen Wesen Dumouriez' hingerissen, wie es früher mit Gensonné der Fall gewesen war. Er hielt ihn für den Retter des Vaterlandes.

Couthon, ein junger Advokat zu Clermont, wurde zum Mitglied der Nationalversammlung und dann des Convents gewählt und trieb seine Liebe zur Revolution bis zum Fanatismus. Dieser Fanatismus, der ihn damals sanft und nachdenkend erscheinen ließ, artete später in Blutdurst aus. Sein Gemüth, dem Hoffnung und Liebe zur Menschheit nicht fremd waren, glich anfangs einer lodernden Flamme, dann, als es grenzenloser Haß gegen die Feinde seiner Ideen erfüllte, einem verderblichen Vulkane. Je schöner die Träume des Menschen sind, desto mehr wird er gegen Alles erbittert, was sie vernichtet. Couthon war Philosoph. Er hatte einnehmende Gesichtszüge, heiter blickende Augen; seine Unter-

haltung war ernst und melancholisch. Seine junge Frau und sein Kind, die um ihn waren, und die er zärtlich liebte, trösteten ihn bei seiner Gebrechlichkeit: Couthon konnte nicht gehen. Die Ursache seiner Gebrechlichkeit war dazu geeignet, noch mehr Antheil an seinem Unglücke nehmen zu lassen; die Liebe war daran Schuld. In einer dunkeln Winternacht hatte er sich in einem morastigen Thale während der Finsterniß verirrt, als er ausgegangen war, um insgeheim das junge Mädchen, das er liebte, zu besuchen. Er war immer tiefer in den eisigen Schlamm eingesunken und bis zum Morgen darin geblieben; die ganze Nacht über hatte er sich gegen den Tod gewehrt und war nur erstarrt und gelähmt hervorgeholt worden. Niemand ahnete zu Saint-Amand, welche Rolle einst Couthon spielen würde. In seinen Träumen sah man kein Blut.

Die drei Deputirten, welche zu Dillon's Armee geschickt wurden, Delmas, Dubois-Dubais und Bellegarde kamen am 14. August nach Valenciennes und hatten den Auftrag, Dillon und Lanoue zu entsetzen. Beide Generale hatten gezögert, den 10. August in seinen Ergebnissen anzuerkennen. Sie zeigten Reue und Unterwürfigkeit und suchten bei den drei Commissären um Vergebung nach. Diese waren im Begriff, sich mit ihnen auszusöhnen. Couthon, ihr College, eilte von Saint-Amand nach Valenciennes, lobte Dumouriez' Talente und Energie und brachte es dahin, daß ihm die Versammlung den Befehl über Lanoue's und La Fayette's Armee anvertraute. Westermann, Danton's Freund, sein militairischer Berather am 10. August und jetzt sein Emissär bei den Armeen, eilte nach Valenciennes, nachdem er das Lager zu Sedan besucht hatte. Er schilderte Dumouriez mit lebhaften Farben die Desorganisation der Armee La Fayette's, die Desertion der Offiziere, die Unzufriedenheit der Soldaten, die schlechte Stimmung in den Ardennen und erklärte, daß das Gebiet des Landes bald verletzt werden würde, wenn der Feind, der schon im Besitz von Longwy war, nach der Champagne vorrücke. Westermann, der Danton's Vertrauen besaß und der ganz von dem feurigen Patriotismus, den er von Paris mitbrachte, begeistert war, überzeugte Dumouriez und riß ihn mit sich fort. Der General, der daran gewöhnt war,

mit den Parteien zu unterhandeln und die Absichten ihrer Führer aus Andeutungen zu erkennen, sah ein, daß Danton bei der Armee in Westermann einen Agenten haben wollte, und machte diesen jungen Offizier zum Träger seiner Verbindung mit Danton. Westermann wurde, wie alle Uebrigen, von Dumouriez' Regsamkeit und geistiger Ueberlegenheit mit fortgerissen. Er war gekommen, um ihn zu beobachten, und er bewunderte ihn und wurde sein treuer Anhänger. Der General, der die Menschen nach dem Werthe und nicht nach dem Grade, den sie besaßen, zu verwenden wußte, erkannte auf den ersten Blick Westermann's kriegerischen Sinn, sein feuriges Gemüth, seinen kräftigen Arm und zog ihn zu sich heran.

VII.

Dumouriez machte während der Nacht vom 25. zum 26. August seine Dispositionen zum Feldzuge in Belgien, den er noch nicht aufgegeben hatte. Er berief den General Labourdonnaye von Lille, wo er Commandant war, zu sich, und übertrug ihm während seiner Abwesenheit den Befehl über die Armee zu Valenciennes. Er reiste nach Sedan ab, von Westermann, einem Adjutanten und dem braven Baptist, seinem Kammerdiener, dessen Tapferkeit und Anhänglichkeit später zu dem Ruhme seines Herrn und zu den Erfolgen der Armeen beitrugen, begleitet. Als er am 28. in La Fayette's Lager ankam, wurde er mit Kälte und mit Murren empfangen, was sich dadurch erklären ließ, daß die Armee den Führer, der ihr gegeben wurde, nicht kannte, und den Führer, welchen sie verloren hatte, nicht vergessen konnte. Der General ließ sich von dieser Aufnahme nicht abschrecken, da er sicher war, daß die Armee am folgenden Tage anders gesinnt sein würde. Er bot den feindseligen Mienen, die er sah, Trotz und verließ sich darauf, daß seine Ueberlegenheit bald die Truppen für ihn einnehmen würde. Da er kein Gepäck und keine Kriegspferde mitgebracht hatte, so stieg er auf eins von La Fayette's Pferden, musterte die Truppen und hielt Anreden an sie. Die Infanterie war ernst aber fest, die Cavalerie fast aufrührerisch. Während er an der Linie vorbeiritt, hörte er die beleidigenden

Worte: „Das ist der Mann, der den Krieg hat erklären lassen; er ist Schuld daran, daß dem Vaterlande Gefahren drohen und daß das Blut unsrer Brüder zu Longwy geflossen ist!“ Dumouriez hielt still und sah die Escadron mit stolzen Blicken an. „Gibt es unter Soldaten Jemanden,“ sagte er, „der so feige ist, sich über den Krieg zu beschweren, und glaubt ihr die Freiheit zu erkämpfen, ohne euch zu schlagen?“ Diese Worte brachten Offiziere und Soldaten dahin, wenn auch nicht Vertrauen, doch wenigstens Ehrerbietung zu zeigen. Dumouriez' Blick, die Gegenwart Westermann's, des Siegers in dem am 10. August geschehnen Kampfe, für den das Volk solche Begeisterung gezeigt hatte und der noch mit dem Blute der Schweizer bedeckt zu sein schien, machten Eindruck auf die Truppen. Sie sahen ein, daß sie nach der Einnahme von Longwy auf der einen Seite die Bajonnette der Preußen, auf der andern die Verachtung der Nation, die auf sie blickte, erwarteten. Sie bekamen wieder eine festere Haltung.

Die Karte wurde auf den Tisch ausgebreitet, die Streitkräfte geschätzt, die Entfernungen gemessen und Dumouriez eröffnete die Sitzung des Kriegsraths, indem er die Lage auseinandersetzte und die andern ersuchte, ihre Ansichten mitzutheilen. Dillon nahm zuerst das Wort. Er bezeichnete auf der Karte Chalons als die Stellung, die man eher als der Feind erreichen müßte, um ihm den Weg in die Ebnen Frankreichs und die Straße nach Paris zu versperren. Mit dem Zirkel in der Hand maß er die Entfernung von Chalons nach Verdun und von Verdun nach Sedan; er zeigte, daß der Feind, der sich schon unter den Mauern von Verdun befand, eher als die französische Armee bei Chalons sein würde, und indem er sehr vernünftig meinte, daß die Erhaltung der Hauptstadt für die Nation weit wichtiger wäre, als die Erhaltung der Ardennen, schlug er vor noch in der Nacht nach Chalons zu marschiren und den Generl Chazot mit einigen Bataillonen in dem befestigten Lager zu Sedan zurückzulassen. Der ganze Kriegsrath stimmte seiner Ansicht bei. Dumouriez schien sie durch sein Stillschweigen zu billigen und befahl Dillon mit der Vorhut aufzubrechen und sich auf das linke Ufer der Marne zu begeben, als ob er dafür stimme, nach Chalons vor-

zurücken. Er hatte aber nicht diese Ansicht. Als der Kriegsrath auseinander ging, behielt Dumouriez den Generaladjutanten Thouvenot bei sich, von dem er bemerkt hatte, wie er während Dillon's Rede nachdenklich geworden war, und theilte ihm wie einem Vertrauten, den er für fähig hielt, einen großen Gedanken zu verstehen und bis zu seiner Ausführung weiter zu verfolgen, seine eigentliche Ansicht mit. „Sich nach Chalons zurückzuziehn," sagte er zu ihm, „ist sehr weise gedacht. Allein bei großen Gefahren wird Verwegenheit zur Weisheit. Man muß das Geschick hintergehn, indem man sich zuversichtlicher zeigt, als es ungünstig ist. Sich vor einem zahlreichen und thätigen Feinde hinter die Marne zurückziehn, heißt Frankreich aufmuntern, Schwäche und Entmuthigung zu zeigen, das heißt, den Krieg mit einer rückgängigen Bewegung, die immer einer Flucht ähnlich sieht, anfangen, das heißt endlich den Coalisirten die fruchtbaren Ebenen von Epernay und Rheims und die Straße nach Paris, auf welcher sie dann hinter der Marne kein Hinderniß mehr aufhalten kann, frei geben." Hierauf zeigte er ihm auf der Karte eine lange Reihe von Wäldern, die sich von Sedan bis nach Sainte-Menehould, zwischen Verdun und Chalons erstrecken. „Hier," sagte er zu Thouvenot, „sind Frankreichs Thermopylen! Wenn ich so glücklich bin, eher als die Preußen hinzukommen, dann ist Alles gerettet!" Diese in schräger Richtung gehende Bewegung Dumouriez' entfernte die französische Armee nicht von den Preußen, sondern brachte sie vielmehr denselben näher und bestimmte ihnen auf kühne Weise ein Schlachtfeld auf dem Terrain, das sie bereits besetzt hielten; denn von Verdun, wo der König von Preußen sich befand, war es nicht so weit, wie von Sedan, wo Dumouriez stand, bis zu dem Mittelpunkte der Argonne. Thouvenot wurde als Soldat von diesem genialen Plane begeistert und nahm ihn an, als ob er ihn selbst ersonnen hätte. Die Ueberlegenheit in Bezug auf Charakter und Einsicht, welche er bei seinem Obern entdeckte, machte einen unwiderstehlichen Eindruck auf ihn, und von diesem Tage an wurde er sein Gefährte und sein Freund. Er gehörte unter die Menschen, deren geistige Fähigkeiten bei ihrer untergeordneten Stellung bis zu dem Tage, wo sie eine geschickte Hand zu Tage fördert, un-

thätig ruhen. Er hatte La Fayette geachtet, er verehrte Dumouriez. Unter jenem war er ein guter Offizier; unter diesem wurde er zum Helden. Männer bilden Männer Die Seele einer Armee ist ihr General.

VIII.

Dumouriez pries sich glücklich, seine Idee verstanden zu sehn und da er seit seiner Abreise von Valenciennes nicht geruht hatte, so beauftragte er Thouvenot, die zu ihrer Ausführung nöthigen Verfügungen zu treffen, und legte sich nieder, um einige Stunden zu schlafen. Große Geister werden beruhigt, wenn sie große Entschlüsse gefaßt haben. Er war ohne Sorge, weil er wußte, was er zu thun hatte. Bei seinem Erwachen schickte er Beurnonville, den er zu Valenciennes gelassen hatte, den Befehl, mit neuntausend Mann Infanterie und Cavalerie, die für den Augenblick im Lager zu Maulde nicht nöthig waren, zu ihm zu stoßen. Auf allen Straßen schickte er Eilboten und zuverlässige Offiziere aus, um Luckner von seinen Bewegungen in Kenntniß zu setzen und sich nach den seinigen zu erkundigen. Er benachrichtigte den alten General, daß er die ganze aus achtzigtausend Mann bestehende preußische Armee nach der Argonne ziehen wolle. Er bezeichnete ihm den Ort, wo die Verbindung der Metzer und der Sedaner Armee, wenn sie bewerkstelligt werden könnte, wahrscheinlich zu einer Schlacht Anlaß geben und das Vaterland retten würde. Er nahm aus den Zeughäusern von La Fère und Douai den Kriegsbedarf, der ihm fehlte. Endlich ernannte er Generale, um die, welche mit La Fayette fortgegangen waren, zu ersetzen. Dangest, Diettmann, Ligneville, Chazot, Miaczinski, die bei den Soldaten beliebt waren, machte er zu Generallieutnants und Generalmajors. Der Generalstab war unschlüssig, unzufrieden und unzuverlässig und er bildete sich einen neuen aus Männern, die ihm ihre Erhebung verdankten, und deren Glück er von dem seinigen abhängig machte. Die Armee hatte ein Haupt; in vierundzwanzig Stunden hatte dieses Haupt Arme zu seiner Verfügung. Er theilte dem Kriegsminister Servan seinen Vertheidigungsplan mit. Im Vertrauen ließ er Danton

von dem verwegnen Entschlusse, den er gefaßt hatte, durch Westermann benachrichtigen. Als er selbst von Westermann in Kenntniß gesetzt wurde, daß er darauf sann, Frankreich durch patriotische Aufregung in Bewegung zu setzen, um Tausende von Vertheidigern nach der Grenze zu treiben, so bezeichnete er Châlons und Sainte-Menehould als Lagerplätze für die aus dem Innern kommenden Freiwilligen. Er versah beide Lager mit Lebensmitteln, mit Fourage, mit Feldküchen. Er ritt entweder beständig herum oder war im Rathe, und war überall gegenwärtig, um sich bei allen Corps persönlich bekannt zu machen. Er suchte dadurch, daß er sich ihnen immer zeigte, La Fayette bei der Armee in Vergessenheit zu bringen, damit sie ihm die Anhänglichkeit, welche sie jenem bewiesen, zuwenden sollte. La Fayette war mehr Bürger, Dumouriez war mehr Soldat. Die Armee gab sich ihm besser hin; er wandelte sie ganz um; er theilte sie in verschiedne Corps und an die Spitze eines jeden dieser Corps stellte er einen General, der für sich selbst und für die Aufführung seiner Soldaten verantwortlich war. Tags vorher hatte er den General Dillon, mit La Fayette's Vorhut, nach der äußersten Spitze des Waldes von Argonne abgeschickt, und da er für einige Tage von diesem Theile der Armee getrennt bleiben mußte, so bildete er eine neue Vorhut. Den Befehl über dieselbe übergab er Stengel, dem tapfern und verwegnen Obersten des Husarenregimentes von Berchiny. Um seinen Plan ausführen und seine Truppen in die Stellungen, welche er in dem Walde von Argonne besetzen wollte, einrücken lassen zu können, war es nothwendig, daß sich Verdun wenigstens noch einige Tage hielt; er ließ daher den General Galbaud mit dreitausend Mann aufbrechen, der sich nach Verdun werfen und die Vertheidigung dieses Ortes so lange wie möglich hinhalten sollte. Als er diese Verfügungen getroffen hatte, untersuchte er genauer das Terrain, auf welchem er das französische Heer aufstellen wollte, die verschiednen wichtigen Posten, die es zu decken haben würde, und die Mittel, es eher, als der Feind in die Defilés einrücken zu lassen, denen das stärkere feindliche Heer näher stand. Die größte Geheimhaltung war nothwendig. Wenn sein Plan geahnet wurde, war er verfehlt. Ein Anzeichen machte ihn zu nichte.

IX.

Der Wald der Argonne zieht sich anderthalb Meile lang von Sedan nach Sainte-Menehould hin und ist zwischen ein und zwei Meilen breit. Die Gegend ist gebirgig und Flüsse, Teiche, Bäche, Moräste, Schluchten bieten, ebenso wie der Wald selbst, einer im Marsche begriffnen Armee unübersteigliche Hindernisse dar. Dieser Wald trennt die reichen Provinzen der drei Bisthümer von den öden Ebenen der Champagne. Auf den beiden entgegengesetzten Seiten wird er von bewässerten, sanft sich abdachenden Abhängen begrenzt, auf denen sich Weideplätze, bebautes Land, Meierhöfe und Weiler befinden. Es ist ein langer Arm der Ardennen, der sich mitten in die Ebenen der Champagne hinein erstreckt.

Man kann durch diesen Wald nur auf fünf lichteren Stellen kommen, welche durch die natürliche Beschaffenheit des Bodens, durch den Lauf der Gewässer, durch den Holzschlag und die Richtung der Straßen bestimmt und zugänglicher gemacht worden sind. Wenn diese fünf Wege besetzt, befestigt und vertheidigt werden, ist das mittlere Frankreich geschützt. Das erste dieser Defilés, welches Sedan am nächsten liegt, heißt Chêne-Populeux, ist breit und ohne natürliche Hindernisse, und liegt in der Richtung der Straße von Rhetel nach Sedan.

Das zweite heißt Croix-au-Bois und ist nur ein von Holzschlägern besuchter Hohlweg. Das dritte ist das Defilé von Grandpré und befindet sich im Mittelpunkt des Waldes. Es ist, als ob die Natur es zum Lager für eine Vertheidigungsarmee eingerichtet hätte; zwischen zwei Flüssen erhebt sich ein Amphitheater das von dem seine Seiten deckenden Walde begrenzt wird und nach der Seite des Feindes zu steil abfällt; die Truppen, welche hier stehen, haben für sich die Ueberlegenheit einer höhern Stellung, ihre Flügel sind geschützt, und vor dem Walle, den sie besetzen, erstreckt sich ein natürliches Glacis; die Straße von Stenay nach Rheims führt hier durch. Das vierte ist das Defilé Chalade, welches Varennes mit Sainte-Menehould in Verbindung setzt. Das fünfte, Islettes genannt, nimmt die Landstraße von Verdun

nach Paris auf; jenseit desselben geht der Wald auf einem sanften Abhange bis nach dem Dorfe Passavant und nach den Ebenen, die sich ohne Erhöhungen des Bodens bis nach Bar erstrecken.

X

Auf diesem Terrain wollte Dumouriez mit einer siebenundzwanzigtausend Mann starken Armee achtzigtausend Mann, die durch die ersten Erfolge, die sie errungen, übermüthig geworden waren und ungeduldig darauf warteten, in die Champagne einzurücken und nach Paris zu marschiren, den Weg versperren. Das Schwierigste hierbei war, zeitig genug anzukommen. Dies konnte Dumouriez auf zweierlei Weise versuchen. Er konnte entweder die Armee von Sedan nach Vouziers und Sainte-Menehould marschiren lassen, indem er seinen Marsch durch den Wald selbst deckte und die Hochebne der Argonne zwischen dem Feinde und seiner Armee ließ, oder sie an der Außenseite des Waldes ohne Deckung nach den Defilés hinführen, indem er unterwegs dem General Clairfayt, der mit zwanzigtausend Mann zu Stenay war, Trotz bot. Der erstere Weg war um die Hälfte länger, und bot, wenn er eingeschlagen wurde, außer dem Zeitverluste, den doppelten Nachtheil dar, daß die Absicht des Generals dabei verrathen wurde, und daß der General Clairfayt und der Herzog von Braunschweig veranlaßt wurden, zuerst der eine das Defilé von Grandpré, der andre das Defilé Islettes zu besetzen. Wenn diese Stellungen von den Preußen besetzt waren, so trieben sie die französische Armee nach Châlons und bald bis nach Paris zurück.

Auf dem zweiten Wege kam Dillon mit dem Vortrapp in drei Märschen nach dem Defilé Islettes, Dumouriez in zwei Märschen nach Grandpré. Aber, um dies zu bewerkstelligen, mußte entweder Clairfayt, der nur drei Meilen von Grandpré stand, während Dumouriez fünf Meilen davon entfernt war, überholt, oder er mußte getäuscht und eingeschüchtert werden, indem graden Weges auf ihn los nach Stenay marschirt und er dann hinter die Maas zurückgedrängt wurde.

Im Augenblick, als Dumouriez sich zu diesem kühnen Zuge entschloß, erhielt er einen Eilboten vom General Galbaud, der ihm meldete, daß die preußische Armee Verdun eingeschlossen hätte, und daß es unmöglich wäre, diesem von funfzigtausend Mann belagerten Platze Hülfe zu bringen. Er antwortete Galbaud, daß er sich auf das Defilé Islettes zurückziehen und dort Dillon erwarten solle. Er schrieb an den General Duval, den er bei seiner Abreise von Valenciennes an der Spitze der Armee im Lager zu Maulde zurückgelassen hatte, sein Lager abzubrechen, sich mit dem zu Maubeuge stehenden Corps zu vereinigen, auf seinem Wege alle Truppen an sich zu ziehen und in Eilmärschen zu ihm zu stoßen. Er bezeichnete ihm das Defilé Chêne-Populeux bei Sedan als den Posten, den er zu besetzen habe. Dumouriez war ohne Besorgniß in Bezug auf diesen Weg, den er durch die wahrscheinlich mehrere Tage dauernde Belagerung von Stenay gedeckt glaubte, und zweifelte nicht daran, daß Duval zeitig genug ankommen würde, um ihn zu sperren. Er vernachlässigte es. Am 31. August begann er seine Bewegung. Der General Miaczinski erhielt Befehl, einen Scheinangriff gegen Stenay zu unternehmen; Dillon sollte Miaczinski unterstützen und sich der Stadt gegenüber aufstellen. Miaczinski griff heldenmüthig mit funfzehnhundert Mann Clairfayt's Vortrapp an, drängte ihn hinter die Maas zurück und machte eine Zeit lang Stenay frei. Dillon, anstatt Miaczinski zu unterstützen, blieb unbeweglich mit dem übrigen Theile seiner Truppen zu Mouzon am Waldsaum stehen, und befahl selbst dem siegreichen Miaczinski, sich zurückzuziehn. Dieser Fehler brachte Dumouriez' ganzen Plan in Gefahr.

Er glaubte, daß die Befehle, welche er gegeben, erfüllt worden wären, und daß Dillon bei Stenay stehen würde, und brach am 1. September mit der ganzen Armee auf. Als er nach Mouzon kam, erstaunte er, daselbst Dillon vorzufinden, und setzte seinen Marsch bis nach Stenay fort, um dort den Scheinangriff gegen Clairfayt zu erneuen. Zwei Tage lagerte er Clairfayt gegenüber, als ob er ihm die Schlacht anbieten wollte, während Dillon in das Defilé Islettes einrückte und es endlich am 3. September mit dem Vortrapp besetzte. Clairfayt blieb unbeweglich stehn. Du-

mouriez' Heertheile besetzten in den Defilés die verschiednen Stellungen, welche ihnen bezeichnet worden waren. Er selbst schwenkte plötzlich mit den funfzehntausend Mann, welche das Centrum ausmachten, rechts ab und rückte in das Defilé von Grandpré ein. Er bildete daselbst sein Lager zwischen der Aire und der Aisne, zwei Flüssen, welche vor und hinter ihm dasselbe schlossen; seine Artillerie stand hinter und über seinem Lager in dem Dorfe Senuc; sein Vortrapp, unter dem tapfern Obersten Stengel vor der Aire, hatte seinen Rückzug in das Lager durch zwei Brücken gesichert. Die Aufstellung des Lagers zu Grandpré war so beschaffen, daß der Feind, wenn er es stürmen wollte, erst alle von einem bedeutenden Vortrapp vertheidigten Posten überwältigen, ohne Brücken über die Aire setzen, und endlich auf einem vertieften, eingeschlossenen Terrain hervorkommen mußte, wo er von dem dreifachen Feuer des Schlosses von Grandpré, der Positionsgeschütze des Dorfes Senuc und endlich der Kanonen, welche die Fronte des Lagers deckten, bestrichen wurde. Dumouriez, im Besitze dieses so vertheidigten Weges, der genommen werden mußte, wenn man in das Innere des Landes eindringen wollte, wartete darauf, daß sich Frankreich hinter ihm erheben sollte.

XI.

Es war hohe Zeit. Longwy war in zwei Tagen genommen worden, Verdun war in Gefahr. Die Armeen des Königs von Preußen und des Kaisers, welche die Unschlüssigkeit ihres Generals lange in Unthätigkeit erhalten hatte, wurden endlich trotz ihres Führers, von ihrer Ungeduld und von den Ereignissen des 10. August vorwärts getrieben.

Der Herzog von Braunschweig hatte seit Eröffnung des Feldzuges systematisch gezaudert, aber indem er den Angriff weniger eifrig betrieb, hatte er Zeit gelassen, die Vertheidigung vorzubereiten. Der Angriffskrieg darf keine Zeit verstatten, der Vertheidigungskrieg muß jede Stunde streitig machen; denn die Zeit, welche die Kräfte einer angreifenden Armee aufreibt, ist bei nationalen Kriegen der erste Bundesgenosse. Der Herzog von Braunschweig, der

an die gelehrten, wissenschaftlich ausgeführten Manoeuvres der deutschen Strategie gewöhnt war, ging mit der Vorsicht und der Langsamkeit eines Schachspielers zu Werke. Es war das Handwerk, welches gegen den Enthusiasmus zu Felde zog. Das erstere mußte unterliegen.

Dieses langsame Verfahren wurde übrigens durch die Unterhandlungen, die im Hauptquartiere der Coalisirten stattfanden, begünstigt. Wie schon bemerkt, war zu Coblenz in der Conferenz zwischen dem König von Preußen und dem Kaiser ausgemacht worden, daß die französischen Emigrirten nicht bei der Operationsarmee sich befinden sollten, um nicht die französische Nation dadurch zu erbittern, daß der Schein gegeben wurde, als ob eine unpopuläre Aristokratie sie mit den Waffen in der Hand unterjochen wollte. Der Marquis v. Bouillé, der militairische Berather des Königs von Preußen, schlug vor, diese für die Emigrirten verletzende Maßregel zu mildern. Es wurde bestimmt, daß sie in drei Corps getheilt werden sollten. Das eine, zehntausend Edelleute stark, sollte sich bei der großen Armee des Herzogs von Braunschweig befinden, die beiden andern, jedes von fünftausend Edelleuten, sollten, das eine unter dem Prinzen von Condé in Flandern, das andre unter dem Herzog von Bourbon, am Rheinufer verwandt werden. Diese so vertheilten Corps der Emigrirten sollten jedoch nur in der zweiten Linie marschiren, um so zu vermeiden, daß ihre Waffen mit französischem Blute befleckt wurden; ihre Aufgabe war nur hinter der Operationsarmee die Truppen und die Regimenter, die, wie man erwartete, die französische Armee verlassen würden, an sich zu ziehen.

Die sich widersprechenden Unterhandlungen des Barons von Breteuil, Herrn von Calonne's und Herrn von Moustier's trugen auch dazu bei, die Angelegenheiten zu verwickeln und das thätige Handeln der Mächte zu hemmen. Der Baron von Breteuil, der Bevollmächtigte Ludwig's XVI., that in seinem Namen Einspruch dagegen, daß die fremden Kabinete in Frankreich eine andre gesetzliche Autorität, als die des Königs anerkennen sollten. Herr von Calonne, Agent der Prinzen und ihr Bevollmächtigter zu Coblenz, beanspruchte für den Grafen von Provence die Regentschaft während der Zeit, wo Ludwig's XVI. Machtlosigkeit erwiesen war, oder

wo er sich in Gefangenschaft befand. Herr von Moustier, der vom Grafen von Provence abgeschickt worden war, um Calonne, der bei den Emigrirten verhaßt geworden war, zu ersetzen, bestand nachdrücklich auf dieser Anerkennung der Rechte des Grafen von Provence auf die Leitung der Angelegenheiten des wieder eroberten Königthums. Rußland begünstigte den Ehrgeiz dieses Prinzen, der sobald wie möglich eine ideale Regierung versuchen wollte. Der Kaiser, der insgeheim von Marie Antoinette, seiner Schwester, bestimmt wurde, welche die Herrschaft ihrer Schwäger fürchtete, weigerte sich, auf eine so ausdrückliche Weise die Entthronung des Königs, dessen von seinen Unterthanen verkannte Autorität er wiederherzustellen in Begriff war, zu erklären. Conferenzen, bei denen der König von Preußen, der Herzog von Braunschweig, der Fürst von Hohenlohe zugegen waren, führten zu keiner Entscheidung.

Die Nachricht vom 10. August gelangte endlich in das Hauptquartier. Umsonst wollte der Herzog von Braunschweig noch zögern und Fristen setzen. Der König von Preußen machte seiner Unschlüssigkeit ein Ende. „Wenn wir nicht mehr zeitig genug ankommen können, um den König zu retten, rief er im Kriegsrathe aus, so wollen wir vorwärts marschiren, um das Königthum zu retten.“ Am folgenden Tage setzte sich die Armee in Marsch. Am 19. August, nachdem sie in zwanzig Tagen vierzig Meilen zurückgelegt hatte, ging sie über die Grenze und lagerte sich bei Tiercelet, wo sie ihre Vereinigung mit dem östreichischen Corps unter Clairfayt bewerkstelligte.

Bei diesem entscheidenden Schritte zögerte der Herzog von Braunschweig von neuem; er verlangte die Berufung eines neuen Kriegsrathes und stellte dem König vor, daß er ein schlimmes Ende bei einem Zuge in das Innere eines Landes voraussehe, wo die Energie der Empörer soweit gehe, daß sie den König gefangen setzten und seine Garden ermordeten. „Wer weiß, fügte er hinzu, ob unser erster Sieg nicht Anlaß zum Tode des Königs gibt?“ Friedrich Wilhelm, der durch die Rathschläge seines Ministers, Grafen von Schulenburg, und durch die Führer der Emigrirten, welche in ihr Vaterland zu bringen verlangten, in seinem Entschlusse bestärkt worden war, nahm mit sichtbarer Un-

zufriedenheit auf, wie sein General beständig nicht vorsichtig genug zu Werke zu gehen glaubte. „Wie schrecklich auch die Lage der königlichen Familie sein mag, sagte er, die Armeen dürfen nicht rückwärts gehen. Ich wünsche von ganzem Herzen, fügte er hinzu, noch zeitig genug ankommen zu können, um den König von Frankreich zu befreien; aber vor Allem ist meine Pflicht, Europa zu retten."

XII.

Am 20. August schloß die Armee die Festung Longwy ein. Das Bombardement, welches in der Nacht vom 21. seinen Anfang nahm, mußte eines heftigen Gewitters wegen unterbrochen werden und nahm erst am folgenden Tage wieder seinen Fortgang. Dreihundert Bomben, die in den Ort fielen und einige Häuser anzündeten, bestimmten den Commandanten Lavergne dazu, zu capituliren, und so den Feldzug mit Schande beginnen zu lassen. La Fayette's Desertion, die zu derselben Zeit den Coalisirten gemeldet wurde, verdoppelte noch ihre Freude. Wenn der Herzog von Braunschweig diese Begeisterung der Armee und diese glücklichen Vorfälle benutzt hätte, um unverzüglich an der Centralgrenze zu operiren, so konnte ihn nichts, als die Mauern von Paris aufhalten. Wenn er einige Tausend Mann vor Thionville ließ, so konnte er sich mit sehr bedeutenden Streitkräften auf La Fayette's Armee werfen, die ihren General verloren und sich noch nicht unter Dumouriez vereinigt hatte; diese Armee, die ohne innern Halt war, mußte von der Uebermacht erdrückt werden. Oder er konnte die Defilés der Argonne, das einzige natürliche Bollwerk zwischen der Marne und Paris besetzen, ehe Dumouriez sie erreichte, und auf die Hauptstadt marschiren, ehe der Patriotismus der Departements sie durch Freiwillige schützte. Der Herzog von Braunschweig schlug weder den einen, noch den andern Weg ein und sprach nur von Klugheit und von Versuchen, zu einer Zeit, wo nur Verwegenheit als Klugheit gelten konnte. Entweder ließen den Herzog von Braunschweig seine geistigen Fähigkeiten im Stiche, oder er verrieth selbst die Sache der Könige von Europa, die in seine Hand gegeben worden war. Mit den Hindernissen, welche er aufstellte, brachte

er selbst den Eifer Friedrich Wilhelm's zum Erkalten. Er verlor zehn Tage damit, daß er auf Verstärkungen wartete, als ob er nicht genug an siebzigtausend Mann gehabt hätte, um siebzehntausend anzugreifen, die in schwachen Abtheilungen auf einer Strecke von funfzehn Stunden zwischen Sedan und Sainte-Menehould aufgestellt standen. Alles diente ihm zum Vorwand, um die Thätigkeit seiner Armee zu hemmen. Der König von Preußen, der auf der einen Seite Achtung vor dem alten militairischen Ruhme seines Generalissimus empfand, auf der andern Seite aber auch die zu augenscheinlichen Fehler desselben bemerkte, wollte lange Zeit nicht anerkennen, daß der Arm des Herzogs von Braunschweig von seinem Herzen zurückgehalten wurde, und daß er mit Widerwillen den Angriff auf ein Land unternahm, dessen Krone ihm angeboten worden war und noch angeboten wurde. Sah der Herzog den möglicherweise eintretenden Fall voraus, daß diese Krone der Lohn dafür sein könnte, wenn er dem revolutionairen Frankreich so viel Schonung bewies? Sein langsames Verfahren ermächtigt dazu, einen solchen Verdacht zu fassen, und sein Rückzug bestätigt ihn. Natürliche Ursachen reichen nicht hin, um so viel Schwäche, oder ein solches den Vortheil des Gegners berücksichtigendes Verfahren zu erklären.

XIII.

Während dieser zehn Tage fiel Verdun; aber Dumouriez hatte in den Defilés der Argonne Verschanzungen errichtet und eine Armee aufgestellt, die schwerer zu überwältigen waren, als die Garnisonen und die Wälle, welche der Feind mit Zeitverlust besiegte. Erst am 30. August erschien die Armee der Coalisirten auf den Höhen von Saint-Michel, welche Verdun beherrschen. Der König von Preußen und der Herzog von Braunschweig lagerten zu Grand-Bras auf dem linken Maasufer unterhalb der Stadt. Verdun, das schwach befestigt, aber doch im Stande war, eine Zeit lang eine Belagerung auszuhalten, hatte eine dreitausendfünfhundert Mann starke Besatzung, welche von Beaurepaire, einem unerschrocknen patriotischen, des Alterthums würdigen Offizier befehligt wurde. Das Bombardement begann am

31. und es wurden mehrere Gebäude in Brand gesteckt. Das Feuer der Festung erwiderte nur schlecht darauf. Es fehlten Artilleristen für die Geschütze, und es waren keine vorräthigen Laffetten da. Die Bevölkerung war royalistisch gesinnt und fürchtete sich vor dem Sturme. Der König von Preußen bot einen Waffenstillstand von einigen Stunden an. Er wurde angenommen.

Es versammelte sich ein Rath, der aus Einwohnern und Civilbeamten bestand, denen die gesetzgebende Versammlung aus Mistrauen gegen die Armee die oberste Gewalt in den im Belagerungszustande sich befindenden Städten anvertraut hatte. Dieser Kriegsrath entschied dahin, daß die Stadt sich nicht halten könne. Beaurepaire und seine bedeutendern jüngern Offiziere, unter denen sich die später als Generale berühmten Lemoine, Dufour und Marceau befanden, widersetzten sich umsonst einer übereilten Capitulation. Sie gestanden zu, daß die Stadt keine lange Belagerung aushalten könne, aber sie wollten wenigstens eine ehrenvolle Uebergabe. Der Rath faßte eilig einen schimpflichen Entschluß und entschied sich für die Capitulation.

Beaurepaire warf die Feder weg, die ihm dargereicht wurde, und zog eine Pistole aus dem Gürtel. „Meine Herrn, sagte er, ich habe geschworen, den Feinden meines Vaterlandes nur eine Leiche zu übergeben. Ueberleben Sie Ihre Schande, wenn Sie können; was mich betrifft, ich bleibe meinem Schwure treu und mein letztes Wort ist: Ich sterbe frei. Mein Tod möge den Feigen zur Schande gereichen und für die Tapfern ein Beispiel sein.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so schoß er sich durch die Brust und fiel todt in den Saal hin.

Diese heldenmüthige That ließ nicht einmal ein Gefühl von Scham bei den Umstehenden aufkommen. Die Leiche wurde weggeschafft, und sie unterzeichneten die Uebergabe Verduns. Junge Mädchen, die Töchter der vornehmsten Einwohner der Stadt, zogen festlich gekleidet dem König von Preußen bis an die Thore der Stadt entgegen und streuten Blumen vor ihm her. Dieses Verbrechen, welches ihr Geschlecht, ihr Alter, ihre Unschuld hätte verzeihen lassen können, brachte sie später alle auf das Schaffot. Die Besatzung verließ die Stadt mit den Kriegsehren. Auf

einem mit schwarzen Pferden bespannten Wagen, der mit einem dreifarbigen Tuche, als Leichentuch bedeckt war, wurde Beaurepaire's Leiche mit fortgefahren, die seine Soldaten nicht in die Hände des Feindes gerathen lassen wollten. Die gesetzgebende Versammlung erkannte Beaurepaire eine ehrenvolle Leichenfeier zu. Sein Herz wurde in dem Pantheon beigesetzt. Dem jungen Marceau, der voll Unwillen mit Beredsamkeit gegen die Capitulation gesprochen hatte, wurden öffentliche Beweise von Bewunderung zu Theil. Er hatte bei dem Ausmarsche aus Verdun seine Waffen, seine Pferde, sein Gepäck verloren. „Was wünschen Sie, das Ihnen die Nation wiedergeben soll?" fragte ihn ein Repräsentant des Volkes, der sich bei Dumouriez' Armee befand. „Meinen Säbel," antwortete Marceau lakonisch.

XIV.

Die Berichte über La Fayette's Flucht, über den Einmarsch des feindlichen Heeres auf das französische Gebiet, über die Einnahme Longwys und die Capitulation Verduns wirkten zu Paris, wie wenn ein Gewitter sich entladet. Auf allen Gesichtern war Bestürzung zu lesen. Die Feinde waren sechs Märsche weit von der Hauptstadt entfernt, Verrath herrschte in der Armee, Feigheit in den Städten, Schrecken auf dem Lande, geheime Freude in den Herzen der Mitschuldigen der Emigrirten, die Regierung war umgestürzt, die Versammlung aufgelöst, ein Interregnum drohte eine Katastrophe herbeizuführen, der Krieg mit Fremden traf mit einem Bürgerkriege zusammen; niemals waren für Frankreich solche unheilvolle Tage herangenaht, welche die Auflösung der Nationen mit sich zu bringen scheinen. Alles hatte in Frankreich den Untergang gefunden, ausgenommen der Wille zu leben. Die Begeisterung für das Vaterland und für die Freiheit war allein noch lebendig. Von Allen verlassen, verließ sich selbst das Vaterland nicht. Nur zweierlei war nothwendig, um es zu retten: Zeit und eine Diktatur. Die Zeit — Dumouriez' Heldenmuth verschaffte sie. Die Diktatur — Danton übernahm sie im Namen der Gemeine von Paris. Vom 10. August bis 20. September regierte nur Danton. Er beherrschte die Commune, deren

Entschlüsse er förderte und leitete; er brachte in den Rath der Minister die Allgewalt mit, die er sich auf dem Rathhause verschaffte. Er sprach dort wie ein Marius, der in seinen Kollegen nur Werkzeuge finden will. Der Philosoph Roland, der Finanzmann Clavière, der Mathematiker Monge, der Diplomat Lebrun, der Militair Servan besaßen weder die Fähigkeiten, noch die Begeisterung, noch die Verderbniß, welche für die Krisen, in denen sie ihr Ehrgeiz eine Rolle spielen ließ, nothwendig waren. Danton war der einzige Staatsmann der ausübenden Gewalt. Er war auch der einzige Redner derselben. Keiner dieser Männer, welche in Kanzleien oder in Bureaux alt geworden waren, verstand es, die eindringliche Sprache der Leidenschaften zu reden. Danton, der schon so oft bei Empörung und Aufstand thätig gewesen war, hatte sie gelernt. Das Volk kannte seine Stimme. Ein Wink von ihm regte es auf den Straßen auf oder beruhigte es. Er setzte die Versammlung in Schrecken. Er sprach weniger wie ein Minister, als wie ein allmächtiger Vermittler, der beschützt und der Verweise ertheilt. Seine Rathschläge waren Befehle. Er stützte sich auf seine Popularität und verkündigte an der Schranke in starken, dunkeln und kurzen Ausdrücken seine Volksbeschlüsse. So schnell wie möglich kehrte er wieder zu geheimnißvollen Zusammenkünften, zu versteckten Comités der Commune zurück und ließ seine Agenten wieder Intriguen anspinnen. Es ließ sich bemerken, wie Alle über seine Ueberlegenheit erstaunt waren; die Klarheit seines Geistes, sein energischer Patriotismus, seine kräftigen Rathschläge, seine überwallende Leidenschaftlichkeit machten alle Parteien von ihm abhängig. Er hielt alle Fäden in seiner Hand und ließ sie wirken, indem er sie bald zeigte, bald verbarg. Er gab sich nicht die Mühe, zu verheimlichen, daß er nicht viel von Roland hielt. Er untersuchte den Verwaltungszweig eines jeden seiner Kollegen und war darin thätig. Er leitete den Krieg, die Finanzen, die innern Angelegenheiten, die geheimen Unterhandlungen mit dem Auslande. Roland war damit im Stillen unzufrieden und beklagte sich, wenn er nach Hause kam, gegen seine Frau darüber, wie übermüthig Danton sei und wie er sich in Alles mische. Er fühlte sich von der Ueberlegenheit seines Kollegen gedemüthigt und von seinen

Gesinnungen in Schrecken gesetzt, und sah ein, daß Alles, was am 10. August erlangt worden war, für seine Partei verloren ging, und daß die Girondisten statt eines Bundesgenossen in Danton einen Gebieter gefunden hatten. Er gab indeß nach, weil er hoffte, bei der nächsten Versammlung sich wieder zu erheben. Einstweilen gab er sich nur mit den einzelnen rein administrativen Geschäften des Ministeriums des Innern ab und fand Trost in vertraulichen Unterhaltungen mit Brissot, Guadet und Vergniaud.

XV.

Danton vernachlässigte indeß kein Mittel, um Roland, den er eingeschüchtert hatte, auch für sich einzunehmen. Er gab sich Mühe, seiner Frau, von der er wußte, welchen Einfluß sie auf ihn hatte, zu gefallen. Madame Roland hatte einen auf dem feinen und angebornen Gefühle ihres Geschlechtes beruhenden Widerwillen dagegen, Danton mit an der ausübenden Gewalt Theil nehmen zu sehn. Die Erhebung dieses Tribuns, der weder Anmuth, noch Sitten, noch Grundsätze besaß, war nach ihrer Meinung ein demüthigendes Zugeständniß, welches die Girondisten aus Furcht gemacht hatten. „Welche Schande, sagte sie zu ihren Vertrauten, daß der Rath durch Danton, der einen so schlechten Ruf hat, einen Flecken erhält! — Was wollen Sie, antwortete ihr Brissot, man muß die Stärke nehmen, wo man sie findet. — Es ist leichter, erwiderte sie, solche Menschen nicht mit der Gewalt zu bekleiden, als sie zu verhindern, sie zu misbrauchen.“

Sie stellte sich in ihren Träumen einen Ministerrath vor, der aus entschlossenen, gemäßigten, unbestechlichen Republikanern bestand, von denen sie im Plutarch gelesen hatte. Statt dieses Geistes und dieser Tugend des Alterthums erblickte sie die Unterwürfigkeit des zwar redlichen, aber furchtsamen Monge, der, wenn ihn Danton ansah, von ihm bei der Gemeine verdächtig gemacht zu werden fürchtete; die Gleichgültigkeit Servan's, der Alles, was nicht in das Bereich des Kriegsministeriums gehörte, unbeachtet ließ; die Mittelmäßigkeit Lebrun's; das Ungestüm und die Immoralität Danton's. Indeß empfing sie fast alle Tage Danton

während der ersten Zeit, daß er Minister war, in ihrem Hause, bald kurz vor Anfang der Sitzung, zu der er früher kam, um sich mit ihr zu unterhalten, bald bei den Gastmählern, die sie einem vertrauten kleinen Kreise gab, um dabei über die öffentlichen Angelegenheiten zu sprechen. Danton brachte Camille Desmoulins und Fabre d'Eglantine mit. Er zeigte in seiner Unterhaltung Patriotismus, Aufopferung, und den eifrigen Wunsch, mit seinen Kollegen einig zu bleiben. Seine Worte, der Ton seiner Stimme, der Ausdruck der Aufrichtigkeit und gleichsam die Heiterkeit seiner Begeisterung täuschten eine Zeit lang Madame Roland; sie war versucht zu glauben, er sei verleumdet worden, und ihm die ungestümen Tugenden der Freiheit zuzuschreiben. Aber wenn sie sein Gesicht ansah, so machte sie sich über ihre Nachsicht Vorwürfe. Sie konnte sein Gesicht nicht mit der Idee eines rechtlichen, unbescholtnen Mannes in Einklang bringen. „Ich habe nie etwas gesehen, sagte sie, was bei angenommner Freimüthigkeit, Fröhlichkeit und Gutmüthigkeit so sehr auffahrende, rohe Leidenschaftlichkeit und freche Kühnheit ausdrückte. Meine Einbildungskraft, die immer gern den Personen eine Rolle zuertheilt, stellte mir unaufhörlich Danton mit einem Dolche in der Hand vor, wie er mit seiner Stimme und seiner Geberde einen Haufen Mörder, die furchtsamer oder weniger wild wie er sind, vorwärts treibt; oder wie er, über seine Schandthaten zufrieden, sich wie Sardanapal in gemeinen Vergnügungen von seinen Verbrechen erholt."

Kaum war Danton nach der Katastrophe des 10. Aug. erhoben worden, so legte er seine Rolle als Agitator ab und zeigte sich der Krise gewachsen. Er brachte durch seine Freigebigkeit alle ehrgeizigen Leute niederer Gattung, die nach Geld oder nach Ansehen trachteten und die er in den Clubs angetroffen hatte, auf seine Seite. Er machte sich aus Allen, die etwas erlangen wollten, eine Partei. Da er selbst verkäuflich war, so wußte er die Gewalt der Verkäuflichkeit zu schätzen. Ohne Scham suchte er sich auf alle mögliche Weise die Mittel dazu zu verschaffen. Er organisirte die Bestechung der Patrioten. Nicht zufrieden mit den hunderttausend Francs geheimer Gelder, welche am Tage nach dem 10. August jedem Ministerium zuertheilt

wurden, nahm er auch noch, ohne Rechenschaft abzulegen, das Viertel von zwei, zu geheimen Ausgaben bestimmten Millionen in Beschlag, welche die Versammlung der ausübenden Gewalt bewilligte, um auf die fremden Kabinete und auf die öffentliche Meinung einzuwirken. Er nöthigte selbst Lebrun und Servan, ihm einen Theil der für ihre Ministerien bestimmten Gelder zu überlassen. Er schickte zu den Armeen Commissäre, die mit diesen Geldern besoldet wurden und die unter den Leuten der Gemeine gewählt worden waren welche sich ihm verkauft hatten. Der öffentliche Schatz bezahlte Danton's Proconsuln.

XVI.

Die Eifersucht zwischen der ihrem Ende nahenden Versammlung und der Gemeine, welche sich zuerst in der Nacht vom 9. zum 10. August gezeigt hatte, dauerte fort und trat mit jedem Augenblicke stärker hervor. Die Versammlung, die einzige gesetzliche Gewalt und der einzige noch aufrecht gebliebne Theil der Constitution, suchte nach der Krise dem Volk gesetzliche Gesinnung und constitutionelle Achtung der Vertreter der Nation beizubringen. Sie wollte durch die Gesetze regieren. Der allgemeine Rath der Gemeine, der durch eine Empörung und durch einen Rechtsübergriff seine Entstehung gefunden hatte, wollte in der Gemeine das Recht der Empörung fortdauern lassen, in sich die ganze ausübende Gewalt vereinigen und sich der nationalen Vertretung blos bedienen, um die gebieterischen Anträge der Hauptstadt als Beschlüsse abfassen zu lassen. Jede Sitzung gab von diesem Streite Zeugniß. Commissäre überbrachten der Versammlung einen Wunsch der Gemeine. Einige Mitglieder sprachen sich nachdrücklich dagegen aus, daß die Gewalt der Versammlung beeinträchtigt werden sollte. Andre, die in Furcht gesetzt oder mit der Gemeine einverstanden waren, bewiesen die dringende Nothwendigkeit des vorgeschlagenen Beschlusses. Das Ganze endete damit, daß die Versammlung nachgiebig that, was die Gemeine wollte, oder daß sie eine von den zweideutigen Maßregeln traf, die unter dem Scheine eines Vergleiches die wirkliche Unterwürfigkeit verbergen. Die Girondisten waren empört darüber, aber sie ge-

horchten. Aus Furcht, besiegt zu erscheinen, machten sie sich zu Mitschuldigen.

Die Gemeine verlangte auf diese Weise gebieterisch die Bildung eines Martialgerichtshofes, der die Feinde des Volkes und die Mitschuldigen des Hofes kurz aburteln sollte. Brissot und seine Freunde scheuten sich, dem Volke ein solches Werkzeug der Tyrannei in die Hände zu geben. Sie widerstanden einige Tage diesem Wunsche. Sie setzten eine Proklamation auf, welche Alle an die Principien der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit, der Unparteilichkeit, welche für das Leben der Bürger bei den Gerichten bürgen, erinnern sollte. Choudieu und Thuriot sprachen, obgleich sie Jacobiner waren, nachdrücklich gegen die Bildung dieses Rachetribunals. „Ich verehre die Revolution, rief Thuriot aus; aber ich erkläre, daß, wenn die Revolution nur durch ein Verbrechen triumphiren könnte, so würde ich sie lieber untergehn lassen, als mich bei ihrer Rettung beflecken.“ Thuriot fühlte in seinem Innern, was das wahre Heil der Revolutionen ist. Das Verbrechen ist die Politik der Mörder. Das wahre Genie ist immer unschuldig, weil es die höchste Einsicht ist.

Die Gemeine beharrte auf ihrem Verlangen und drohte. „Bürger! sagte ein Redner an der Schranke der Versammlung, das Volk ist es überdrüssig, sich nicht gerächt zu sehn. Hütet euch, daß es sich nicht selbst Gerechtigkeit verschafft! Ich zeige euch an, daß heute Abend, um Mitternacht, die Sturmglocke geläutet und der Generalmarsch geschlagen werden wird. Wir wollen, daß aus jeder Sektion ein Bürger ernannt werden soll, um einen peinlichen Gerichtshof zu bilden, und daß dieser Gerichtshof seine Sitzungen in den Tuilerien halten soll, damit die Rache da, wo das Verbrechen ersonnen wurde, ihren Anfang finde! Ich verlange, daß Ludwig XVI. und Marie Antoinette, die so begierig nach dem Blute des Volkes sind, befriedigt werden, indem sie das Blut ihrer schändlichen Anhänger fließen sehen!.... Wenn vor drei Uhr, die Geschwornen, die wir verlangen, fügte ein andrer Redner hinzu, nicht im Stande sind, ihre Sitzungen zu beginnen, so sind Sie für alles Unglück, das geschehen kann, verantwortlich.“

Einige Augenblicke später, antwortete Hérault de Séchelles

hierauf im Namen der außerordentlichen Commission durch das Verlesen eines Beschlusses, der einen Gerichtshof einsetzte, welcher damit beauftragt war, die am 10. August begangnen Verbrechen zu richten. Robespierre wurde zum Präsidenten dieses Tribunals ernannt. Er lehnte es ab, entweder weil er Abscheu vor Blutvergießen hatte, oder weil er eine Stellung verachtete, die nicht mit dem, wozu er sich bestimmt fühlte, übereinstimmte.

XVII.

Die Nationalgarde, welche bei den Einen verhaßt, bei den Andern verdächtig geworden war, wurde auf populäre Weise umgebildet; sie bekam den Namen bewaffnete Sektionen. Jeder Compagnie der bewaffneten Sektionen wurde eine unbestimmte Anzahl von Arbeitern und Proletariern, die mit Piken bewaffnet waren, beigegeben; diese machten die Prätorianer der Gemeine aus, von der sie bezahlt und geleitet wurden und in deren Auftrage sie die Bürger der Sektionen überwachten.

Die Gemeine war mit der Bildung eines peinlichen Gerichtes nicht zufrieden und verlangte in der Sitzung vom 25. August, daß die Gefangnen, die sich zu Orleans befanden, nach Paris geschafft werden sollten, „um dort die Strafe für ihre Schandthaten zu erhalten.“ Brester Föderirte begleiteten an diesem Tage die Commissäre der Gemeine. Einer von ihnen bedrohte die Versammlung mit der Rache des Volkes, wenn ihnen die Gefangenen nicht preisgegeben würden. Lacroix, der Freund Robespierre's und Danton's, als Jacobiner fanatisch, aber unerschrocken als Deputirter, nahm den Präsidentensitz ein. „Ganz Frankreich, erwiderte er mit Unwillen den Commissären der Gemeinde, richtet seine Blicke auf die Nationalversammlung. Wir werden unsers Vaterlandes würdig sein. Die Drohungen werden auf uns keinen andern Eindruck machen, als daß wir uns bereit machen, auf unserm Posten zu sterben. Es kommt uns nicht zu, die Constitution zu ändern. Bringt euer Gesuch vor den Nationalconvent; er allein kann die Organisation des hohen Martialgerichtshofes zu Orleans abändern. Wir haben unsre Pflicht gethan. Wenn unser Tod

als letzter Beweis, um euch zu überzeugen, nöthig ist, so kann das Volk, mit dem ihr uns bedroht, über unser Leben verfügen. Die Deputirten, welche den Tod nicht gefürchtet haben, als die Anhänger des Despotismus das Volk bedrohten, die mit ihm alle seine Gefahren getheilt haben, werden auf ihrem Posten zu sterben wissen. Geht und sagt dies denen, die euch hergesandt haben!" Dieser edle Widerstand Lacroix', der Danton's Freund und Vertrauter war, läßt vermuthen, daß der Minister selbst noch Marat und seiner Partei widerstand, die ihn zu den Verbrechen anreizten, welche im September stattfanden. So war die Versammlung vierzehn Tage nachher, als der Sieg über den Thron gemeinschaftlich errungen worden war, dahin gebracht worden, die Gemeine und das Volk zum Morde herauszufordern. Am folgenden Tage erließ sie den Beschluß über die Deportation aller Priester, welche den Eid verweigert oder widerrufen hatten.

XVIII.

Die Einnahme von Longwy hatte zur Folge, daß der Streit zwischen der Versammlung und der Gemeine einen Augenblick ruhte, und daß sie dafür mit einander wetteiferten, wer bei der Gefahr des Vaterlandes die größten Opfer brächte. Jacobiner, Girondisten, Cordeliers stimmten um die Wette für außerordentliche Aushebungen von Truppen, für Anschaffung von Waffen, von Kriegsgeräth, von Kanonen, welche nothwendig waren. Gegen den Kommandanten von Longwy wurde allgemeiner Unwille laut; Vergniaud schlug einen Beschluß vor, welcher die Todesstrafe über jeden Bürger einer belagerten Stadt verhängte, der von Uebergabe sprach; an Luckner's Stelle bei der Metzer Armee kam Kellermann.

Kellermann, der für den Soldatenstand und für die Freiheit leidenschaftlich eingenommen war, hatte seine militairischen Grade im siebenjährigen Kriege erlangt. Er war noch jung gewesen und hatte von alten erfahrnen Feldherrn und von Friedrich dem Großen gelernt. Als die Revolution ausbrach, war er Oberst und wurde zum General befördert. Er stand bei Luckner's Armee und hatte die Liebe der Truppen gewonnen. Luckner machte sich verdächtig, als er zögerte, der Nation den Eid leisten zu lassen. Er wurde

abgesetzt. Kellermann weigerte sich, den Befehl über die Armee Luckner's, seines frühern Obern und seines Freundes, zu übernehmen, wenn dieser nicht den Grad des Generalissimus wieder erhielte. Die Versammlung, welche von Kellermann's Edelmuth gerührt wurde und von Luckner's Unschuld und Schwachköpfigkeit überzeugt war, gab ihm seinen Titel wieder, ohne ihm jedoch weitere Befugniß zu ertheilen, und schickte ihn nach Châlons, um die Bataillone der Freiwilligen, welche aus allen Departements nach der Grenze zogen, zu organisiren.

Während Danton der Regierung durch seine Handstreiche Kraft verlieh, fing Robespierre, der weniger Herrschaft wie er über den Rath der Gemeine ausübte und durch ein Ereigniß, an dem er nicht Theil genommen hatte, weniger hoch erhoben worden war, wieder an, seine Stimme nach der Schlacht hören zu lassen, um ihre Bedeutung und ihre Wichtigkeit zu erklären. „Das öffentliche Misgeschick der französischen Nation, schrieb er, hatte den Grad erreicht, bei welchem die Nationen, wie die Individuen nur noch eine Pflicht zu erfüllen haben, nämlich die Pflicht, für ihr eignes Bestehen zu sorgen. Die Nation hat sich wie im Jahre 89 erhoben, aber mit noch mehr Ordnung und noch mehr Majestät wie 89; sie hat mit mehr Kaltblütigkeit von ihrer Souverainetät Gebrauch gemacht, um ihr Glück und ihr Heil zu sichern. Im Jahre 89 unterstützte sie ein Theil der Aristokratie; im Jahre 92 hatte sie nur sich selbst, um sich zu retten." Hierauf brachte er einen Bericht über die Vorfälle des Tages und faßte seine Ansicht über die Folgen des 10. Augusts folgendermaßen zusammen: „Die Versammlung hat den König suspendirt, aber hier hat sie nicht genug gewagt; sie mußte nicht die Suspension, sondern den Fall des Königthums aussprechen. Sie mußte diese Frage, deren Lösung uns Schwierigkeiten bereitet und zum Zaudern bringt, schnell zu Ende bringen. Anstatt dies zu thun, hat sie uns davon gesprochen, einen *Erzieher für den Kronprinzen* zu ernennen. Franzosen, denkt an das Blut, das geflossen ist. Erinnert euch an die außerordentlichen Beweise von Vernunft, an die wunderbaren muthigen Thaten, die euch über alle Völker der Erde gestellt haben; erinnert euch an die unsterblichen Principien, die ihr zum

ersten Male mit solcher Kühnheit und solchem Ruhme habt in der Nähe der Throne erklingen lassen, um das menschliche Geschlecht aus Finsterniß und Knechtschaft aufzurütteln! In welcher Beziehung steht denn diese erhabne Rolle mit der Wahl eines Erziehers, um den Sohn eines Tyrannen zu bilden!

„Aber vorwärts geht sie die schönste Revolution, welche je zur Ehre der Menschheit dagewesen ist! Die einzige, welche je einen des Menschen würdigen Zweck gehabt hat, nämlich die politischen Gesellschaften auf den göttlichen Principien der Gleichheit, der Gerechtigkeit, der Vernunft zu begründen! Welche andere Sache hätte dem Volke diesen erhabnen und ausdauernden Muth einflößen, diese Wunder des Heldenmuthes hervorbringen können, welche Allem gleich sind, was die Geschichte des Alterthums aufweist! Schon hat die Erschütterung einen Thron umgestürzt und alle Throne wankend gemacht! Franzosen, steht und wacht! Die Könige oder die Franzosen müssen unterliegen! Schüttelt die letzten Ringe von der Kette des Königthums ab. Ihr seid es der Welt und euch selbst schuldig, euch die beste Constitution zu geben, welche nur möglich ist. Beruft zum Convent nur Männer, die frei von Ränkesucht und von Feigheit, diesen Tugenden der Höfe, sind! Von nun an seid ihr im Kriege mit allen euern Unterdrückern begriffen. Nur im Siege, nur in der strafenden Vergeltung findet ihr den Frieden.“ Dies war eine Berufung an die Wahlen, die bald vorgenommen werden sollten.

XIX.

Was Péthion betrifft, der ein Gegenstand platonischer Verehrung für die Commissäre der neuen Gemeine war, die ihn den Vater des Vaterlands nannten, so erschien er von Zeit zu Zeit vor der Versammlung, um gefällig die Rechtsübergriffe dieses von der Empörung ausgegangenen Corps zu rechtfertigen. Das scheinheilige Lächeln, welches stets auf seinen Lippen schwebte, verbarg schlecht die Kränkungen, die er zur Genüge auf der Mairie erfahren mußte. Er war eine Geisel des Volkes auf dem Rathhause. Der wirkliche Maire war jetzt Danton. Danton, der unaufhörlich bei den Berathungen des Municipalrathes, der in beständiger

Sitzung beisammen blieb, zugegen war, vernachlässigte die Versammlung, um bei der Gemeine sein zu können. Er traf mit ihr zusammen alle auf die Regierung bezüglichen Maßregeln; er war ihre ausübende Gewalt. Um dem Rathe der Gemeine die Richtung, die Einheit, die Verschwiegenheit, welche für einen aus Männern der That bestehenden Vereine nöthig sind, mitzutheilen und um in der allgemeinen Sitzung, die von ihm und seinen Vertrauten gefaßten Entschlüsse vorwalten zu lassen, hatte er mit Marat's Unterstützung den Municipalrath in einzelne Comité's getheilt. Jeder Ausschuß berieth und handelte für sich. Sie waren das Vorbild derer, die später in dem Convente die Regierungsgewalt in sich vereinigten. Der oberste Ausschuß war der der allgemeinen Aufsicht. Er bestand aus einer kleinen Anzahl Männer, die sorgfältig von Danton und Marat ausgewählt worden waren, und machte sich die übrigen Comité's unterwürfig. Er eignete sich alle Gewalt an; er kam allen Beschlüssen der Versammlung zuvor; er berief die Bürger vor sich, ließ sie verhaften, füllte die Gefängnisse an; er stand dem ganzen Polizeiwesen im Lande vor; er war die disciplinirte, fortbestehende Empörung, die ununterbrochen dauernde Verschwörung, das Muster der Tyrannei, welche später der Wohlfahrtsausschuß ausübte. Danton, der sich zu gleicher Zeit auf seine gesetzliche Gewalt, die er als Justizminister im ausübenden Rathe besaß und auf seine populäre Gewalt im Ausschusse der Aufsicht bei der Gemeine stützte, theilte seinen Befehlen, als Minister, die Kraft der Empörung und der Empörung die Kraft des Gesetzes mit. Es war das Consulat Catilina's. Nichts konnte ihm widerstehn. Wenn dieser Mann auf ein Verbrechen sann, wurde dies Verbrechen eine That der Regierung. Wenn er auch auf keines sann, so litt er doch, daß es im Verborgnen in seiner Nähe vorbereitet wurde. Er erneuerte absichtlich die Mitglieder des Ausschusses, damit, wenn der Augenblick der Ausführung gekommen wäre, nur solche Männer sich darin befänden, deren Gewissen ebenso frei von Bedenklichkeit und von Unentschlossenheit wäre, wie das seinige. Vom 29. August an ließ er einige deutliche Anzeichen dessen, was er im Sinne hatte, in der Versammlung bemerkbar werden.

XX.

Es geschah in einer Sitzung, welche während der Nacht gehalten wurde. Die Versammlung, welche über die von der Grenze anlangenden Nachrichten bestürzt war, suchte eine Maßregel nach der andern zu treffen, um die Aufopferung den Gefahren gleichkommen zu lassen. Ein Antrag folgte dem andern. Vergniaud, Guadet, Brissot, Gensonné, Lasource, Chambon, Ducos betraten unaufhörlich die Rednerbühne, als ob dadurch Vertheidiger des Vaterlandes hervorgerufen werden sollten. Soldaten, Pferde, Waffen, Requisitionen wurden votirt. Danton trat an der Spitze seiner Kollegen in den Saal und stieg auf die Rednerbühne mit dem Ausdrucke eines Mannes, dessen Gedanken mit der Lösung einer Schwierigkeit beschäftigt sind. Bei seinem Anblicke trat erwartungsvolles Schweigen ein.

„Die ausübende Gewalt, sagte er, hat mich beauftragt, die Nationalversammlung von den Maßregeln, die sie zum Heile des Reiches getroffen hat, in Kenntniß zu setzen. Ich werde diese Maßregeln als Minister des Volkes, als revolutionairer Minister begründen. Der Feind bedroht das Land, aber der Feind hat Longwy nicht eingenommen. Unsre Unglücksfälle werden übertrieben. Indessen, die Gefahren, die uns drohen, sind groß. Die Versammlung muß sich der Nation würdig zeigen. Durch eine Erschütterung haben wir den Despotismus umgestürzt, nur durch eine große nationale Erschütterung können wir die Despoten zurückdrängen! Bis jetzt haben wir nur den Scheinkrieg La Fayette's geführt, es muß ein furchtbarerer Krieg geführt werden. Die Zeit ist da, das Volk anzutreiben, sich in Masse auf seine Feinde loszustürzen! Bis zu diesem Augenblick sind die Thore der Hauptstadt verschlossen worden, und man hat recht daran gethan; es war wichtig, die Verräther zu ergreifen; aber, wenn auch dreißigtausend zu verhaften wären, morgen müssen Alle verhaftet werden, und morgen muß Paris mit ganz Frankreich in Verbindung stehen! Wir verlangen von Ihnen, daß sie uns ermächtigen, Haussuchungen zu veranstalten. Was würde Frankreich sagen, wenn Paris in dumpfem Staunen, unbeweglich die Ankunft

der Feinde erwartete? Das französische Volk hat frei sein wollen, es wird es sein."

Der Minister schweigt; die Versammlung geräth in Erstaunen; der Beschluß geht durch. Danton geht fort und eilt in den Generalrath der Gemeine, der durch seine Vertrauten darauf vorbereitet ist, ihm Gehorsam zu leisten. Er verlangt von dem Rathe: „sogleich noch in derselben Sitzung die zu dem nationalen Staatsstreiche, dessen Verantwortlichkeit die ausübende Gewalt auf sich nimmt, nothwendigen Maßregeln zu beschließen: beim Rappelschlagen, welches am folgenden Tage geschehen wird, müssen alle Bürger sich in ihre Häuser verfügen. Von zwei Uhr an darf kein Wagen mehr auf der Straße fahren. Die Sektionen, die Tribunale, die Clubs werden ersucht keine Sitzungen zu halten, um nicht die öffentliche Aufmerksamkeit von dem, was für den Augenblick nothwendig ist, abzuziehn. Abends werden alle Häuser erleuchtet. Commissäre, die von den Sektionen gewählt werden, dringen, von bewaffneter Macht begleitet, im Namen des Gesetzes in alle Wohnungen der Bürger. Jeder Bürger gibt an, was für Waffen er hat, und liefert sie aus. Wenn er verdächtig ist, werden Nachsuchungen angestellt; wenn er gelogen hat, wird er verhaftet. Jeder, der in einer andern Wohnung als der seinigen angetroffen wird, wird für verdächtig erklärt und ins Gefängniß abgeführt. Die leerstehenden Häuser, oder die, welche nicht geöffnet werden, werden versiegelt. Der Generalcommandant Santerre läßt die bewaffneten Sektionen ausrücken. Er bildet eine zweite Reihe von Wachen um Paris herum, um jeden, der zu fliehen versucht, zu verhaften. Die Gärten, die Gehölze, die Spaziergänge in der Umgegend werden durchsucht. Kähne mit bewaffneten Leuten sperren an den beiden äußersten Enden von Paris den Fluß ab, um so den Feinden der Nation jeden Weg zu verschließen, auf dem sie sich flüchten könnten."

Als diese Maßregeln durch einen Beschluß bestätigt worden sind, geht Danton in den Aufsichtsausschuß der Gemeine und ertheilt seinen Genossen seine letzten Befehle. Der erneuerte Comité hatte Marat zum Präsidenten. Marat war bei keiner Sektion Commissär, aber der Generalrath hatte ihm ausnahmsweise auf Grund seines Patriotismus

die Vergünstigung zugestanden, seinen Sitzungen beizuwohnen, und hatte ihm eine Ehrentribune in seinem Versammlungsorte votirt, um dort dem Volke von den Berathungen Rechenschaft zu geben. Die andern Mitglieder waren Panis, Santerre's Schwager, Lepeintre, Sergent, die Präsidenten der Sektion; Duplein, Lenfant, Lefort, Jourdeuil, Desforgues, Guermeur, Leclerc und Dufort, Männer, die würdig waren Marat's Kollegen und Danton's Henker zu sein. Mehée, Secretaire-Greffier; Manuel, Procureur der Gemeine; Billaut-Varennes, sein Substitut; Collot d'Herbois, Fabre d'Eglantine, Tallien, Sekretär des Generalrathes; Huguenin, Präsident; Hebert und einige andre Häupter der Gemeine wußten um den Entschluß, den sie entweder gebilligt, bestritten, oder geduldet hatten. Unwiderlegbare Beweisstücke bezeugen, daß für diese gleichsam krampfhafte Aufregung des Volkes, welche von Danton, wenn auch nicht hervorgerufen, doch vorausgesagt und gebilligt wurde, Alles im voraus ausgedacht und vorbereitet wurde, sowol die Henker, wie die Schlachtopfer und sogar die Gräber.

Die während dieser Zusammenkunft gehaltnen Berathungen sind Geheimniß geblieben. Man weiß nur, daß Danton mit der Hand eine wagrechte Bewegung machte und dabei streng und hastig sagte: „Man muß den Royalisten Angst einjagen.“ Später zeugte er gegen sich selbst, als er in dem Convent den Girondisten, die ihm die am 2. September geschehnen Ereignisse Schuld gaben, mit den berüchtigten Worten antwortete: „Ich habe meinem Verbrechen ins Angesicht gesehen, und ich habe es begangen.“

XXI.

Vor Mitternacht erhielt Maillard, der Führer der Horden des 6. August, den Auftrag, seine Mörderbande zu einer bald auszuführenden Unternehmung zu versammeln. Die Zeit derselben und die Opfer sollten ihm später bezeichnet werden; für jeden Mord wurde ihm für seine Leute eine gute Bezahlung versprochen. Es wurde ihm anempfohlen, sich die zum Fortbringen der Leichname nöthigen Karren zu verschaffen.

Endlich kamen am 28. August, um sechs Uhr Morgens

zwei Agenten des Aufsichtscomité's zum Todtengräber des Kirchspiels Saint-Jacques-du-Haut-Pas; sie forderten ihn auf, seine Hacke zu nehmen und ihnen zu folgen. Als sie bei den Steinbrüchen ankamen, die sich außerhalb der Barrière Saint-Jacques erstrecken und von denen einige, bei der kurz vorher stattgefundnen Verlegung der Kirchhöfe von Paris, als Katakomben benutzt worden waren, breiteten die beiden Unbekannten eine Karte aus und suchten sich auf diesem Todtenfelde zurecht zu finden. Sie erkannten an Zeichen auf dem Boden, die auf die Karte übergetragen worden waren, den Ort, wo sich diese unterirdischen Gewölbe befanden. Sie zogen selbst auf der Erde mit der Hacke eine Kreislinie von sechs Fuß im Durchmesser, wo der Todtengräber nachgraben lassen sollte, um die Oeffnung eines Schachtes wiederzufinden, der in diesen Abgrund hinunterging. Sie zahlten ihm das für den Lohn seiner Arbeiter nöthige Geld. Sie ermahnten ihn, dafür zu sorgen, daß die Arbeit in vier Tagen fertig wäre, und empfahlen ihm, als sie weggingen, strenges Stillschweigen an. Diese Begräbnißanstalten blieben nicht ganz verborgen. In den Gefängnissen verbreitete sich unter den Schlachtopfern ein dunkles Gerücht von dem, was ihnen bevorstehe. Die Kerkermeister und die Schließer erhielten und überbrachten unbestimmte Warnungen.

Danton, der im Allgemeinen grausam, im Besondern des Mitleidens fähig war, gab den Bitten einiger Freunde und den Regungen seines eignen Herzens nach und ließ Tags vorher einige Gefangne, an deren Schicksal er Antheil nahm, frei. Er befahl das Verbrechen aus systematischer, nicht aus natürlicher Grausamkeit, und schien glücklich, sich selbst einige Opfer entziehen zu können. Herr von Marguerie, ein höherer Offizier der constitutionellen Garde des Königs; der berühmte Grammatiker Abbé Lhomond, einige arme Priester der christlichen Schulen verdankten ihm das Leben. Marat ließ auf Befehl des Ministers diese Gefangenen frei. Er selbst schützte eine Anzahl vor dem Streiche, der geführt werden sollte. Das Herz des Menschen ist nie so unbeugsam, wie sein Geist. Manuel's Freundschaft rettete Beaumarchais, den Verfasser des Lustspiels Figaro, dieses Prologes einer mit Lachen anfangenden und

mit dem Beile endigenden Revolution. Manuel ging selbst in das Gefängniß der Carmeliter, um an die Thüre der vier ehemaligen Mönche dieses Hauses, denen verstattet worden war, ihre Tage hier zu beschließen, eine Schildwache zu stellen. Manuel kannte sie nicht; aber ihr Tod war unnütz, und sie wurden verschont.

Der Abbé Bérardier, Direktor der hohen Schule Louis le Grand, unter dem Robespierre und Camille Desmoulins ihre Studien gemacht hatten, erhielt am Tage des Blutbades von unbekannter Hand eine Sicherheitskarte. Diese Vorbereitungen, diese Warnungen, diese Ausnahmen beweisen, daß Alles im voraus angelegt war. Camille, der Vertraute Dantons, der um alle seine innersten Regungen und Gedanken wußte, konnte nicht ohne Kenntniß von diesem Plane des organisirten Mordens sein. Ebenso war es unmöglich, daß Santerre, der Commandant der Nationalgarde, dessen Unthätigkeit während drei Tage zur Ausführung so vieler Mordthaten nothwendig war, nicht von Danton von seinem Vorhaben unterrichtet gewesen wäre. Wenn Santerre darum wußte, so konnte Péthion nicht über Alles in Unkenntniß sein: der Commandant der bewaffneten Bürgermacht stand unter dem Maire von Paris. Die Andeutungen, die doppelsinnigen, vertraulichen Mittheilungen, die Zeichen von Einverständniß zwischen Verschwornen, die Sitzungen halten, sich berathen, die fast offen in einem Rathe von hundertundachtzig Mitgliedern einer dem andern gegenüber handeln, konnten Péthion nicht verborgen bleiben.

XXII.

Die Berichte der Municipalpolizei, welche von Stunde zu Stunde auf die Mairie gebracht wurden, verschwiegen nichts in Bezug auf die Sachen, die Männer, die Waffen, welche für das Ereigniß in Bereitschaft gesetzt wurden. Wie hätte auch auf dem Rathhause unbekannt bleiben können, was in den Gefängnissen bekannt war? Nach vollbrachter That hat Jedermann von sich abgewiesen, daß er an dem Blutvergießen mit Schuld sei. Nachdem lange Zeit eine plötzliche und unwiderstehliche Regung des Zorns des Volkes als Grund dazu angegeben worden ist, hat man es einer

möglichst kleinen Anzahl von Henkern Schuld geben wollen. Die Geschichte kann sich nicht so gefällig beweisen. Der erste Gedanke dazu kam von Marat, Danton billigte ihn und ihm gehörte die Verantwortlichkeit, der Aufsichtsrath übernahm die Ausführung, mehrere wußten um den Plan, feige Duldsamkeit zeigten fast Alle. Die Muthigsten, welche einsahen, daß sie keine Macht besaßen, um dem Morde entgegenzutreten, stellten sich, als ob sie keine Kenntniß davon hätten, um ihn weder billigen noch verhüten zu müssen. Sie entfernten sich, sie beklagten das Ereigniß, sie schwiegen. Für die Nationalgarde, für den Generalrath der Gemeine war es insofern ein Verbrechen, als sie sich vorsätzlich um nichts bekümmerten. Man wandte die Augen weg, während es begangen wurde. Erst nachher verwünschte man es ganz laut. Bei Marat entstand dieses Verbrechen aus seinem Drange nach Blutvergießen, das er als das beste Heilmittel für eine Gesellschaft ansah, die er tödten wollte, um sie seinen Träumen gemäß wieder auferstehn zu lassen; Danton erblickte darin einen Staatsstreich der Politik. Danton stellte Betrachtungen über sein Verbrechen an, ehe er es befahl. Es war für ihn eben so leicht es zu verhindern, als es zu erlauben. Er verhehlte sich selbst die Schrecklichkeit desselben. „Wir werden nicht morden, sagte er in seiner letzten Zusammenkunft mit dem Aufsichtsrathe, wir werden richten, kein Unschuldiger wird umkommen.“ Danton wollte dreierlei erlangen: Erstens, das Volk heftig anregen und es für die Revolution solche Dinge begehen lassen, daß es ihm unmöglich war, wieder umzukehren, damit es, noch mit dem Blute der Royalisten befleckt, ohne andre Hoffnung, als zu siegen oder zu sterben, an die Grenzen eile; zweitens, die Royalisten, die Aristokraten und die Priester in Schrecken setzen; endlich drittens, die Girondisten einschüchtern, welche anfingen, sich leise über die Tyrannei der Gemeine zu beschweren, und diesen schwachen Gemüthern zeigen, daß sie, wenn sie sich nicht als Werkzeuge des Volkes gebrauchen ließen, wol seine Opfer werden könnten.

Aber ein andrer persönlicherer und weniger theoretischer Beweggrund trieb Danton zum Morde: sein Charakter. Er stand in dem Rufe, Energie zu besitzen, und er war stolz darauf. Er wollte sie bei einer Maßregel bemerkbar werden

lassen, welche seine Freunde und seine Feinde in Staunen setzen sollte. Er hielt das Verbrechen für einen Beweis von Genie. Er verachtete die, welche vor irgend etwas, selbst vor massenweisem Morden stehen blieben. Er bewunderte sich selbst, daß er die Vorwürfe, die er sich machen konnte, für nichts achtete. Er wollte der Ausdruck der revolutionairen Leidenschaftlichkeit sein. Eitelkeit war mit dabei im Spiele, als er diese schreckliche That beging. Er glaubte, daß diese That, wenn erst einige Zeit verstrichen wäre, durch die Absicht, welche sie herbeigeführt, geläutert werden und ihren eigentlichen Charakter verlieren würde; daß sein Name, wenn er erst in die Ferne gerückt wäre, größer werden und er selbst der Koloß der Revolution sein würde. Er täuschte sich. Je weiter die politischen Verbrechen sich von den Leidenschaften entfernen, die sie hervorgerufen haben, desto mehr sinken sie herab und desto mehr verschwinden sie vor den Blicken der Nachwelt. Die Geschichte ist das Gewissen des menschlichen Geschlechtes. Der Schrei dieses Gewissens wird Danton verdammen. Es ist gesagt worden, daß er durch diese Mordthaten das Vaterland und die Revolution rettete und daß Frankreichs Siege ihnen als Entschuldigung dienen können. Hier täuscht man sich, wie er sich selbst getäuscht hat. Ein Volk, das gleichsam mit Blut berauscht werden müßte, um es dazu zu bringen, sein Vaterland zu vertheidigen, wäre ein aus Bösewichten, nicht aus Helden bestehendes Volk. Der Heldenmuth ist das Gegentheil der Mordsucht. Was die Revolution betrifft, so war das, was am meisten für sie sprach, ihre Gerechtigkeit und ihre Moralität. Dieses Morden mußte sie vor ganz Europa als mit einem Fleck behaftet erscheinen lassen. Europa würde allerdings einen Schrei des Entsetzens ausstoßen, aber das Entsetzen ist keine Achtung. Man fördert die Sachen nicht, die man entehrt.

Fünfundzwanzigstes Buch.

I.

Kaum hatte Danton den geheimen Ausschuß der Gemeine verlassen, so ertönte das Wirbeln der Trommeln auf den Straßen; alle Bewegung hörte mit einem Male auf und Paris glich einer ausgestorbnen Stadt, deren Einwohner ein plötzlich eintretendes schreckliches Ereigniß verscheucht hat. Obgleich es ein heitrer Sommertag war und die hellen Sonnenstrahlen die Gipfel der Bäume in den Gärten der Tuilerien und des Luxemburg, auf den Champs Elysées und auf den Boulevards beschienen, so waren doch alle Spaziergänge, Plätze und Straßen gänzlich verlassen. Das dumpfe Rollen der Wagen, welches da, wo viele Menschen in den Straßen strömen, gleichsam ein Zeichen des Lebens ausmacht, hatte aufgehört. Man hörte nur das Geräusch der Thüren und Fenster, welche die Bewohner eilig schlossen, wie wenn ein gemeinsamer Feind sich ihnen nahte. Haufen von Männern, die mit Piken bewaffnet waren, Patrouillen von Föderirten, Abtheilungen von Marseillern und Brestern durchzogen in gemessenem Schritte die verschiednen Stadttheile. Santerre, von einem Generalstabe begleitet, der aus achtundvierzig von den Sektionen gewählten Adjutanten bestand, untersuchte zu Pferde die Posten. Die Barrièren wurden geschlossen und von den Marseillern

bewacht. Außerhalb der Barrièren bildeten die Sektionen eine zweite Postenreihe und stellten rings um die Stadt herum Schildwachen aus.

Alle Verbindung zwischen dem Lande und Paris wurde aufgehoben; die ganze Stadt wurde auf das strengste bewacht, und war wie ein Gefangner, dessen Glieder festgehalten werden, während er untersucht und gebunden wird. Das Wasser des Flusses wurde ebenso, wie der Boden in Gefangenschaft gehalten. Kähne, die mit bewaffneten Leuten angefüllt waren, fuhren beständig auf der Seine herum und machten jede Verbindung zwischen den beiden Ufern unmöglich. Die Brüstungen der Quais, die Pfeiler der Brücken, die Ueberdachungen der Schiffe, auf welchen sich die Bade- oder Waschanstalten befanden, waren dicht mit Schildwachen besetzt. Von Zeit zu Zeit wurde von diesen höher liegenden Punkten aus ein Flintenschuß abgefeuert, der einen von den Flüchtlingen, die sich sogar im Eingange eines Abzugskanals zu verbergen suchten, traf. Mehrere Hafenarbeiter wurden auf diese Weise erschossen, als sie ihre Kähne verlassen, oder wieder auf selbe steigen wollten. Sobald die bestimmte Stunde geschlagen hatte, galt jeder Schritt in der Stadt als Verbrechen. Haufen von Pikenmännern verhafteten alle die, welche sich aus Zufall, aus Unvorsichtigkeit oder eines Geschäftes wegen verspätigt hatten. Während so die Straßen leer wurden, herrschte in dem Innern der Häuser bange Erwartung und Schrecken. Keiner wußte voraus, ob er in den Augen der Untersuchenden unschuldig oder schuldig sein und ob er nicht seinem Hauswesen, seiner Frau, seinen Kindern entrissen werden würde.

Eine Waffe, die nicht angegeben wurde, war Grund zu einer Anklage; wurde sie angegeben, Grund zu Verdacht. Irgend ein Zeichen des Royalismus, eine Uniform eines Gardisten des Königs, ein Siegel, ein Knopf mit dem königlichen Wappen, ein Portrait, Briefe von einem emigrirten Freunde oder Verwandten, die Aufnahme eines Fremden, dessen Aufenthalt im Hause nicht erklärt wurde — Alles konnte zum Tode führen. Die Anklage eines Feindes, eines Nachbarn, eines Dienstboten machte erbleichen. Jeder strengte sich an, für sich, für seine Gäste, für das,

was er bei der Untersuchung nicht sehen lassen wollte, einen dunkeln Ort, eine Zufluchtsstätte, einen Versteckplatz zu erfinden. Man ging in den Keller hinunter, man stieg auf die Dächer, man höhlte die Mauern aus und machte Löcher darin, die mit Schränken oder Gemälden verdeckt wurden, man riß den Fußboden auf, man drängte sich zwischen die Balken und Breter, man beneidete die Reptilien um ihr Loos.

Wenn die Commissäre mit dem Schlägel an die Hausthüre klopften, wagte Niemand mehr Athem zu holen. Die Commissäre kamen herauf, von Leuten aus den Sektionen begleitet, welche bloße Säbel in den Händen trugen; zum größten Theile waren dies Arbeiter, welche alle Kunstgriffe kannten, vermittelst derer man in den Mauern, den Geräthschaften, in Betten, in Matrazen, unter Holz, unter Steinen etwas verstecken kann. Schlosser, die mit ihrem Werkzeugen versehen waren, öffneten die Schlösser, sprengten die Thüren auf, untersuchten den Fußboden, vereitelten jede List, welche aus Zärtlichkeit, aus Gastfreundschaft, aus Furcht angewandt worden war.

Fünftausend Verdächtige wurden in einer Nacht aus ihren Häusern oder ihren Zufluchtsstätten weggeführt. Einige wurden selbst in den Betten der Kranken in den Hospitälern entdeckt, wo sie hingegangen waren, um das Lager der Sterbenden oder Todten zu theilen. Der Haß der Mordgesellen Dantons war scharfsichtiger, als die Furcht. Die drei Brüder Sanson, die Scharfrichter von Paris, wurden verhaftet, weil ihnen Schuld gegeben wurde, ihre Guillotine hingegeben zu haben, um die Rache des Königthums zu befriedigen.

Wenige Royalisten kamen davon. Die, welche seit den 10. August nicht hatten aus Paris fliehen können, wurden fast alle aufgegriffen.

II.

Am folgenden Morgen war der bei der Mairie befindliche, zur Verwahrung von Gefangenen bestimmte Raum, die alten Gefängnisse und die in Gefängnisse umgewandelten Klöster von Paris, mit Gefangnen überfüllt. Diese wurden

in der Kürze verhört. Die Hälfte davon, welche aus Irrthum, aus Uebereilung, in der Verwirrung der Nacht verhaftet worden waren und die von ihren Sektionen zurückgefordert wurden, wurden wieder freigelassen. Die andern wurden, wie es der Zufall fügte, in folgende Gefängnisse vertheilt: Die Abtei Saint-Germain, die Conciergerie, Châtelet, la Force, Luxembourg und die alten Klöster der Bernhardiner, Saint-Firmin und der Carmeliter. Bicêtre und die Salpetrière, diese beiden Sammelplätze alles Schlechten zu Paris, wurden in Bereitschaft gesetzt, sie aufzunehmen.

Die drei auf diese Nacht folgenden Tage wurden von den Commissären der Sektionen dazu verwandt, um eine Auswahl unter den Gefangenen zu treffen. Das Gerücht von dem Schicksal, das ihnen bereitet wurde, fing an sich zu verbreiten. Es wurden schon über ihren Tod Berathungen angestellt. Die Sektion Poissonnière verurtheilte sie dazu, alle zusammen niedergemacht zu werden. Die Sektion der Thermes verlangte, daß sie ohne Urtel nur auf Grund der Gefahr, welche ihr Dasein für das Vaterland herbeiführe, hingerichtet werden sollten. „Die Gefängnisse müssen leer gemacht und keine Verräther hinter uns zurückgelassen werden, wenn wir nach den Grenzen ziehen!" Das war der Ruf, den Marat und Danton unter den Massen laut werden ließen. Das Volk verlangt, daß man seinen Zorn in Worte zusammenfaßt, und daß man es mit seinem Verbrechen vertraut macht.

III.

So verhielt sich Danton Tags vorher, ehe diese Verbrechen begangen wurden.

Robespierre's Rolle während dieser Tage war die, welche er in allen Krisen, in der Kriegsfrage, am 20. Juni, am 10. August annahm. Er handelte nicht, er tadelte; aber er überließ das Ereigniß sich selbst, und wenn es einmal geschehen war, erkannte er es als einen Schritt an, den die Revolution vorwärts gethan hatte und über den nicht weiter zu urtheilen sei. Er wollte nicht von Andern an Popularität übertroffen werden. Er zeigte, daß er nicht

Schuld an dem Blute sei, und ließ es vergießen. Aber sein Einfluß, der geringer auf den Rath der Gemeine war, als der Danton's und Marat's, machte ihn damals noch nicht stark genug, etwas zu verhindern. Er war, wie Péthion, mehr im Hintergrunde. Beide bemerkten ebenso wie die Girondisten, mit welchen Plänen Marat und Danton sich herumtrugen, aber sie stellten sich, als ob sie keine Kenntniß davon hätten. Ein Vorgang, der erst kürzlich von einem Vertrauten Robespierre's und Saint-Just's, welcher diese schreckenvollen Zeiten überlebt hat, veröffentlicht worden ist, beweist, wie richtig diese Vermuthung in Bezug auf den Antheil ist, den Robespierre an den Septemberereignissen genommen hat.

IV.

Zu dieser Zeit lebten Robespierre und der junge Saint-Just, von denen der eine schon berühmt, der andre noch unbekannt war, in der vertraulichen Gemeinschaft, welche oft Lehrer und Schüler an einander fesselt. Saint-Just, der schon an der Bewegung der Zeit mit Theil nahm, verfolgte mit seinem Blicke die gegenwärtigen und kommenden Krisen der Revolution mit kalter, unerschütterlicher Logik, die das Herz trocken wie ein System und grausam wie eine Abstraction macht. Politik war für ihn ein Kampf auf Leben und Tod, bei dem die Besiegten Opfer waren. Am 2. September verließen Robespierre und Saint-Just um elf Uhr Abends die Jacobiner; sie waren körperlich und geistig von den stürmischen Berathungen ermattet, denen sie an dem Tage, auf welchen eine so schreckliche Nacht folgen sollte, beigewohnt hatten.

Saint-Just bewohnte eine kleine Stube in einem Hotel garni in der Straße Sainte-Anne, nicht weit vom Hause des Tischlers Duplay, wo Robespierre wohnte. Während sie über die Ereignisse des Tages und über die, welche am andern Tage zu geschehen drohten, sprachen, kamen sie an der Thür von Saint-Just's Wohnung an. Robespierre stieg in Gedanken mit hinauf, um die Unterhaltung fortzusetzen. Saint-Just legte seine Kleider auf einen Stuhl und machte sich zum Schlafengehn zurecht. — „Was machst

du denn?" fragte ihn Robespierre. — „Ich lege mich zu Bette," antwortete Saint-Just. — „Was! du willst in einer solchen Nacht schlafen!" erwiderte Robespierre, „hörst du nicht die Sturmglocke? Weißt du nicht, daß diese Nacht vielleicht für Tausende unsrer Mitmenschen die letzte sein wird, die jetzt, wo du einschläfst, noch leben und wenn du wieder aufwachst, Leichen sein werden!" — „Leider ist es wahr!" sagte Saint-Just, „ich weiß, daß vielleicht in dieser Nacht Menschen umgebracht werden, ich bedaure es, ich möchte mächtig genug sein, um die Krämpfe einer Gesellschaft, die zwischen der Freiheit und dem Tode ringt, zu mäßigen; aber, was bin ich? Und dann sind, alles Andre unberücksichtigt, die, welche man in dieser Nacht opfert, keine Freunde unsrer Ideen! Adieu." Hierauf schlief er ein.

Am andern Morgen, bei Tagesanbruch, wachte Saint-Just auf und sah Robespierre im Zimmer, wie er bald hin- und herging, bald sein Gesicht gegen die Fensterscheiben drückte und den heller werdenden Himmel ansah, oder auf das Geräusch auf der Straße horchte. „Was hat dich heute schon so früh wieder hergeführt?" fragte er Robespierre. — „Was mich herführt?" antwortete dieser; „glaubst du denn, daß ich erst wiedergekommen bin?" — „Wie!" sagte Saint-Just, „du bist nicht schlafen gegangen?" — „Schlafen!" erwiderte Robespierre, „schlafen! Während Hunderte von Mördern Tausende von Opfern umbrachten, und während reines oder unreines Blut wie Wasser in die Schleußen geflossen ist? .... „O, nein," setzte er mit dumpfer Stimme und mit sardonischem Lächeln hinzu, nein, ich habe mich nicht niedergelegt, ich bin wach geblieben, wie der Vorwurf oder wie das Verbrechen; ja ich habe die Schwachheit gehabt, nicht zu schlafen, aber **Er, Danton, hat geschlafen.**"

V.

Die schlimmen Nachrichten, welche von der Grenze anlangten, die patriotischen Anwerbungen, welche auf Gerüsten, die an den hauptsächlichsten Straßenecken aufgerichtet waren, vorgenommen wurden, die bei Trommelschall oder unter Absingen der Marseillaise und des Ça ira umherziehenden Frei-

willigen; die schwarze Fahne, das Zeichen eines schrecklichen Krieges, die auf dem Rathhause und auf den Thürmen der Kathedrale wehte; Marat's, Hébert's Blätter, die mit Blut geschrieben zu sein schienen; die Journale, die angeschlagen wurden und um welche die Menge sich drängte, um vorlesen zu hören, was ihnen gleichsam die Mauern zuriefen; die Sturmglocke, die auf den Thürmen erklang und die ganze große Stadt in schnellere Bewegung setzte; endlich der Donner der Lärmkanone, die von Stunde zu Stunde gelöst wurde — Alles dies war darauf berechnet, die Stadt in eine fieberhafte Aufregung zu versetzen. Der Plan zum Morden war wie der Plan zu einem Feldzuge gemacht worden. Selbst die dabei etwa vorkommenden zufälligen Ereignisse waren vorausgesehen und berücksichtigt worden.

VI.

Sonntags den 2. September um drei Uhr Nachmittags, wenn das Volk vom Essen kommt und sich auf den Straßen drängt, um sich am Abend des Tages, wo es nicht arbeitet, zu ergehen, wurde das Zeichen bei Gelegenheit eines scheinbar vom Zufall herbeigeführten Vorfalls gegeben.

Fünf Wagen, in jedem sechs Priester, fuhren vom Rathhause aus nach dem Gefängnisse der Abtei über den Pont Neuf und durch die Bussystraße. Beim dritten Schusse der Lärmkanone fuhren sie ab. Eine schwache Abtheilung von Avignonesern und Marseillern, die mit Säbeln und Piken bewaffnet waren, geleiteten sie. Die Wagenthüren standen offen, damit die Menge die ihr so verhaßte Kleidung der Priester sehen konnte. Haufen von Kindern, Weibern und Männern aus dem Volke liefen hinterher und stießen Schmähungen gegen die Priester aus. Die Männer, welche die Begleitung bildeten, nahmen an den Drohungen, den Beleidigungen, den Verwünschungen des Pöbels Theil. „Seht," sagten sie zur Menge, indem sie mit der Spitze ihrer Säbel auf die Gefangenen zeigten, „diese da machen mit den Preußen gemeinschaftliche Sache! Das sind die, die euch umbringen werden, wenn ihr sie leben laßt, um euch verrathen zu können!"

Die Menge, die sich bei jedem Schritte vergrößerte,

wurde durch andre auf dem Platze vor der Bussystraße stehende Haufen, welche mit zusahen, wie Municipalbeamte unter freien Himmel Anmeldungen zum Dienste annahmen, zurückgedrängt. Die Wagen halten still. Ein Mann drängt sich durch die Escorte der Wagen, die ihm gefällig Platz macht, steigt auf den Tritt, durchbohrt zweimal mit seinem Säbel einen Priester und zeigt die vom Blute geröthete Klinge dem Volke. Das Volk stößt einen Schrei des Entsetzens aus und weicht zurück. „Ihr fürchtet euch davor, ihr Feigen!“ sagt der Mörder mit verächtlichem Lächeln. „Ihr müßt noch mit dem Tode vertraut gemacht werden.“ Bei diesen Worten stößt er von neuem in den Wagen hinein und schlägt um sich herum. Einem von den Priestern wird die Schulter durchbohrt, ein zweiter erhält einen Hieb über das Gesicht, einem dritten, der das Gesicht decken will, wird die Hand abgehauen. Der Abbé Sicard, der liebevolle Lehrer der Taubstummen, wird von den Körpern seiner verwundeten Gefährten geschützt. Die Wagen fahren langsam wieder weiter. Der Mörder geht von einem zu dem andern, hält sich mit der einen Hand an die Thüre an und trifft mit der andern Jeden, den er mit seiner Waffe erreichen kann. Die Mörder aus Avignon, die sich unter die Begleitung gemischt haben, wetteifern mit ihm und stoßen mit ihren Bajonnetten in die Wagen hinein. Die Spitzen der Piken bedrohen jeden Priester, der versuchen will, sich auf die Straße zu stürzen. Die langsam fahrende Reihe von Wagen, welche eine Blutspur hinter sich zurücklassen, das Geschrei, die Verzweiflung der Priester, das Wuthgeheul der Henker, das laute Gelächter und das Beifallklatschen des Pöbels lassen die Gefangenen in der Abtei schon von weitem hören, daß der Zug herannaht. Die Mordgesellen hatten in ihrer Ungeduld nicht einmal so lange gewartet, bis die Opfer auf dem zur Hinrichtung bestimmten Platze angekommen waren; sie machten sie unterwegs nieder.

Der Zug hält auf dem Platze vor dem Thore des Gefängnisses an. Die Soldaten, welche ihn geleiten, ziehen acht Leichen an den Füßen aus dem Wagen. Die verschont gebliebenen oder blos verwundeten Priester stürzen sich in das Gefängniß. Vier derselben werden erfaßt, während sie durch das von dem Posten gebildete Spalier gehen, und

auf der Schwelle ermordet. Einige, denen es zu lange dauert, ehe das Thor geöffnet wird, springen durch das Fenster und gelangen in das Zimmer, wo der Ausschuß der Sektion in diesem Augenblick im Gefängniß seine Sitzung hält. Diese Bürger, die an dem Morden keinen Theil nehmen, entziehen einige Opfer der Wuth ihrer Verfolger, indem sie dieselben mitten unter sich niedersetzen lassen. Der Journalist Pariseau und Lachapelle, Intendant des königlichen Hauses, verdankten ihr Leben der Geistesgegenwart der Mitglieder dieses Ausschusses, welche muthig leugneten, daß sie sich unter ihnen befänden.

VII.

Unterdessen vernahmen die in der Abtei befindlichen Gefangenen dieses Vorspiel des Mordens am Thore. Schon am Morgen hatten ihnen die finstern Gesichter und die Andeutungen ihrer Wächter einen unheilvollen Abend ahnen lassen. Auf einen Befehl der Gemeine war an diesem Tage in allen Gefängnissen die Essenszeit früher eingetreten. Die Verhafteten befragten sich unter einander, was der Grund dieser Aenderung sein möchte? Sollten sie anders wohin geschafft werden? Sollten sie in die Verbannung jenseits des Meeres gebracht werden? Die einen hofften, die andern fürchteten, alle waren aufgeregt. Von den vergitterten Fenstern eines kleinen Thurmes aus, der auf die Straße Sainte-Marguerite ging, erblickten einige von ihnen endlich die Wagen und hörten das Geschrei; sie verbreiteten Schrecken unter allen Gefangenen. Es hieß, alle Priester wären unterwegs niedergemacht worden. Das dumpfe Geräusch einer ungeheuern Menschenmasse, die sich auf dem Platze vor der Abtei und in den benachbarten Straßen zusammendrängte, gelangte zu ihnen durch die Fenster und die Luftlöcher des Gefängnisses. Das Rollen der Wagen, der Hufschlag der Pferde, das Klirren der Säbel, das verwirrte Geschrei, welches zuweilen unterbrochen wurde, worauf dann in Zwischenräumen der anhaltende Ruf: Es lebe die Nation! ertönte, ließen sie eine Zeitlang in Ungewißheit, ob der Zweck dieses Lärmes sei, sie hinzuopfern oder sie zu vertheidigen. Die Thüren innerhalb des Gefängnisses wurden hinter ihnen

verschlossen. Es wurde ihnen der Befehl ertheilt, sich jeder in seinen Saal zu verfügen, wie wenn ein Aufruf stattfinden sollte.

VIII.

Der Anblick, der ihnen verborgen wurde, war folgendermaßen beschaffen. Der letzte Saal, der auf den Hof ging, war in ein Tribunal verwandelt worden. Um eine Tafel, die mit Papieren, Schreibzeugen, Gefängnißlisten, Gläsern, Flaschen, Pistolen, Säbeln, Pfeifen bedeckt war, saßen auf Bänken zwölf Richter herum; ihre farblosen Gesichter und ihre athletischen Gestalten deuteten an, daß sie Arbeitsleute oder ausschweifende oder blutdürstige Männer waren. Ihr Anzug war, wie ihn die arbeitende Volksklasse trägt; wollne Mützen auf dem Kopfe, Jacken, eisenbeschlagne Schuhe, Schürzen von Leinwand, wie die der Fleischer. Einige hatten ihre Röcke ausgezogen. Sie hatten das Hemd bis an den Ellnbogen aufgestreift und ließen kräftige Arme und auf die Haut eingeätzte Symbole der verschiednen Handwerke sehen. Zwei oder drei unter ihnen hatten eine schmächtigere Gestalt, weißere Hände und ihr Gesicht hatte einen verständigern Ausdruck; hieraus ließ sich schließen, daß sie Männer des Denkens waren, welche absichtlich unter diesen Männern des Handelns eine Stelle eingenommen hatten, um sie zu leiten. Ein Mann in einem grauen Anzuge, mit dem Säbel an der Seite, mit der Feder in der Hand, mit unbeweglichem, gleichsam versteinertem Gesichte, saß in der Mitte an der Tafel und war Präsident des Tribunals. Es war der Huissier Maillard, den die Haufen der Vorstadt Saint-Marceau vergötterten, einer von den Männern, die aus der Hefe des Volkes hervorgehen und hinter denen es sich schart, weil es sie nicht übertreffen kann. Maillard war Nebenbuhler Jourdan's, Freund Théroigne's; er hatte an den Ereignissen des Octobers, des 20. Juni, des 10. August mit Theil genommen und sich selbst zum Henker des Volkes gemacht. Er liebte das Blut, er trug Köpfe und Herzen herum, er zerstückte die Leichname. Unzüchtige Frauen und grausame Kinder, die nach der Schlacht unter den Todten herumliefen, rühmten Maillard, weil er ihren Augen schänd-

liche Schauspiele darbot. Der Schrecken seines Namens hatte ihm zuletzt Popularität verschafft. Er zeigte jetzt bei Ausübung seiner Rache eine gewisse Unparteilichkeit und bei dem Morden eine gewisse Mäßigung. Er mordete nicht mehr mit eignen Händen, er überließ dies seinen Untergebnen. Er unterhandelte erst mit seinem Gewissen, ehe er ihnen ihre Schlachtopfer überlieferte.

Das war Maillard. Er kam von dem ehemaligen Kloster der Carmeliter zurück, wo er das Morden organisirt hatte. Nicht der Zufall hatte ihn genau um die Stunde, wo der letzte Zug anlangte, mit der Liste der Gefangenen unter dem Arme zur Abtei geführt. Er hatte am vorhergehenden Tage durch die Mitglieder des Aufsichtsausschusses Mittheilungen von Marat erhalten. Danton hatte Gefängnißlisten in diesen Ausschuß bringen lassen, wo sie berichtigt worden waren. Es wurden dort Maillard die, welche freigelassen werden, und die, welche verurtheilt werden sollten, bezeichnet. Das Gericht über die Uebrigen wurde dem Tribunal, das am Orte selbst gebildet werden würde, überlassen. Dieses Tribunal hatte zum Gesetz die Willkür des Volkes. Die Liste der Gefangenen wurde verlesen; die Schließer holten die Gefangenen. Maillard verhörte; mit den Augen befragte er seine Collegen um ihre Meinung. Wenn der Gefangne freigesprochen wurde, sagte Maillard: *Man lasse den Herrn frei.* Wenn er verurtheilt wurde, rief eine Stimme: *Nach la Force.* Bei diesem Worte ging die nach Außen führende Thüre auf; der Gefangene wurde über die Schwelle gezogen und fiel, wenn er hinaustrat.

IX.

Mit den Schweizern nahm das Blutbad seinen Anfang. Es waren ihrer hundertundfunfzig, theils Offiziere, theils Soldaten, in der Abtei. Maillard ließ sie vorführen und hielt über alle zusammen auf ein Mal Gericht. „Ihr habt am 10. August das Volk gemordet," sagt er zu ihnen; „das Volk verlangt Rache. Ihr werdet nach la Force gebracht werden." — „Gnade, Gnade!" schrein die Soldaten und fallen auf die Knie nieder. — „Es handelt sich nicht darum zu sterben," antwortet ihnen Maillard, „es handelt

sich nur darum, euch in ein anderes Gefängniß zu bringen. Vielleicht werdet ihr anderswo begnadigt.“ Aber die Schweizer hatten das Geschrei der Menge gehört, welche ihr Leben verlangte. — „Warum uns hintergehen!“ sagen sie. „Wir wissen recht gut, daß wir hier nur hinaustreten werden, um den Tod zu finden.“ Bei diesen Worten machen ein Marseiller und ein Fleischergeselle die Thüre halb auf, zeigen mit dem Finger auf die Schweizer und rufen: „Vorwärts, vorwärts! entschließt euch! Schnell! Das Volk wird ungeduldig!“ Wie eine Heerde beim Anblick des Schlachthofes fahren die Schweizer zurück, drängen sich alle in den Hintergrund zusammen und klammern sich aneinander an, indem sie in ergreifendes Klagen ausbrechen. „Das muß ein Ende nehmen,“ sagt einer von den Richtern. „Vorwärts, wer ist der erste, der hinausgeht?“ — „Nun denn, ich will es sein,“ ruft ein junger Offizier von hoher Gestalt, indem er mit kriegerischer Haltung und unerschrocknem Blicke hervortritt. „Ich will das Beispiel geben. Zeigt mir die Thüre. Wo soll ich hingehen?“

Die Thüre geht auf. Er wirft seinen Hut hinter sich zurück, ruft seinen Kameraden ein Lebewohl zu und überschreitet die Schwelle. Sein schönes Aeußere, seine Entschlossenheit setzen die Mörder in Staunen. Sie weichen zu beiden Seiten zurück und lassen ihn bis mitten in den Hof vorgehen. Bald aber besinnen sie sich und bilden, indem sie sich ihm nähern, um ihn herum einen Kreis von Säbeln, Piken und Bajonnetten. Er thut zwei Schritte zurück, blickt ruhig die Mörder an, schlägt die Arme auf der Brust übereinander und bleibt einen Augenblick unbeweglich stehen, als ob er den Todesstreich erwartete; hierauf als er sieht, daß alle in Bereitschaft stehen, stürzt er sich selbst auf die Bajonnette los, und fällt, von tausend Stichen durchbohrt. Bald folgen ihm seine hundertfunfzig Kameraden. Wie Stiere, die geschlachtet werden, fällt einer nach dem andern auf das Pflaster hin. Die Karren reichen nicht zu, um die Leichen schnell genug fortschaffen zu können; man schichtet sie an beiden Seiten des Hofes auf, um denen, die sterben sollen, Platz zu machen. Ihr Commandant starb zuletzt; es war der Major Reding. Dieser junge Offizier zeichnete sich durch seine hohe Gestalt und sein männlich schönes Ge-

sicht unter diesen Kindern der Berge, wo die Natur Alles größer und schöner macht, aus.

Reding war in den Tuilerien von mehreren Kugeln getroffen und mit zerschmetterter Schulter und gebrochnem Schenkel vom Schlachtfelde aus in die Abtei gebracht worden. Dort lag er in einem dunkeln Winkel der Kapelle auf einem elenden Lager, und bei der geringsten Bewegung seiner gebrochnen Glieder empfand er die größten Schmerzen. Eine Frau, die ihn liebte, hatte sich mit Gold von den Commissären der Gefängnisse die Erlaubniß erkauft, ihn pflegen zu dürfen. Als Krankenwärterin der Hospitäler verkleidet, brachte sie ganze Tage neben Redings Bette zu. Mehrere, die sie erkannten, stellten sich, als ob die Verkleidung sie täusche. Sie ließen das Geheimniß unberührt, welches bei solcher Aufopferung so viel Liebe verbarg. Es waren keine Schweizer mehr umzubringen übrig. Seit einiger Zeit war auf die Säbelhiebe und auf das Geräusch der auf die Steine fallenden Körper, Stillschweigen gefolgt. Die Mörder tranken. Reding glaubte, er wäre vergessen worden oder man wolle ihn verschonen. Seine Gefährten im Zimmer wünschten ihm leise Glück. Aber die Zahl der auf der Straße liegenden Schlachtopfer stimmt nicht mit der Zahl der Gefangenen überein: es fehlt ein Schweizer. Man erinnert sich an den Verwundeten. Drei von den Blutmenschen, den Säbel in der Hand, kommen in Begleitung eines Schließers, der eine Fackel trägt, in die Kapelle und rufen Reding. Seine Geliebte, die bei ihm wacht, fällt in Ohnmacht, als sie seinen Namen hört. Reding beschwört seine Henker ihn in seinem Bette zu tödten, und ihm nach so vielen Schmerzen, die er erduldet, zu ersparen, mit gebrochnen Gliedern fortgeschafft zu werden. Mit schrecklichen Spottreden verweigern sie es ihm. Einer von ihnen hebt ihn auf und ladet ihn auf seine Schultern, so daß sein Kopf hinten herunterhängt. Der Verwundete stößt unwillkürliches Schmerzgeschrei aus. Entweder aus Roheit oder aus Mitleiden sägt einer von den Mördern Reding's Hals mit seinem Säbel durch. Sein Geschrei wird von seinem Blute erstickt. Er kommt todt unten an der Treppe an. Sein Körper wird den andern Mordgesellen zugeworfen.

X.

Diese ruhten einen Augenblick aus. Die Nacht war hereingebrochen. Fackeln erleuchteten den Hof. Die Lohnarbeiter des Verbrechens saßen da, die Füße in Blut getaucht, und aßen und tranken, wie der Arbeiter, wenn sein Tagewerk vollendet ist. Ihr Werk war nur unterbrochen. Die Gemeine, welche offiziell von dem Blutbade in Kenntniß gesetzt worden war, hatte Manuel, Billaud Varennes und andre Commissäre in die Gefängnisse geschickt, um wenigstens die Verantwortlichkeit des Verbrechens von sich zu wälzen, und um zu beweisen, daß sie Versuche gemacht haben, dem Morden Einhalt zu thun. Die Anreden, welche diese von der Haltung der Mörder und von ihren blutigen Waffen eingeschüchterten Commissäre hielten, glichen eher Schmeicheleien, als Vorwürfen. Es ließ sich darin heimliches Einverständniß oder Furcht bemerken. Das Volk sah sie als Ermuthigung an. Einige enthielten selbst Glückwünsche und Aufforderungen zu neuen Mordthaten. „Wackre Bürger," sagte Billaud Varennes im Hofe der Abtei, „ihr habt große Verbrecher umgebracht; die Municipalität weiß nicht, wie sie sich mit euch abfinden soll. Ohne Zweifel gehört das, was diesen Bösewichtern abgenommen worden ist, denen, die uns von denselben befreit haben. Ohne zu glauben euch zu belohnen, bin ich beauftragt, Jeden von euch vierundzwanzig Livres anzubieten, die euch sogleich ausgezahlt werden sollen."

Während Billaud Varennes so sprach, fing das Morden, das einen Augenblick eingestellt worden war, vor seinen Augen wieder an. Rulhières, der bejahrte Commandant der Gendarmerie, der von fünf Pikenstichen durchbohrt, ausgeplündert und für todt liegen geblieben war, lief nackt und blutend im Hofe herum; mit vorwärts gehaltnen Händen tappte er auf die Mauern zu, fiel von neuem und stand wieder auf, während er im Todeskampfe rang. Diese Flucht ohne Rettung dauerte zehn Minuten.

Nach den Schweizern wurden die im Gefängnisse der Abtei befindlichen Gardisten alle auf einmal gerichtet. Ihr Verbrechen war ihre am 10. August bewiesene Treue. Es

gab keinen Proceß. Sie waren Besiegte. Man beschränkte sich darauf, sie um ihre Namen zu befragen. Es dauerte lange, ehe sie alle den Tod gefunden hatten. Nur einer auf einmal wurde preisgegeben; das Volk, dessen Wuth durch Wein, durch Branntwein, der mit Pulver gemischt war, durch den Anblick, den Geruch des Blutes gesteigert zu sein schien, ließ die Hinrichtung lange dauern, als ob es gefürchtet hätte, das Schauspiel würde zu bald vorbei sein. Die ganze Nacht reichte kaum hin, sie niederzumetzeln und zu plündern.

Der Abbé Sicard und die beiden andern Priester, welche sich in ein neben dem Ausschusse befindliches kleines Zimmer geflüchtet hatten, sahen, hörten und merkten sich, was in jeder Minute dieser Nacht vorging. Eine alte Thüre voll Spalten trennte sie vom Schauplatze des Blutbades. Sie vernahmen das Geräusch der Schritte, die Säbelhiebe auf die Köpfe, das Fallen der Körper, das Geheul der Henker, das Beifallklatschen des Pöbels, selbst die Stimmen der Freunde, die sie verlassen hatten, und die scheußlichen Tänze, welche Frauen und Kinder bei Fackelschein unter Absingung der Cargmagnole um die Leichname herum aufführten. Von Zeit zu Zeit kamen Deputationen der Mörder und verlangten vom Ausschusse Wein, den dieser unter sie vertheilen ließ. Frauen brachten bei Tagesanbruch ihren Männern Essen, um sie, wie sie sagten, bei ihrer harten Arbeit zu stärken. Sie waren gleichsam Handlanger des Todes, die von Elend, Unwissenheit und Hunger verthiert waren und für die tödten etwas verdienen hieß.

Die von der Gemeine bestellten Karren fuhren während dieses Mahles die in den Höfen haufenweise herumliegenden Leichen fort. Wasser reichte nicht hin, um den Ort rein zu waschen. Die Füße glitten im Blute aus. Ehe die Mörder wieder an ihre Arbeit gingen, breiteten sie über einen Theil des Hofes Stroh aus. Sie bedeckten diese Streu mit den Kleidern der Schlachtopfer. Sie machten unter sich aus, nur auf dieser Lage Stroh und Zeug zu tödten, damit das Blut in die Kleider eindränge und nicht mehr auf das Pflaster des Hofes liefe. Um diesen Schauplatz herum stellten sie Bänke, damit, wenn es wieder helle wäre, die Weiber und die Männer, welche das Morden

mit ansehen wollten, diesem Schauspiele sitzend und in gehöriger Ordnung beiwohnen könnten. Um diesen Platz herum stellten sie Schildwachen aus, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Bei Tagesanbruch fanden sich wirklich auf diesen Bänken Weiber und Männer aus dem Quartiere der Abtei als Zuschauer ein, welche diesen Mordthaten Beifall zuklatschten! Während dieser Zeit nahmen Maillard und die Richter ihr Mahl in ihrem Gerichtssaale ein. Nachdem sie ruhig ihre Pfeife geraucht hatten, schliefen sie ohne Gewissensbisse auf ihren Richtersitzen, um mit neuen Kräften am andern Tage ihr Werk wieder beginnen zu können.

XI.

Die Gefangenen allein schliefen nicht. Sie waren in ihren Kerkern oder ihren Sälen eingeschlossen, standen da, oder saßen auf ihren Betten und horchten. Jedes Geräusch, das zu ihren Ohren drang, ließ sie entweder den Tod oder das Leben erwarten. Das vergitterte Fenster des kleinen Thurmes der Abtei, von dem aus man auf der einen Seite die Straße Sainte-Marguerite, auf der andern einen Theil des Hofes übersah, war ein Beobachtungsort, zu dem sich die Muthigsten, einer nach dem andern verfügten, um den andern mitzutheilen, was unten vorging. Bei dem Stillschweigen, das in den letzten Stunden der Nacht herrschte, glaubten sie, das Volk sei des Mordens überdrüssig geworden. Einige schliefen vor Ermüdung ein. Andre brachten die Zeit mit Beten zu oder schrieben ihre Vertheidigung oder Briefe an ihre Frauen, oder machten ihr Testament.

Bei Sonnenaufgang versammelten zwei Priester, der Abbé Lenfant, Prediger des Königs, und der Abbé von Rastignac, Verfasser religiöser Schriften, die zusammen in der Abtei eingeschlossen waren, die Gefangenen in der Kapelle. Dort bereiteten sie dieselben von einer Galerie herab zum Tode vor. Jeder der beiden Priester war gegen achtzig Jahre alt. Ihre weißen Haare, ihre vom Alter und vom Wachen gebleichten Gesichtszüge, denen die Nähe ihres Märtyrertodes einen verklärten Ausdruck gab, theilten ihrem Aeußern und ihren Wor-

ten eine feierliche apostolische Würde mit. Sie erschienen den Gefangenen wie Engel, die ihnen im Todeskampfe beistanden. Alle fielen auf die Knie nieder. Die Religion war für sie wie ein leuchtender Strahl, der ein Blutfeld erhellt, und zeigte ihnen selbst noch in dem Augenblick, wo sie einem schrecklichen Tode entgegengingen, das Dasein der Vorsehung. Die einen wurden gestärkt, die andern getröstet, alle ergriffen. Kaum hatten die beiden Priester ihre Hände segnend über ihre Gefährten ausgebreitet, so wurden sie abgerufen, um durch ihr Beispiel zu zeigen, wie sie als Märtyrer sterben sollten. Mit gefaltnen Händen, mit gefaßtem Muthe, die Augen zum Himmel erhoben, wurden sie mit tausend Säbelhieben zerhauen, und fielen, ohne daß sie aufgehört hatten, zu beten.

Aber die Ergebung der beiden Greise hatte den Gefangnen das Schicksal, das ihnen selbst bevorstand, nicht weniger schrecklich erscheinen lassen. Die Natur kämpfte in ihnen gegen den Tod an. Sie sprachen mit einander darüber, in welcher Stellung man die Streiche empfangen oder ihnen Trotz bieten müsse, um den Tod schneller und weniger schmerzlich zu machen. Die einen wollten den Kopf den Säbeln darbieten, damit er mit einem Hiebe fiele; die andern nahmen sich vor ihre Brust zu entblößen und die Hände auf den Rücken zu halten, damit das Herz ungehindert getroffen werden könnte; andre wollten bis an das Ende mit den Henkern ringen, die Piken fassen, die Säbel wegstoßen, die Mörder niederwerfen, um so die Hinrichtung in einen Kampf zu verwandeln und in muthiger Aufregung und mit der Genugthuung, sich gerächt zu haben, zu sterben. Nicht zufrieden mit dieser Theorie des Sterbens, studirten die Gefangenen wie Gladiatoren an denen, welche vor ihnen den Tod fanden, wie sie sich zu benehmen hätten, und probirten gleichsam, wie sie sterben sollten. Sie bemerkten, indem sie durch ein hoch oben angebrachtes Dachfenster sahen, wie die, welche, mit einer dem Menschen, der sein Gesicht bedroht sieht, natürlichen Geberde, die Hände vor sich hinstreckten, den Tod zweifach erlitten, indem sie zerhauen wurden, ehe sie starben. Diejenigen dagegen, welche die Arme auf der Brust zusammenschlugen und auf die Henker losgingen, wurden weit sicherer getroffen und standen nicht

wieder auf. Sie beschlossen alle zusammen auf eine solche Weise zu sterben.

XII.

Einige zogen vor, sich selbst den Tod zu geben, und wollten ihn lieber bald erleiden, als ihn noch längere Zeit erwarten. Sie zerstießen sich den Kopf gegen die eisernen Schlösser oder gegen spitze Mauersteine. Sie durchbohrten sich mit schlecht geschliffnen Messern, die sie am Tage vorher, als sie von den Schließern durchsucht wurden, zu verbergen gewußt hatten. Herr von Chanteraine, Oberster der constitutionellen Garde des Königs, brachte sich drei Dolchstiche bei und fiel mit dem Ausrufe: „Mein Gott, ich komme zu dir."

Herr v. Montmorin, der frühere Minister Ludwigs XVI., war wenige Tage vorher in der Versammlung verhört worden. Brissot, Guadet, Vergniaud, Gensonné, seine Feinde, hatten den am 10. August errungenen Sieg gegen diesen Staatsmann, der sich von den Geschäften zurückgezogen hatte, gemisbraucht, und sie hätten ihren Haß gegen ihn vergessen sollen. Sie hatten indeß sein Verhör verlängert und ihm dabei Schlingen gestellt, um sich seine Verurtheilung als Verdienst anrechnen zu können. Montmorin war in die Abtei gebracht worden; sein Sohn, fast noch Kind, war daselbst sein Trost. Er befand sich in demselben Saale mit Affry, Thierri, Sombreuil, Gouverneur des Invalidenhauses, Sombreuil's Tochter und Beaumarchais, der noch hinter den Eisengittern lustig war, und hatte seine Gefangenschaft ruhig ertragen, indem er sich mit seinen Freunden unterhielt. Die Freilassung Affry's und Beaumarchais', welche Manuel nebst Frau von Saint-Brice und Frau v. Tourzel Tags vorher abgeholt hatte, machte ihm Hoffnung, daß er selbst bald befreit werden würde. Das Geläute der Sturmglocken am 2. September, der Lärm in den Höfen, das Geschrei der Schlachtopfer, die Entfernung seines Sohnes, der aus seinen Armen gerissen wurde, hatten plötzlich seine Zuversicht in Niedergeschlagenheit verwandelt. Seine Verzweiflung steigerte sich zur Wuth. Er rief seine Feinde herbei, um sie zu vernichten. Mit zerstreuten Haaren, mit funkelnden Augen, mit geballten Fäusten lief er im

Zimmer herum und stieß Verwünschungen gegen die Räuber aus. Der Zorn gab ihm Kräfte, daß er die Eisengitter seines Gefängnisses wankend machte. Er zerschlug mit den Händen eine zwei Zoll dicke eichene Tafel. Man mußte List anwenden, um ihn in den Saal der Richter zu bringen. Stolz und mit ironischem Lächeln erschien er vor dem Tribunale. „Präsident," sagte er zu Maillard, „weil es Ihnen einmal gefällt, sich so zu nennen, ich hoffe, daß Sie mir einen Wagen verschaffen werden, der mich nach la Force bringt, um so den Beleidigungen Ihrer Mörder entgehen zu können." Maillard machte ein Zeichen, als ob er damit übereinstimme. Montmorin setzte sich einen Augenblick hin und sah zu, wie über einige Gefangene Gericht gehalten wurde. — „Der Wagen, der Sie fortbringen soll, ist angekommen," sagte endlich der Präsident. In demselben Augenblicke wurde die nach dem Hofe gehende Thüre aufgemacht. Montmorin stürzte sich hinaus. Dreißig Piken hefteten ihn an die Mauer und er starb, während er der Freiheit entgegenzueilen glaubte.

Montmorin hatte in seinem Besitz einen Empfangsschein über hunderttausend Francs, welche auf Befehl des Königs an Danton ausgezahlt worden waren, um ihn für seine Advokatenstelle am Châtelet zu entschädigen. Es war wirklich der Preis, den Danton heimlich vom Hofe gefordert und erlangt hatte, um sich bestechen zu lassen. Einige Zeit vor dem 20. Juni gerieth Montmorin in Besorgniß darüber, ein solches Geheimniß in Verwahrung zu haben, dessen Veröffentlichung Danton als höchst gefährlich für seine Popularität befürchten mußte. Er ging zu La Fayette, seinem Freunde, vertraute ihm das Geheimniß an und frug ihn um seinen Rath. „Sie haben nur zweierlei zu thun," sagte La Fayette, „entweder Danton zu benachrichtigen, daß Sie den Handel veröffentlichen werden, wenn er nicht die Bedingungen desselben zu Gunsten des Königs erfüllt; oder ihm den Empfangsschein zurückzustellen und so sich Ansprüche auf seine Dankbarkeit und seinen Edelmuth zu verschaffen, indem Sie die Beweise, welche Sie gegen ihn in Händen haben, weggeben." Montmorin that weder das eine, noch das andere. Er begnügte sich, an Danton zu schreiben, daß er seinen Empfangsschein verbrannt habe,

aber er schickte ihm seine Unterschrift nicht zurück. Danton konnte der Meinung sein, daß dieser Beweis noch da sei; und daß in jedem Falle Montmorin für alle Zeiten ein gefährlicher Zeuge gegen seinen Ruf sei. Umsonst wurde er gebeten, ihn, wie so viele Andre freizulassen. Er starb. Niemand weiß, ob Nachlässigkeit oder Klugheit von Seiten derjenigen, deren Namen in seinem Gedächtnisse und deren Unterschrift in seinen Papieren bewahrt waren, an seinem Tode Schuld war.

Nach Montmorin erschien Sombreuil, Gouverneur des Invalidenhauses. Seine Tochter, welche mit ihm verhaftet worden war, hatte die Erlaubniß, sich wegzubegeben. Sie hatte sich geweigert, das Gefängniß zu verlassen, an das sie die Liebe zu ihrem Vater fesselte. Sie bewohnte daselbst ein für die Frauen bestimmtes Zimmer mit Frau von Tourzel, Frau von Saint-Brice und der Tochter Cazotte's. Sobald das Blutbad seinen Anfang nahm, hielt sie sich im Saale des Tribunals, wo sie die Wachen und die Schließer mitleidig duldeten, auf und wartete darauf, daß ihr Vater vorgefordert werden sollte. Sombreuil erscheint; er wird verurtheilt; die Thüre geht auf; die Bajonnette blinken; seine Tochter stürzt sich ihm nach, umfaßt ihn, schützt ihn mit ihrem Leibe, beschwört die Mörder ihren Vater zu verschonen, oder sie gleich selbst mit zu tödten. Ihre Haltung, ihr Geschlecht, ihre Jugend, ihr fliegendes Haar, ihre Schönheit, welche ihre Aufregung noch stärker hervortreten läßt, ihr inständiges Flehen erweichen die Mordgesellen. Der Ruf: Gnade! ertönt in der Menge; die Piken werden gesenkt; der Tochter wird das Leben ihres Vaters geschenkt, aber unter einer schauderhaften Bedingung: es wird verlangt, sie solle zum Zeichen, daß sie die Aristokratie abschwört, ein mit Aristokratenblut gefülltes Glas an ihre Lippen bringen. Fräulein von Sombreuil greift unerschrocken nach dem Glase und trinkt auf das Wohl ihres Vaters. Man nimmt an ihrer Freude Theil; die Mörder vergießen mit ihr Thränen. Selbst bei den größten Verbrechen gibt es Vorfälle, die in Erstaunen setzen Das menschliche Herz ist unergründlich. Mit Blut befleckte schreckliche Männer tragen im Triumphe Sombreuil und seine Tochter bis in ihre Wohnung und schwören, sie gegen ihre Feinde zu vertheidigen.

Cazotte's Tochter machte ihnen eben so ihren Vater streitig und befreite ihn. Cazotte war ungefähr fünfundsiebenzig Jahre alt. Seine hohe Gestalt, seine langen weißen Haare, seine feurigen Augen, die unter weißen Augenbrauen hervorblitzten, sein würdiges, schönes Aeußere, die Begeisterung, welche in seinem Gesichte herrschte, theilten ihm die Majestät eines Propheten mit. Er besaß die Beredsamkeit und die Ueberspanntheit eines solchen. Seine Schriften trugen das Gepräge einer überschwenglichen Einbildungskraft, er besaß überspannte Frömmigkeit, war im Leben ein redlicher Mann und sah die Revolution wie eine Feuerprobe an, welche Gott die Kinder des Jahrhunderts bestehen lassen wollte, um die Seinigen zu erkennen und sie in ihrem Märtyrerthum zu verherrlichen. Er bot sein Blut an. Er war ungeduldig, den Opfertod zu erleiden. Seine Tochter war ihm freiwillig in den Kerker nachgefolgt. Da sie ahnete, welches Blutbad stattfinden würde, so hatte sie unter den die Gefangenen bewachenden Marseillern Beschützer gesucht und auch gefunden. Ihre Jugend, ihre kindliche Liebe, ihre Liebenswürdigkeit, ihre Freundlichkeit hatte diese rohen Männer erweicht. Sie hatten ihr versprochen, ihren Vater zu verschonen. Sie hielten Wort. Cazotte antwortete, als er von dem Tribunal verhört wurde, wie ein Mann, der durchaus sterben will: „Frau! Kinder! rief er aus, weint nicht um mich! Vergeßt mich nicht, aber vor Allem denkt an Gott! Ich will sterben, wie ich gelebt habe: Meinem Gott und meinem Könige getreu." Seine Tochter, die ihn nicht verhindern konnte, dem Tode entgegenzueilen, stürzte sich mit hinein.

XIII.

Marseiller, die Mitleiden mit ihr hatten, folgten ihr in den Hof nach; sie wandten mit der Hand die gegen sie erhobnen Säbel und Piken weg. Sie verlangten Gnade für diese beiden Leben, welche unzertrennlich waren. Sie geleiteten sie über den blutgetränkten Platz. Sie gaben ihr ihren Vater wieder und ließen beide an einen sichern Ort führen.

Cazotte war zwar verschont worden, allein sein Leben wurde dadurch nur kurze Zeit gefristet. Einige Tage später

wurde er wieder verhaftet; seine Tochter wurde von ihm getrennt im Gefängnisse eingeschlossen, um nicht befürchten zu müssen, von ihr wieder zu Mitleiden hingerissen zu werden. Was die Mörder nicht zu thun gewagt hatten, thaten die Richter: Cazot fand seinen Tod.

Nach ihm starb Thierri, erster Kammerdiener des Königs. „Die Dankbarkeit, sagte er zu Maillard, hat keine Meinung, meine Pflicht war Treue gegen meinen Gebieter.“ Von einer Pike durchbohrt, die in die Brust eindrang, und hinten zwischen den Schultern wieder hervorkam, stützte er sich mit der einen Hand auf einen Eckstein im Hofe, schwenkte mit der andern seinen Hut und suchte noch mit letzter Kraft zu rufen: Es lebe der König!

Maillé, Rohan-Chabot, der Generallieutenant Wittgenstein, Romainvilliers, der Untercommandant der Nationalgarde am 10. August, die Friedensrichter Buob und Bosquillon fielen nach ihm. Bei dem Morden wurden zuweilen Reue und Uebereilung bemerkbar; es kamen Namenverwechselungen vor. Man sah Leute von Außen in den Hof kommen, die Leichen umkehren, ihnen mit einem Schwamme das Blut vom Gesichte waschen, sie erkennen und entweder bestürzt oder erfreut wieder weggehen, je nachdem ihre Rache verfehlt oder befriedigt war. Am Abend des zweiten Tages ertönte in der Straße und in den Höfen das Geschrei, es sollten die noch übrigen begnadigt werden. Die Gefangenen, welche vergessen worden waren, fühlten sich wieder von neuer Hoffnung belebt. Einige raffen zusammen, was am meisten Werth für sie hat, und machen sich bereit, fortzugehen. Schüsse, die in dem Gefängnisse fallen, und ein außerhalb desselben ertönendes Geschrei scheuchen sie wieder in die leeren Säle zurück. Der Lärm kam daher, daß der junge Montsabray niedergemacht wurde.

Montsabray, der kaum achtzehn Jahr alt war, gehörte einer Familie an, deren Namen man unter die bedeutendsten des Adels zählte. Sein einnehmendes Aeußere, seine Jugend, sein sanfter Charakter hatten ihn bei der Armee sehr beliebt gemacht. Der Herzog von Brissac hatte ihn zu seinem Adjutanten ernannt. Nach dem Tode Ludwig's XV. hatte sich der Herzog aus wirklicher Neigung zu Madame Dubarry, die noch schön und jung war, hingezogen gefühlt. Aus

Liebe war er Höfling dieser verbannten Favoritin geworden und bewohnte mit ihr in dem Gehölz von Marly den Pavillon von Lucienne, den ihr der König geschenkt hatte. Madame Dubarry liebte Montsabray mit mütterlicher Zärtlichkeit, ohne zu wagen, sich von dem Wesen dieses Gefühles Rechenschaft zu geben. Montsabray, der am 10. August leicht verwundet worden war, hatte sich nach Lucienne geflüchtet. Das verborgne Zimmer im Schlosse, wo er seine Heilung abwartete, war nur Madame Dubarry und ihren Frauen bekannt. Sie verband selbst die Wunde des jungen Offiziers. Audouin, Mitglied der Gemeine, der vom Generalrathe eine Abtheilung von zweihundert Föderirten verlangt hatte, um die Umgegend von Paris von den nach dem Kampfe entflohenen Aristokraten zu reinigen, entdeckte Montsabray im Pavillon zu Lucienne. Madame Dubarry konnte Audouin weder durch Gold, noch durch ihre Thränen, noch durch ihr Flehen erweichen. Er ließ den jungen Adjutanten auf einer Tragbahre fortschaffen und brachte ihn in die Abtei. Bei dem Lärm des Mordens verließ Montsabray leise sein Bett, welches in der Sakristei der Kapelle stand, kletterte in der Esse des Kamins bis zu dem Gipfel des Gebäudes hinauf und hielt sich an einem dort angebrachten starken Eisengitter fest. Von dort aus hörte er zwei Tage und zwei Nächte hindurch, ohne Nahrung, das Getümmel des Blutbades mit an und hoffte ihm durch Geduld zu entgehen. Aber nach der Gefangenenliste war ein Opfer zu wenig da. Man erinnerte sich an den Verwundeten. Umsonst wurde er gesucht. Der Schließer der Kapelle, der alle Kunstgriffe kannte, welche Gefangne anwenden, um ihre Flucht möglich zu machen, ließ unten in dem Rauchfange Flintenschüsse abfeuern. Eine einzige Kugel traf Montsabray und zerschmetterte ihm das Handgelenk. Er besaß die Kraft, sich noch festzuhalten und keinen Laut von sich zu geben. Man war im Begriff, sich nicht weiter um ihn zu bekümmern. Ein Schließer holte Stroh und zündete es an. Der Rauch wirkte erstickend auf den Verwundeten. Er fiel auf das brennende Stroh herunter. Verstümmelt, verbrannt, ohnmächtig, halbtodt wurde er auf die Straße getragen. Dort wurde er mitten in das Blut hingelegt, und es wurde vor ihm berathen, auf welche Weise man

ihn umbringen wollte. Der unglückliche junge Mann, der wieder zu sich gekommen war, blieb auf den Leichen fast eine Viertelstunde lang liegen, ehe die Henker Gewehre gefunden und geladen hatten. Endlich hatten sie Mitleiden mit seiner schrecklichen Lage und tödteten ihn, indem sie zu gleicher Zeit fünf Pistolenschüsse auf seine Brust abfeuerten.

Nur noch ein Gefangner blieb in der Abtei, nämlich Hr. v. Saint-Marc, Oberst eines Kavalerieregiments. Die Mörder kamen überein, seine Hinrichtung so lange wie möglich dauern zu lassen, damit alle an seinen Qualen und an seinem Tode Antheil haben könnten. Sie ließen ihn langsam vorwärtsschreiten und versetzten ihm Säbelhiebe, wobei sie sich jedoch in Acht nahmen, ihn zu schnell zu tödten. Hierauf stießen sie ihm eine Lanze durch den Leib. Sie zwangen ihn, noch auf den Knien fortzugehn und ahmten spottend die Zuckungen nach, welche diese Qualen bei ihm hervorbrachten. Als er sich nicht mehr aufrecht erhalten konnte, zerhackten sie ihm mit Säbelhieben die Hände, das Gesicht, die Glieder und gaben ihm endlich den Rest, indem sie ihm sechs Kugeln durch den Kopf schossen. Solche Menschen bergen die Abgründe der Civilisation, die mit so viel Luxus und so viel geistiger Bildung versteckt sind. Es gibt Neronen auf allen Stufen, vom Throne an bis zur niedrigsten Hütte; oben zeigen sie verfeinerte, unten thierische Grausamkeit. Der Blutdurst ist das erste und das letzte Zeichen der Verderbniß des Menschen.

Bei alledem kamen während dieser Zeit einige unerklärliche und tröstend Thatsachen vor, die in Erstaunen setzen. Maillard's Mitleiden schien mit ebenso viel Sorgfalt die Unschuldigen zu suchen, wie seine Rache die Schuldigen suchte. Er verschonte alle, welche ihm einen Vorwand gaben, um sie retten zu können. Mochte er das Morden wie eine peinliche Pflicht ansehen, bei deren Erfüllung er sich dadurch erholte, daß er Gnade ertheilte, oder mochte es seinem Stolze schmeicheln, daß er so über Tod und Leben entscheiden konnte; er ging mit dem einen wie mit dem andern verschwenderisch um. Er brachte sein eignes Leben in Gefahr, um den Henkern Opfer streitig zu machen. Oft wurde in den Höfen darüber gemurrt, daß er mit dem Leben der Gefangnen zu sparsam umgehe. Es wurde von Ver-

rath gesprochen. Mehrere Male drangen die Mörder mit dem Säbel in der Hand herein und drohten das Tribunal umzubringen. Bürger, denen die Opfer fremd waren, wagten ihr Leben, um Männer zu retten, die sie nur dem Namen nach kannten. Der Uhrmacher Monnot wagte es, den Abbé Sicard zurückzufordern, und er rettete ihn, weil der Lehrer der Taubstummen sein Leben verwandt hatte, das Elend des Volkes zu erleichtern. Deputationen der Sektionen versuchten in die Gefängnisse zu dringen, um Bürger zurückzufordern. Sie wurden zurückgedrängt. Ein Posten der Nationalgarde hielt den gewölbten Gang besetzt, der vom Platz der Abtei aus in den Hof führte. Dieser Posten hatte Befehl, herein-, aber nicht hinausgehn zu lassen. Es war, als ob er dort aufgestellt gewesen wäre, um das Morden zu beschützen. Ein Einziger von den Deputirten wagte es durch diesen Gang zu dringen. „Bist du des Lebens überdrüssig?“ fragten ihn die Mörder. Dieser Deputirte wurde zu Maillard geführt. Maillard ließ ihm die beiden Gefangenen übergeben, die er verlangte. Der Deputirte ging von neuem mit diesen Gefangenen über den Hof. Fackeln erhellten die aufgeschichteten Leichname und die Blutpfützen. Die Mörder saßen auf den Leichen, wie Schnitter auf den Garben, ruhten sich aus, rauchten, aßen und tranken ungestört. „Willst du ein Aristokratenherz sehen! riefen ihm diese Menschenfleischer zu, da! sieh!“ Bei diesen Worten schneidet einer von ihnen einem noch warmen Leichnam die Brust auf, reißt das Herz heraus, drückt das Blut in ein Glas und trinkt vor Bisson's Augen daraus; hierauf gibt er ihm das Glas, zwingt ihn, es an seine Lippen zu bringen, und läßt die Gefangnen nur unter der Bedingung durch, daß sie dasselbe thun. Die Mörder selbst verließen mehrere Male ihre blutige Arbeit, wuschen sich Hände und Füße und gingen fort, um die vom Tribunal freigesprochnen Personen ihren Familien zurückzubringen. Diese Männer wiesen jede Belohnung ab. „Die Nation bezahlt uns, um zu tödten, sagten sie, aber nicht, um zu retten.“ Nachdem sie einen Vater seiner Tochter, einen Sohn seiner Mutter wieder zurückgebracht hatten, wischten sie die Thränen der Rührung aus ihren Augen, um wieder bei dem Gemetzel zu helfen. Niemals hatte das

Morden mehr den Anschein einer bestellten Arbeit. Es war während dieser Tage ein Handwerk mehr in Paris geworden.

XIV.

Während die von den Agenten des Aufsichtscomités bestellten Karren die Leichen und das Blut aus der Abtei fortschafften, standen seit dem Morgen dreißig Mörder an den Thoren des Carmeliterklosters in der Vaugirardstraße auf der Lauer und warteten auf das Zeichen. Das Gefängniß der Carmeliter war ein altes Kloster, ein ungeheures Gebäude mit Kreuzgängen, auf der einen Seite stand eine Kirche und es war von Höfen, von Gärten, von unangebauten Ländereien umgeben. Es war in ein Gefängniß umgewandelt worden, um daselbst die zur Deportation verurtheilten Priester einzuschließen. Es standen dort Wachposten der Gendarmerie und der Nationalgarde, welche absichtlich am Morgen schwächer gemacht worden waren. Die Mörder, welche gegen sechs Uhr Abends die Thüren erbrachen, schlossen sie wieder hinter sich zu. Die, welche das Blutbad begannen, hatten weder die Kleidung, noch die Sprache, noch die Waffen des Volkes. Es waren junge, gut gekleidete Leute, die mit Pistolen und Jagdflinten bewaffnet waren. Cerat, ein junger Genosse Marat's und Danton's, war an ihrer Spitze. Unter seinem Haufen ließen sich einige von den exaltirten Gesichtern erkennen, die gewöhnlich auf den Galerien des Clubs der Cordeliers waren. Sie waren gleichsam die Leibwache dieser Agitatoren und hießen mit Rücksicht auf das Kloster, wo die Sitzungen gehalten wurden, „die rothen Brüder Dantons"; sie trugen eine rothe Mütze, ein Halstuch, eine Weste, einen Gürtel, die ebenfalls roth waren, als ob dadurch die Augen und die Gedanken des Volks an die Farbe des Bluts gewöhnt werden sollten. Die Leiter des Mordens fürchteten, daß der Einfluß, den die Priester auf die niedere Volksklasse ausübten, zur Folge haben möchte, die Mörder vor solchem gottesschänderischen Morde zurückzuschrecken. Sie warben an verrufnen Orten und in den Clubs Leute an, die über solche Bedenklichkeiten hinaus waren und welche der Haß des Aberglaubens von selbst dazu trieb, die Prie-

ster niederzumachen. Flintenschüsse, die in den Kreuzgängen und in den Gärten auf einige Greise, welche daselbst spazieren gingen, abgefeuert wurden, gaben das Zeichen zum Blutbade. Von Gang zu Gang, von Zelle zu Zelle, von Baum zu Baum flohen die Priester und fielen todt und verwundet unter den Kugeln ihrer Verfolger. Die Leichname derer, welche getroffen worden waren, wurden die Treppen herabgerollt, oder zu den Fenstern hinausgeworfen.

Banden zerlumpter Männer, Weiber, Kinder, die aus den Quartieren, wo das Elend zu Hause ist, durch das Gewehrfeuer herbeigelockt worden waren, drängten sich an den Thüren. Von Zeit zu Zeit wurden diese geöffnet, um Karren herauszulassen, die von schönen, aus dem Marstalle des Königs genommnen Pferden gezogen wurden. Diese Karren fuhren langsam durch die Menge hindurch und ließen hinter sich eine lange Blutspur zurück. Auf den aufgeschichteten Leichnamen saßen Weiber und Kinder, schrien mit ausgelaßner Freude, lachten und zeigten den Vorübergehenden Stücke Menschenfleisch. Das Blut spritzte auf ihre Kleider, ihre Gesichter, auf ihr Brod. Mit ihren farblosen Lippen heulten sie die Marseillaise und entehrten den Gesang des Heroismus, indem sie ihn mit dem Morde in Verbindung brachten. Das kümmerlich aussehende Volk, welches folgte, wiederholte die Refrains im Chor und tanzte um diese Wagen, wie um eine der Geistlichkeit und der Aristokratie glorreich abgenommene Beute her. Die kleine Anzahl der Mörder, die große Anzahl der Schlachtopfer, die Weitläuftigkeit des Gebäudes, die Ausdehnung des Gartens, die Mauern, die Bäume, die Laubgänge, welche die nach allen Seiten vor dem Tode fliehenden Priester vor den Kugeln schützten, ließen das Morden nur langsam vor sich gehen. Die Nacht brach ein und drohte ihnen Schutz zu gewähren. Die Henker bildeten, wie bei einer Jagd auf wilde Thiere, einen Kreis. Sie näherten sich langsam den Gebäuden und zwangen mit flachen Säbelhieben alle Priester, sich in die Kirche zu flüchten. Während dieses Treiben im Garten stattfand, wurde das Haus selbst durchsucht und alle Priester, welche bei den ersten Schüssen nicht geblieben waren, wurden ebenfalls in die Kirche getrieben. Die Mörder trugen selbst auf ihren Armen die verwundeten Priester

herbei, die nicht gehen konnten. Als die Opfer alle in der Kirche zusammengebracht worden waren, wurde einer nach dem andern herausgerufen, zu einer kleinen Thüre, die nach dem Garten ging, hinausgeschleppt und auf der Treppe niedergemacht.

Der Erzbischof von Arles, Dulau, der älteste und der ehrwürdigste dieser Märtyrer, erbaute sie durch sein Betragen und tröstete sie durch seine Worte. Der Bischof von Beauvais und der Bischof von Saintes, zwei Brüder aus dem Hause La Rochefoucault, die mehr durch ihr Herz als durch ihre Verwandtschaft verbunden waren, umarmten einander und freuten sich, zusammen sterben zu können. Alle beteten in dem Chore um den Altar herum. Die, welche zum Tode abgerufen wurden, erhielten von ihren Brüdern den Friedenskuß und die Gebete für die Sterbenden wurden für sie gehalten. Der Erzbischof von Arles, war einer der ersten, der gerufen wurde. — „Du bist es also, sagte ein Marseiller zu ihm, der das Blut der Patrioten zu Arles hat fließen lassen? — Ich, antwortet der Erzbischof, ich habe in meinem Leben Niemand etwas Böses zugefügt!" Bei diesen Worten erhält er einen Säbelhieb über das Gesicht. Er bleibt unerschütterlich stehn. Er erhält einen zweiten, der seine Augen, wie mit einem Schleier von Blut bedeckt. Bei dem dritten fällt er, indem er sich auf die linke Hand stützt, ohne einen Klagelaut auszustoßen. Der Marseiller durchbohrt ihn mit seiner Pike, und zwar mit solcher Gewalt, daß der Schaft abbricht. Er steigt auf die Leiche des Erzbischofs, reißt ihm das Kreuz ab und läßt es wie ein Siegeszeichen seine Gefährten sehen.

Der Bischof von Beauvais umfaßt bis zum letzten Augenblick den Altar, hierauf schreitet er, mit ebenso viel Ruhe und Majestät, wie bei kirchlichen Feierlichkeiten, auf die Thüre los. Die jüngern Priester geleiteten ihn bis zur Schwelle, wo er sie segnete. Der Beichtvater des Königs, Hébert, Superior der Eudisten, der Tröster Ludwig's XVI. in der Nacht vom 10. August, wurde nachher umgebracht. Mit jeder Minute wurden die Reihen der Priester lichter. Es waren nur noch einige da, die auf den Stufen des Altars saßen oder knieten. Bald gab es nur noch einen einzigen.

Der Bischof von Saintes, dem im Garten der Schenkel zerschmettert worden war, lag auf einer Matraze in einer Kapelle im Schiff der Kirche. Die Gendarmen des Wachpostens standen um sein Lager herum und verbargen ihn. Da sie besser bewaffnet und zahlreicher, wie die Henker waren, so hätten sie ihn vertheidigen können. Sie sahen unthätig dem Morde zu. Sie gaben den Bischof von Saintes, wie alle übrigen preis. — „Ich weigere mich nicht, mit meinem Bruder zu sterben, antwortete der Bischof, als er gerufen wurde, aber ich habe einen gebrochnen Fuß, ich kann mich nicht aufrecht erhalten; helft mir fort, und ich will mit Freuden dem Tode entgegengehn.“ Zwei seiner Mörder unterstützten ihn, indem sie ihre Arme um seinen Leib schlangen. Er fiel, indem er ihnen dankte. Er war der letzte. Es war acht Uhr. Das Morden hatte vier Stunden gedauert.

XV.

Auf den Karren wurden hundert und neunzig Leichname fortgeschafft. Die Mörder zerstreuten sich und eilten nach den andern Gefängnissen. Das Blutvergießen regt den Blutdurst immer mehr an, es befriedigt ihn nicht.

Das Blut floß schon in den neun Gefängnissen von Paris. Das Gefängniß von La Force enthielt nächst der Abtei die meisten Gefangenen, welche dazu bestimmt waren, der Mordwuth des Volks preisgegeben zu werden. Es waren dort alle zum Hofe gehörigen Männer und Frauen, die am 10. August verhaftet worden waren, eingeschlossen. Zu derselben Zeit, wo Maillard sein Tribunal in der Abtei errichtete, machten sich zwei Mitglieder der Gemeine, Hébert und Lhuilier aus eignem Antriebe zu obersten Richtern in dem Gefängniß La Force. Dort ließen sich die nämlichen Zeichen bemerken, welche andeuteten, daß das Ganze vorher ausgesonnen worden war; es gab dort ebenfalls eine Bande von sechzig Henkern, die ins Gefängniß brachen, die nämliche Ordnung beim Morden, die nämlichen Formen des Verhöres und des Gerichtes, die nämliche Sorgfalt, das Blut zu entfernen ließen sich bemerken, die nämlichen Karren kamen, um die Leichen darauf aufzuschichten; es fanden

die nämlichen Verstümmelungen der Leichen, die nämlichen Spiele mit abgeschnittnen Köpfen, die nämliche rohe Gleichgültigkeit der Henker statt, welche auf den Gliedern der Schlachtopfer aßen, tranken, tanzten, stampften; ebenso wie in der Abtei erleuchteten hier während der Nacht Fackeln, deren Schein sich in Blutseen spiegelte, schreckliche Gelage, ebenso blieb die bewaffnete Macht bei dem Blutbade unthätig zugegen und billigte es.

Hundertsechzig Köpfe fielen in zwei Tagen unter den Säbeln der Mörder. Hébert und Lhuilier retteten zehn, worunter mehrere Frauen der Königin. Welcher Preis wurde für ihr Leben bezahlt? Man sah nicht, wie er den Richtern in die Hand gezahlt wurde. Aber das Schwert, welches unbarmherzig die Unbedeutendsten und Aermsten traf, verschonte die Berühmtern und Reichern. Tropfenweise wurde um das Blut gehandelt. Man ließ das Mitleiden bezahlen.

Ein einziges von den Schlachtopfern, welches die Richter verschonen wollten, konnte dem Tode nicht entgehen. Hébert und Lhuilier hatten wirklich die Absicht, es zu retten. Ein Ausruf brachte ihm den Tod. Dies war die Prinzessin von Lamballe. Sie war Witwe des Sohnes des Herzogs von Penthièvre und eine Prinzessin von Savoien-Carignan. Marie Antoinette hatte sich durch ihre Schönheit und ihr edles Gemüth zu ihr hingezogen gefühlt und liebte sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Die Prinzessin von Lamballe hing mit reiner Zuneigung an der Königin, und ihre heldenmüthige Aufopferung bei dem Misgeschick ihrer Freundin war die einzige Antwort auf den schmählichen Verdacht gewesen, den das Volk hegte. Je tiefer die Königin fiel, desto fester schloß sich die Prinzessin an sie an. Es war Wollust für sie, ihr Unglück zu theilen. Péthion hatte ihr erlaubt, ihre königliche Freundin in den Tempel zu begleiten. Die Gemeine, welche unerbittlicher war, ließ sie aus den Armen der Königin reißen und nach dem Gefängniß La Force bringen. Ihr Schwiegervater, der Herzog von Penthièvre, liebte sie wie seine eigne Tochter.

XVI.

Der Herzog von Penthièvre lebte in der Zurückgezogenheit auf seinem Schlosse zu Bizy in der Normandie. Er

wußte um die Gefangenschaft seiner Schwiegertochter und die Gefahren, die den Gefängnissen drohten. Von weitem wachte er über ihr Leben. Ein geheimer Unterhändler hatte sich im Auftrage des Herzogs, mit einer Summe von dreimal hunderttausend Francs versehen, nach Paris begeben und von einem der hauptsächlichsten Agenten der Gemeine das Leben der Prinzessin von Lamballe erkauft. Andre geringere Unterhändler, die zum Hause des Herzogs von Penthièvre gehörten oder Dienstleute desselben waren, und die sich in Paris zerstreuten, waren vom Herzoge damit beauftragt, mit den gefährlichen Leuten, welche sich in die Nähe der Gefängnisse drängten, Freundschaft zu schließen, in ihr Vertrauen sich einzuschmeicheln, dem Verbrechen nachzuspüren und ihm vorzubeugen, indem sie die Habsucht der Mörder reizten. Alle Maßregeln, deren Mittelpunkt das Hotel de Toulouse, der Palast des Herzogs war, hatten glücklichen Erfolg gehabt. In der Gemeine, unter den Richtern, unter den Henkern waren Leute, welche das Leben der Prinzessin bewachten.

Sie gehörte unter die, welche zuletzt vor das Tribunal gerufen wurden. Während des Tages und der Nacht des 2. Septembers war sie verschont worden, um gleichsam dem Volke Zeit zu lassen, seinen Blutdurst zu befriedigen, ehe ihnen diese Beute entzogen werden sollte. Sie befand sich oben im Gefängnisse mit Frau von Navarre, einer ihrer Frauen, in einem Zimmer allein und hörte dort, seit vierzig Stunden, das Getümmel des Volks, die Schläge der Mörder, das Stöhnen der Sterbenden. Zuweilen hörte sie, wie einige Stimmen unten ihren Namen riefen. Sie lag krank in ihrem Bette; bald verursachte ihr das Entsetzen krampfhafte Aufregung, bald verfiel sie in einen dumpfen Schlaf, aus dem sie Träume aufschreckten, die weniger gräßlich waren, als das, was wirklich unter ihren Fenstern vorging, und sie wurde jeden Augenblick ohnmächtig. Um vier Uhr traten zwei Nationalgardisten in ihr Zimmer und befahlen ihr mit anscheinender Rauhheit, aufzustehen und ihnen zur Abtei zu folgen. Sie konnte kaum sich sitzend erhalten und auf den Ellnbogen stützen, und bat die ihr wohlwollenden Nationalgardisten, sie zu lassen, wo sie sich befände, indem sie, wie sie sagte, eben so gern hier, wie anderswo sterben wolle.

Einer von den Männern beugte sich zu ihr herab und sagte ihr ins Ohr, daß sie gehorchen müsse und daß ihr Leben davon abhänge. Sie bat die Männer, ihr Zimmer zu verlassen, kleidete sich schnell an und stieg die Treppe herab, indem sie sich auf den Nationalgardisten stützte, der für ihre Rettung besorgt zu sein schien.

Hébert und Lhuilier erwarteten sie. Beim Anblick dieser unheimlichen Gestalten, der Henker mit blutigen Armen, welche die Thüre halb aufmachten, die nach dem Hofe führte, wo man die Schlachtopfer fallen hörte, verlor sie das Bewußtsein, fiel ihrer Kammerfrau in die Arme und kam nur langsam wieder zu sich. Nach einem kurzen Verhöre sagten die Richter zu ihr: „Schwören Sie, die Gleichheit und Freiheit zu lieben, die Könige und die Königinnen zu hassen. — Ich will gern das erstere schwören, antwortete sie, aber den Haß gegen den König und die Königin kann ich nicht schwören, denn er ist nicht in meinem Herzen.“ Einer von den Richtern beugte sich zu ihr und sagte mit einem bedeutungsvollen Winke: „Schwören Sie Alles; wenn Sie nicht schwören, so sind Sie verloren.“ Sie senkte den Kopf und schloß ihre Lippen. — „Nun denn, sagten die Richter, gehen Sie hinaus, und wenn Sie auf der Straße sind, so rufen Sie: Es lebe die Nation!“ Einer von den Häuptern der Mörder, Truchon, oder der große Nikolaus genannt, und einer seiner Genossen unterstützen die Prinzessin zu beiden Seiten. Als sie auf der Schwelle anlangt, fährt sie bei dem Anblick verstümmelter Leichenhaufen zurück. Sie vergißt den Ruf, der ihr anempfohlen worden ist und der sie retten soll. „Gott, wie gräßlich!“ ruft sie aus. Truchon hält ihr mit der Hand den Mund zu und läßt sie über die Todten schreiten. Die Mörder lassen bei dieser Engelerscheinung ihre Waffen sinken. Während sie ihre Schönheit anstaunen und schweigend stehen bleiben, gelangt sie fast auf die entgegengesetzte Seite der Straße; da sucht ein gewisser Charlot, der Gehülfe eines Perückenmachers, von Wein und Mordlust berauscht, um ein grausames Spiel zu treiben, ihr mit der Spitze seiner Pike die Haube von ihrem Kopfe zu nehmen; die Pike, welche von der Hand des Berauschten unsicher geführt wird, trifft ihre Stirne; das Blut quillt hervor und bedeckt ihr Gesicht.

XVII.

Bei dem Anblicke des Blutes glauben die Mordgesellen, daß das Opfer ihnen preisgegeben werden solle, und stürzen auf sie los. Ein Bösewicht, Namens Grizon versetzt ihr einen Schlag mit einem Stück Holz und streckt sie zu seinen Füßen nieder. Säbel und Piken durchbohren sie. Charlot ergreift sie bei den Haaren und trennt den Kopf vom Rumpfe. Andre reißen dem Leichnam die Kleider ab, treiben Spott mit ihm und verstümmeln ihn. Während dieser scheußlichen Entweihung tragen Charlot, Grizon, Hamin, Rodi — die Geschichte heftet solche schreckliche Namen für ewige Zeiten an den Schandpfahl — den Kopf der Prinzessin von Lamballe in eine benachbarte Schenke, legen ihn zwischen Gläser und Flaschen auf den Schenktisch hin und zwingen die Umstehenden, auf den Tod zu trinken. Hierauf ziehen die Blutmenschen, zu denen sich immer mehr gesellen, vor die Thore des Tempels, um Marie Antoinette in Schrecken zu setzen und ihr das bleiche Haupt ihrer Freundin zu zeigen. Die Commissäre der Gemeine und eine Deputation der Versammlung, welche sich im Tempel befanden, wurden von dem Heranziehen dieses Haufens in Kenntniß gesetzt und empfingen ihn mit Nachgiebigkeit und mit Bitten. Der Haufe verlangte weiter nichts, als den Kopf der Gefährtin der Königin unter den Fenstern der königlichen Familie herumtragen zu dürfen. Die Commissäre bewilligten es. Während diese Leute im Garten an den Thüren vorbeizogen, in welchen die Gefangenen wohnten, ersuchte der Commandant des Postens den König, sich dem Volke zu zeigen. Der König gehorchte. Ein Commissär, der menschlichere Gesinnungen hegte, trat zwischen den König und das Fenster, vor welchem das scheußliche Siegeszeichen in die Höhe gehoben wurde. Nichtsdestoweniger sah der König den Kopf und erkannte ihn. Die Königin, die von dem Haufen mit großem Geschrei herbeigerufen wurde und nicht wußte, welches Schauspiel ihr geboten werden sollte, eilte an das Fenster. Der König hielt sie zurück und führte sie in den Hintergrund ihrer Wohnung. Nur der Anblick der Ermordung ihrer Freundin wurde ihr verborgen; noch an demselben Abend

erfuhr sie alle Einzelnheiten derselben und erkannte den Haß des Volkes an der Erbitterung, welche es gegen Alles zeigte, was sie liebte.

XVIII.

Der Haufe zog wieder durch die Straßen von Paris weiter und machte unter den Fenstern des Palais Royal Halt, um dem Herzog von Orleans den Kopf seiner Schwägerin zu zeigen; dies sollte nicht eine Drohung, sondern ein Tribut sein. Der Herzog von Orleans saß mit Frau von Buffon, seiner neuen Favoritin, und einigen Genossen seiner Vergnügungen bei Tische. Er wagte es nicht, die Huldigung eines Verbrechens, welche im Namen des Volks von Mördern dargebracht wurde, zurückzuweisen. Er stand auf, zeigte sich auf dem Balcon und betrachtete einige Augenblicke schweigend den blutigen Kopf, der bis zu ihm emporgehoben wurde. Frau von Buffon sah ihn ebenfalls. „Gott, rief sie aus, indem sie die Hände zusammenschlug und zurückfuhr, so also wird bald mein eigner Kopf auf den Straßen herumgetragen werden!" Der Herzog machte das Fenster wieder zu und suchte seine Favoritin zu beruhigen. „Die unglückliche Frau, sagte er, indem er von der Prinzessin sprach, hätte sie mir geglaubt, so wäre ihr Kopf nicht dort." Hierauf setzte er sich wieder hin und blieb bis zu Ende des Mahles schweigend und finster. Seine Feinde beschuldigten ihn, er habe diesen Kopf den Mördern bezeichnet und verlangt, er solle ihm gezeigt werden, damit er die Gewißheit haben könnte, daß seine Rachsucht befriedigt wäre und seine habsüchtigen Pläne ihre Erfüllung gefunden hätten. Er habe in der Freundin der Königin eine Feindin erblickt und nach dem Tode der Frau von Lamballe das Witthum erben wollen, welches der Witwe seines Schwagers von den Gütern des Herzogs von Penthièvre zukam. Diese Beschuldigungen sind grundlos. Das Leben dieser Frau war für seinen Ehrgeiz gleichgültig; ihr Tod vermehrte sein Vermögen nicht. Zur Zeit, als der Mord geschah, war zwischen dem Herzog und der Herzogin von Orleans die Gütergemeinschaft gerichtlich aufgehoben. Das Witthum der Frau von Lamballe belastete die der Herzogin von Orleans später

zufallenden Güter nur mit einer jährlichen Rente von dreißigtausend Francs. Ein solcher Lohn für einen Mord war nicht werth mit Blut erkauft zu werden und wurde dem Mörder nicht einmal zu Theil. Dem Herzoge von Orleans wurden alle Verbrechen Schuld gegeben, deren Ursache man nicht zu finden wußte: es war eine traurige Folge eines übeln Rufes. Man nahm oft an, daß da, wo das Volk Ausschweifungen beging, selbst bei dem Morden, seine Hand im Spiele gewesen sei: dies war nicht der Fall.

XIX.

Als die Nacht hereingebrochen war, kaufte ein Unbekannter, der dem Zuge still von einem Haltepunkt zum andern gefolgt war, um einen hohen Preis den Mördern den Kopf der Prinzessin ab, der noch mit seinen langen Haaren geziert war. Er reinigte ihn von dem Blute und dem Schmuze, verschloß ihn in einen bleiernen Kasten und übergab ihn den Dienern des Herzogs von Penthièvre, damit wenigstens dieser Theil ihres schönen Körpers in dem Familienbegräbnisse seine Stelle fände. Der Herzog von Penthièvre wartete ängstlich auf Nachrichten, welche das Gerücht schon bis zu seinem Schlosse zu Bizy gelangen ließ. Als diese theuern Ueberreste ankamen, versuchten seine Tochter, die Gemahlin des Herzogs von Orleans und die Dienerschaft umsonst dem Greise das Vorgefallne zu verheimlichen. Ihr Gesicht verrieth es und der Herzog las sein Unglück in ihren Augen. Er hob die Hände zum Himmel empor und rief aus: „Großer Gott, wozu helfen Jugend, Schönheit, alle Zärtlichkeit, deren eine Frau fähig ist, wenn sie bei dem Volke keine Gnade haben finden können? Was ist denn das Volk?“ Er stand nicht wieder von seinem thränenvollen Lager auf; die Leichenfeier wurde in seinem Zimmer begangen, das schwarz ausgeschlagen wurde. „Ich glaube, sie immer noch sprechen zu hören, sagte er in seinen letzten Gesprächen mit seiner Tochter. Ich glaube sie noch immer neben dem Fenster in der kleinen Stube sitzen zu sehn. Erinnerst du dich, meine Tochter, wie fleißig sie vom Morgen bis zum Abend mit weiblichen Arbeiten für die Armen beschäftigt war?

Ich habe viele Jahre mit ihr zusammen verlebt, ich habe nie einen Gedanken bei ihr angetroffen, der nicht für die Königin, für mich oder für die Unglücklichen gewesen wäre; und das ist der Engel, den sie so schrecklich umgebracht und zerstückt haben! Ach! ich fühle, daß dieser Gedanke mein Grab gräbt." Er wurde ins Grab gelegt, ohne nur einen einzigen Augenblick Trost gefunden zu haben.

XX.

Das Châtelet und die Conciergerie, in welche die wegen Civil-Vergehen und -Verbrechen Angeklagten gebracht wurden, und in die, weil die Gefängnisse nicht zureichten, Schweizer und Royalisten eingeschlossen worden waren, wurden am folgenden Tage von denen, die in der Abtei und La Force die Henker gemacht waren, aufgesucht. Die Gemeine hatte dafür gesorgt, zweihundert Schulden halber oder unbedeutender Vergehen wegen Verhaftete daraus fortschaffen zu lassen. Sie hatte nur Opfer darin gelassen, die in ihren Augen schuldig waren und die schon im voraus dazu bestimmt waren, in diesen Tagen preisgegeben zu werden. Am 3. September Morgens begann hier das Blutbad. Das Tribunal, welches eingesetzt worden war, um über die am 10. August begangnen Verbrechen Gericht zu halten, hielt seine Sitzungen im Palaste, wenige Schritte von dem Orte entfernt, wo die Hinrichtungen vorgenommen wurden. Den ungeduldigen Mördern dauerten die Verhandlungen des Tribunals zu lange. Der Tod wurde gegeben, ehe noch das Urtel gefällt war und die Pike richtete massenweise. Nach wenig Minuten lagen achtzig Leichen im Hofe des Palastes umher. Während dieser Zeit hielt das Tribunal noch Gericht. Der Major Bachmann, der nach Hrn. von Affry am 10. August den Befehl über die Schweizer übernommen hatte, wurde vor die Richter berufen. Die Mörder begegnen ihm auf der Treppe, die von dem Gefängnisse nach dem Gerichtssaale führt. Sie lassen ihn ungehindert vorbei, indem sie ihn als ein Opfer des Gesetzes achten. Nach fünf Minuten ist Bachmann zum Tode verurtheilt und steigt auf den Karren, der ihn zur Hinrichtung fahren soll. Er steht da, den Kopf hoch erhoben, mit heiterm, stolzem Ausdruck, indem er seinen

rothen Mantel mit kriegerischer Haltung um sich schlägt, wie ein Soldat, der bei einem Wachtfeuer ausruht, und bewahrt noch dem Tode gegenüber die Würde eines Kriegsführers. Er wirft einen verächtlichen Blick auf die blutdürstige Menge, die sich um den Wagen herumdrängt und seinen Kopf verlangt. Langsam fährt der Karren durch den Hof, in welchem das Volk seine Landsleute und seine Freunde hinschlachtet. Diejenigen von seinen Soldaten, welche noch warten, bis die Reihe zu sterben, an sie kommt, verneigen sich ehrerbietig, während er vorbeifährt, und scheinen bis zum Tode in ihm ihren Commandanten anzuerkennen. Der Scharfrichter, der ihn ergreift, ist für ihn ein schützender Wächter gegen die Mörder. Diese verschonen ihn nur unter der Bedingung, daß er auf das Schaffot steigt. Dies ist an diesem Tage sein Schlachtfeld. Mit Stolz betritt er es und stirbt dort als Soldat.

Im Grand-Châtelet wurden zweihundertundzwanzig und in der Conciergerie zweihundertneunundachtzig Leichen von den Arbeitern zerstückt. Die Mörder, die für so viel Arbeit nicht zahlreich genug sind, befreien die wegen Diebstahls Verhafteten unter der Bedingung, daß sie sich mit ihnen verbinden. Diese Leute, welche durch Verbrechen sich ihr Leben erkauften, schlachteten auf diese Weise ihre Mitgefangenen hin, denen sie vorher die Hand gereicht hatten. Mehr als die Hälfte der Gefangenen wurden von den andern umgebracht. Ein junger Waffenschmied aus der Saint-Avoiestraße, der eines geringen Vergehens wegen sich in Verhaft befand, und sich durch seine Größe und seine Stärke auszeichnete, erhielt auf diese Weise unter der Bedingung, den Mördern zu helfen, seine Freiheit. Die Liebe zum Leben ließ ihn darauf eingehen. Zögernd brachte er einige schlecht geführte Streiche bei. Aber bei dem Anblicke des Blutes besinnt er sich bald wieder, wirft mit Entsetzen die Mordwaffe, die ihm in die Hand gegeben worden war, von sich und ruft aus: „Nein, nein, lieber will ich Opfer, als Henker sein; lieber will ich von der Hand solcher Bösewichte, wie ihr seid, den Tod erhalten, als ihn Wehrlosen und Unschuldigen geben. Durchbohrt mich!“ Er fällt freiwillig und sein eigner Tod sühnt das Blut, das er soeben vergossen.

D'Eprésmenil, der von einem Nationalgardisten aus Bordeaux erkannt und begünstigt wurde, war der einzige Gefangene, welcher nicht bei dem Blutbade im Châtelet umkam. Er entwich in der Kleidung eines Mörders mit einem blutigen Säbel in der Hand. Die Nacht, die Verwirrung, die Betrunkenheit der Mörder erleichterten ihm sich unter sie zu mischen. Bis an die Knöchel watete er in dem vom Blute aufgeweichten Boden des Schlachtplatzes. Als er bei der Fontaine Maubué ankam, blieb er über eine Stunde daselbst und wusch seine Schuhe und seine Kleider, um nicht bei denen, welche er um eine Zufluchtsstätte bitten wollte, Schrecken zu erregen.

In dem nämlichen Gefängnisse wurde die Hinrichtung mehrer Angeklagten oder wegen Civilverbrechen zum Tode Verurtheilten vorgenommen. Hierunter gehörte der Abbé Bardi, der angeklagt war, seinen eignen Bruder ermordet zu haben. Da er außerordentlich groß und stark war, so rang er eine halbe Stunde lang mit seinen Henkern und erstickte zwei von ihnen unter seinen Knien.

Ein junges Mädchen von bewunderungswürdiger Schönheit, die unter dem Namen das schöne Blumenmädchen bekannt war, und die angeklagt war, einen Unteroffizier der französischen Garde, ihren Liebhaber, aus Eifersucht verwundet zu haben, sollte in wenig Tagen gerichtet werden. Die Mörder, unter denen sich einige befanden, die sich rächen wollten und die von ihrer Nebenbuhlerin aufgereizt worden waren, übernahmen im voraus das Geschäft des Scharfrichters. Théroigne von Méricourt war bei dieser Hinrichtung zugegen und leitete sie. Das unglückliche Opfer wurde nackt an einen Pfahl gebunden, die Füße an den Boden geheftet, und ihm der Leib mit brennenden Strohfackeln gebrannt. Mit Säbelhieben wurden ihr die Brüste abgehauen; es wurden Pikenspitzen glühend gemacht und sie damit gestochen. Endlich wurde sie auf diesen glühenden Spitzen gespießt; ihr Geschrei drang bis über die Seine und erfüllte alle Bewohner des jenseitigen Ufers mit Entsetzen. Gegen funfzig Frauen, die von den Todtschlägern aus der Conciergerie befreit worden waren, waren bei dieser Hinrichtung thätig und übertrafen die Männer an Grausamkeit.

Die fünfhundertfünfundsiebenzig Leichname aus dem

Châtelet und der Conciergerie wurden auf dem Pont au change haufenweise über einander geschichtet. In der Nacht stellten Banden von Kindern, die sich seit drei Tagen an Blut und Mord gewöhnt hatten und für die todte Körper zum Spielzeug geworden waren, brennende Lämpchen um diese Leichenhaufen herum und tanzten die Carmagnole. Die Marseillaise ertönte zu der nämlichen Zeit von kräftigern Stimmen gesungen in der Umgebung und vor den Thoren der Gefängnisse. Straßenlaternen, Lämpchen, Harzfackeln vermischten ihr Licht mit dem bleichen Scheine des Mondes, der diese aufgeschichteten Leichen, die zerstückten Leiber, die abgeschnittnen Köpfe, die Blutpfützen erleuchtete. Henriot, Gauner und Spion unter den Königen, Mörder und Henker unter der Herrschaft des Volkes, leitete und vollführte in der nämlichen Nacht an der Spitze einer Horde von zwanzig bis dreißig Leuten die Ermordung von zweiundneunzig Priestern im Seminar Saint-Firmin. Henriot's Genossen verfolgten die Priester in den Gängen und den Zellen und schleuderten sie lebendig zum Fenster hinaus auf die unten ihnen entgegenstarrenden Piken, Spieße und Bajonnette. Die Mordgesellen überließen Weibern das Vergnügen, ihnen mit Holzscheiten den Rest zu geben und sie in die Gossen zu schleppen. Die nämlichen Vorfälle fanden im Kloster der Bernhardiner statt.

Aber schon fehlten die Schlachtopfer in Paris den Leuten, bei denen zweiundneunzig Stunden dauerndes Morden den Blutdurst auf das Höchste gesteigert hatte. Die Gefängnisse waren leer. Henriot und die Theilnehmer an dem Blutbade, die sich in den Gefängnissen unter den Verbrechern Verstärkung geholt hatten, zogen über zweihundert Mann stark, mit sieben Kanonen, welche sie die Gemeine ungehindert mit wegführen ließ, nach Bicêtre.

Bicêtre, in dessen weitläufige große Gebäude alles Schlechte aus dem ganzen Königreiche geschafft wurde, um die Bevölkerung von Wahnsinnigen, von Bettlern, von unverbesserlichen Verbrechern zu befreien, enthielt dreitausendfünfhundert Gefangene. Wenn ihr Blut vergossen wurde, so geschah es nicht wegen politischer Verhältnisse; aber dem mochte sein wie ihm wollte, es floß doch noch mehr Blut.

Die Mörder sprengten die Thore von Bicêtre auf, schossen die Thüren der Gefängnisse mit Kanonenkugeln ein, holten die Gefangnen heraus und schlachteten sie fünf Tage und fünf Nächte lang hin. Wasser, Eisen, Feuer dienten dazu, die Bewohner auszurotten. Die einen wurden in den unterirdischen Gewölben, in denen sie eine Zuflucht gesucht hatten, ertränkt, die andern mit Säbelhieben zerhauen, die übrigen in den Höfen mit Kartätschen niedergestreckt; Schuldige oder Unschuldige, Kranke oder Gesunde, Landstreicher oder Arme, Alle, selbst die Wahnsinnigen, denen dieses Haus als Hospital diente, wurden ohne Unterschied hingeopfert. Der Oekonom, die Geistlichen, die Thürhüter, die Schreiber der Verwaltung wurden nicht verschont. Umsonst schickte die Gemeine Commissäre, umsonst kam Péthion selbst und hielt Anreden an die Mörder. Sie unterbrachen kaum ihre Arbeit, um die Ermahnungen des Maire anzuhören. Wenn Worte ohne Kraft an das Volk gerichtet werden, so beweist es nur Achtung ohne Gehorsam. Die Mörder hörten erst auf, als Alles leer war. Am andern Tage drang die nämliche Bande, ungefähr zweihundertundfunfzig Mann stark, mit Flinten, Piken, Beilen, Keulen bewaffnet, in die Salpetrière ein. Die Salpetrière, welche zu gleicher Zeit Hospital und Gefängniß war, enthielt nur liederliche Frauenzimmer. Die ältern sollten daselbst gebessert, die jüngern geheilt werden, und die noch der Kindheit nahe stehenden einen Zufluchtsort finden. Nachdem sie fünfunddreißig von den ältesten Weibern niedergemacht haben, sprengen sie die Schlafsäle der andern auf, zwingen sie, ihren viehischen Begierden sich hinzugeben, tödten die, welche sich widersetzen, und führen im Triumphe zehn- oder zwölfjährige junge Mädchen, wie eine im Blute aufgefundene Beute der Ausschweifung mit sich hinweg.

XXI.

Während diese Proscriptionen Paris in Bestürzung versetzten, schickte die Versammlung umsonst Commissäre aus, um vor den Thoren der Gefängnisse zu dem Volke zu reden. Die Mörder unterbrachen nicht einmal ihre Arbeit, um die offiziellen Reden mit anzuhören. Die Worte,

Gerechtigkeit und Menschlichkeit finden keinen Widerhall im Herzen roher Menschen, die von Wein und von Blut berauscht sind. Umsonst schrieb der Minister des Innern, Roland, der seine Ohnmacht schmerzlich empfand, an Santerre, er möge mit der bewaffneten Macht die Gefängnisse schützen; Santerre erscheint erst am dritten Tage, um vom Generalrathe der Gemeine den Auftrag zu verlangen, gegen die Bösewichte einzuschreiten, welche selbst denen, die sie gegen ihre Feinde losgelassen hatten, gefährlich geworden waren. Die Mordgesellen verlangten frech von der Municipalität, sie solle ihnen ihre Mordthaten bezahlen. Tallien und seine Collegen wagten nicht, ihnen den Lohn für diese Arbeitstage zu verweigern, und trugen diese Ausgabe in die Register der Gemeine mit Anmerkungen ein, die leicht errathen ließen, wozu das Geld verwandt worden war. Santerre und seine Detaschements, die nach geschehner That ankamen, hatten Noth, diese vom Blutbade herbeigelockten Haufen wieder in ihre Höhlen zurückzutreiben. Diese Leute, die sieben Tage lang nur mit Verbrechen sich abgegeben hatten, die im Uebermaße Wein getrunken hatten, der mit Schießpulver vermischt war, die vom Blutdunst berauscht waren, hatten sich in einem solchen Grade aufgeregt, daß sie sich in einem wahnsinnigen Zustande befanden, der sie unfähig machte, sich der Ruhe hinzugeben. Das Fieber des Mordens hatte sie erfaßt. Sie waren nur noch dazu gut, zu tödten. Sobald ihnen ihre Beschäftigung fehlte, kehrten viele ihre Wuth gegen sich selbst. Einige verwünschten, als sie nach Hause gekommen waren, die Undankbarkeit der Gemeine, die ihnen nur vierzig Sous für den Tag hatte auszahlen lassen. Es war kaum ein Sou für jedes Schlachtopfer bei diesem wohlfeilen Morden. Andere, die von Gewissensbissen gequält wurden, sahen vor sich nur die bleichen Gesichter, die blutigen Glieder derer, die sie geschlachtet hatten. Sie bekamen Wuthanfälle oder verfielen in einen Zustand von Schwäche, der sie in wenig Tagen in das Grab führte. Andre endlich, die ihren Verwandten verhaßt und bei ihren Nachbaren ein Gegenstand des Schreckens geworden waren, gingen aus ihrer Wohnung fort und traten in die Bataillone der Freiwilligen ein, oder schlossen sich, unersättlich in Verbrechen, an die Mörderbanden an, welche

sich vornahmen in Orleans, in Lyon, in Meaux, in Rheims, in Versailles die Proscriptionen von Paris fortzusetzen. Hierunter gehörten Charlot, Grizon, Hamin, der Weber Rodi, Henriot, der Fleischergeselle Allaigre und ein Neger, Namens Delorme, den Fournier l'Américain mit nach Paris gebracht hatte. Dieser Schwarze, der bei dem Morden unermüdlich war, brachte allein während der drei Tage und drei Nächte des Blutbades gegen zweihundert Gefangne um, ohne sich anders auszuruhen, als während der kurzen Gelage, wo er sich wieder mit Wein stärkte. Sein nackter Oberkörper, von dem er das Hemde bis auf den Gürtel heruntergezogen hatte, sein abschreckendes Gesicht, seine schwarze Haut mit rothen Blutflecken, das wilde Lachen, welches bei jedem Streiche, den er führte, seinen Mund verzog und seine Zähne sichtbar machte, ließ diesen Menschen wie das Symbol des Mordens und wie den Rächer seiner Race erscheinen, der die von den Europäern in Afrika begangenen Verbrechen dadurch vergalt, daß er unbarmherzig das Blut der Weißen vergoß. Dieser Neger, der sich bei allen Volksbewegungen der Revolution mit einem abgeschnittnen Kopfe in der Hand vorfindet, wurde zwei Jahre später in den Tagen des Prairial verhaftet und erlitt den Tod, den er so oft ertheilt hatte. Sobald diese Leute, welche an den Septemberereignissen mit Theil genommen und die sich zu der Armee in die Bataillone der Freiwilligen geflüchtet hatten, dort ihren Kameraden bezeichnet worden waren, stießen diese sie mit Abscheu zurück. Die Soldaten konnten nicht mit Mördern zusammen leben. Die Fahne des Patriotismus mußte vom Blute der Bürger rein sein. Der Heldenmuth und das Verbrechen konnten nicht als Eins gelten.

XXII.

Das waren die Septembertage. Es läßt sich nicht bestimmen, wie groß die Zahl der Opfer war, die in die Gruben zu Clamart, die Katakomben vor der Barrière Saint-Jacques geschafft wurden. Die einen gaben sie auf zehntausend an, die andern nur auf zwei- oder dreitausend. Aber nicht in der Zahl, sondern in der Thatsache dieser Ermordungen liegt das Verbrechen. Eine barbarische Theorie hat

sie rechtfertigen wollen. Die Theorien, welche das Gewissen empören, sind nur Paradoxen des Geistes, welche die Verirrungen des Herzens bemänteln. Man will größer erscheinen, indem man sich in Berechnungen, welche die eines Staatsmannes genannt werden, über die Bedenklichkeiten der Moral und des Mitleidens erhebt. So glaubt man sich über den Menschen erhaben. Man irrt sich, man ist weniger als ein Mensch. Alles, was dem Menschen Etwas von seinem natürlichen Gefühle entzieht, entzieht ihm Etwas von seiner Größe. Alles, was das wahre Gewissen des Menschen leugnet, raubt ihm einen Theil seiner Erkenntniß. Die Erkenntniß des Menschen beruht in seinem Geiste und vorzüglich in seinem Gewissen. Die Systeme täuschen, das Gefühl allein ist unfehlbar, wie die Natur. Die Sträflichkeit der Septembertage bestreiten, heißt das Gefühl des menschlichen Geschlechtes leugnen. Das heißt die Natur leugnen, die nur unbewußte Moral ist. Es gibt im Menschen nichts Größeres, als die Menschlichkeit. Es ist einer Regierung nicht mehr, wie einem einzelnen Menschen erlaubt, einen Mord zu begehen. Die Menge der Opfer ändert nicht das Wesen des Mordes. Wenn ein Tropfen Blut die Hand eines Mörders befleckt, so machen Ströme Blut die Dantons nicht unschuldig. Die Größe der Schandthat wandelt sie nicht in Tugend um. Pyramiden von Leichen erheben allerdings höher, aber nur um desto mehr den Abscheu der Menschen zu erregen.

XXIII.

Ohne Zweifel dürfen die Leben nicht gezählt werden, welche eine gerechte und heilige Sache kostet; die Völker schreiten im Blute vorwärts und beflecken sich nicht, wenn sie der Eroberung ihrer Rechte, der Gerechtigkeit und der Freiheit der Welt entgegengehn. Aber dies geschieht in dem Blute auf dem Schlachtfelde und nicht im Blute der Besiegten, die kalt und systematisch hingeschlachtet werden. Die Revolutionen haben wie die Regierungen zwei ihnen zukommende Mittel, um sich zu erfüllen und um sich zu vertheidigen: Dem Gesetze gemäß richten und kämpfen. Wenn sie hinschlachten, erfüllen sie ihre Freunde mit Abscheu und

geben ihren Feinden Recht. Das Mitleiden der Welt wendet sich von Sachen ab, die mit Blute gefärbt werden. Eine Revolution, die unaufhörlich rein bliebe, würde die ganze Welt für ihre Ideen erobern. Diejenigen, welche die im September gegebnen Beispiele als Rathschläge ansehen, und die Ermordungen als Bestandtheile des Patriotismus darstellen, bringen im voraus der Sache der Völker den größten Schaden, indem sie Abscheu gegen sie erregen; mit solchen Lehren gibt es nur Finsterniß, Abgrund, Fall. Die Sanct Bartholomäusnacht hat den Katholicismus mehr geschwächt, als das vergossne Blut einer Million Katholiken gethan haben würde. Das Blutbad im September war die Sanct Bartholomäusnacht der Freiheit. Machiavell würde sie angerathen, Fénelon sie verwünscht haben. In einer Tugend Fénelons gibt es mehr Politik, als in allen Maximen Machiavell's. Die größten Staatsmänner der Revolutionen werden zuweilen ihre Märtyrer, nie aber ihre Henker.

Sechsundzwanzigstes Buch.

I.

Frankreich wurde von Schauder und Entsetzen ergriffen. Der Rath der Gemeine zu Paris verleugnete sein Verbrechen nicht; er wagte es, eine Adresse an die Departements zu richten, um ihnen die Septembertage als ein nachahmenswerthes Beispiel anzuempfehlen. Das Verbrechen gestehen, heißt mehr, als es begehen. Das heißt mit Kaltblütigkeit die Verantwortlichkeit desselben auf sich nehmen, ohne sich mit der Leidenschaft, die es erklärt, entschuldigen zu können. Diese stillschweigende Ermuthigung wurde verstanden. Der Herzog von Rochefoucauld, der populärste Aristokrat nach La Fayette, der Freund und Wohlthäter Condorcet's, dem er bei seiner Heirath ein Geschenk von hunderttausend Francs gemacht hatte, war der Menge verhaßt geworden. Er hatte am 20. Juni, als Präsident des Departements zu Paris, Péthions Absetzung verlangt. Hiermit hatte er sich selbst sein Urtheil gesprochen. Er hatte sich seit dem 10. August in die Bäder von Forges mit der Herzogin von Anville, seiner Mutter, und seiner jungen Frau zurückgezogen; dort traf ihn ein Verhaftbefehl der Gemeine, der von einem ihrer Proconsuln des Rathhauses überbracht wurde. Der Commissär, der selbst über seine Sendung erschrocken war, rieth dem Herzog

sich nicht auf seine Unschuld zu verlassen und nach England zu fliehen. La Rochefoucauld weigerte sich, dies zu thun. Er reiste mit seiner Mutter, seiner Frau und dem Commissär nach Paris ab. Ein Bataillon Nationalgarde des Departements Finistère, zu dem sich eine Abtheilung der Mörder von Paris gesellt hatte, erwartete ihn zu Gisors. Sie verlangten seinen Kopf. Der Maire und die Nationalgarde von Gisors suchten umsonst ihn mit Aufopferung zu retten. Während der Wagen mit den Frauen vorausfuhr, geleiteten Municipalbeamte und Nationalgardisten den Gefangenen durch abgelegne Straßen zur Stadt hinaus. Diese Vorsicht war umsonst! Als der Zug zum Thore hinausging, wurde die Begleitung des Herzogs in Unordnung gebracht, indem einige Wagen den Weg versperrten. Einer von den Mördern hob einen großen Stein auf, traf damit den Herzog an den Kopf und streckte ihn todt zu den Füßen des Volkes nieder, dem er sein Leben geweiht hatte. Nur seine Leiche wurde seiner Mutter und seiner Frau, die ihn schon gerettet glaubten, zurückgebracht. Dieser Mord eines der ersten Apostel der Freiheit und der Philosophie wurde in ganz Europa wie eine entweihende That angesehen. Kein Verbrechen brachte der Popularität der Revolution größern Schaden. Sie schien einen Vatermord zu begehen, indem sie diesen Vater des Volkes hinopferte. Der große Redner Burke und seine Freunde im englischen Parlamente schämten sich, mit den Mördern des Herzogs von Rochefoucauld gemeinschaftliche Sache zu machen, und verwandelten ihre überspannten Lobeserhebungen in Verwünschungen.

II.

Zu Orleans ließ die vom Maire entwaffnete Nationalgarde ungeahndet die Gefängnisse erbrechen, die Häuser der ersten Kaufleute plündern, acht bis zehn Personen ermorden und endlich zwei Commis in einer Raffinerie, welche gesucht hatten, das Haus ihres Herrn vor Plünderung zu bewahren, auf öffentlichem Platze langsam verbrennen. Zu Lyon erweckte die Nachricht von den in den Septembertagen zu Paris vorgefallnen Ereignissen bei dem Volke eine wilde Begierde, sie nachzuahmen. Zweitausend Männer

Weiber oder Kinder, der Abschaum der dort befindlichen nomadischen Arbeiterbevölkerung, zogen ungeachtet des Widerstandes des Maire Vitet und des Stadtcommandanten Imbert Colomez, nach dem Schlosse Pierre-Encise. Sie sprengten die Thore auf und ermordeten einundzwanzig Offiziere des Regiments Royal-Pologne, welche dort gefangen saßen. Von da eilen sie in die Stadtgefängnisse, erwürgen ohne Wahl alle, die sich daselbst befinden, und nageln die verstümmelten Glieder ihrer Schlachtopfer an die Bäume des Spazierganges von Bellecour.

Ronsin, Commandant eines aus Siegern des 10. Augusts und aus einigen Mördern des Septembers bestehenden Bataillons von Paris, kommt durch Meaux, indem er nach der Grenze marschirt. Bei seiner Ankunft macht er dem Maire Vorwürfe, daß er noch nicht das Beispiel der Gemeine von Paris nachgeahmt hat. Mit dem Säbel in der Hand läuft er durch die Straßen der Stadt, rafft einiges schlechtes Gesindel an verrufenen Orten zusammen und führt sie zum Gefängniß, indem er sie anfeuert, ihr Werk zu beginnen. — „Meine Leute," antwortete Ronsin denen, die ihm die Schandthaten seiner Truppen vorwarfen, „sind Räuber, aber bestanden denn die Legionen des Marius, die seine Proscriptionen ausführten, aus rechtschaffnen Leuten?"

Nach Rheims gelangte ein andres Bataillon, das unter dem Befehl des Generals Duhoux an die Grenze gehen wollte und das aus der Hefe der Pariser Bevölkerung gebildet worden war. Ein Agitator, Namens Armonville, stellt sich vor das Bataillon, im Augenblicke, wo der General Musterung über dasselbe hält. Umsonst versucht der General die Soldaten zurückzuhalten. Armonville spricht zu ihnen, bringt ungefähr funfzig auf seine Seite, zieht sie mit sich fort in die Volksgesellschaft, theilt Waffen unter sie aus, bezeichnet ihnen die Häuser und die Schlachtopfer. Zwei Administratoren werden auf den Stufen des Rathhauses ermordet. Mit ihren Köpfen wird das Kugelspiel gespielt. Auf dem Platze vor dem Eingange der Kathedrale wird ein Scheiterhaufen angezündet und alle Priester, welche in der Stadt angetroffen werden, werden hineingeworfen. Zwei Tage lang lassen die Mörder den Scheiterhaufen brennen und werfen immer neue Schlachtopfer in die Flammen.

Sie zwingen den Neffen eines dieser Priester mit eigner Hand Holz herbeizutragen, um seinen Onkel zu verbrennen. Hrn. v. Montrosier, einem Manne, der nicht zur Stadt gehörte und dessen politische Ansichten keinen Verdacht gegen ihn erwecken konnten, hauen sie die Arme und die Beine ab. So verstümmelt wird er an die Thüre seines Hauses gebracht, um vor seinem Vater und vor seiner Frau den Geist aufzugeben.

Diese Niederträchtigen treiben ihr Spiel mit der Todesangst, mit dem Gewissen derer, die sie morden. Einer der Priester, den die Flammen erfassen, wird vom Schmerz überwältigt und verlangt der Nation den Eid zu leisten. Er wird aus dem Feuer gezogen. Der Procurator der Gemeine, der bei diesem schrecklichen Spiele sich betheiligt, kommt und nimmt ihm den Eid ab. „Jetzt da du eine Lüge mehr gethan hast,“ sagen die Henker zu den Unglücklichen, „kannst du mit den andern verbrennen.“ Sie werfen den Priester wieder auf den Scheiterhaufen. Zuletzt verbrennen sie einander selbst. Ein Webergeselle, Namens Laurent, fertigt ein Verzeichniß derer an, die auf diese Weise den Tod finden sollen. Er setzt einen Kaufmann, seinen Nachbar darauf, dessen Verbrechen war, daß er ihm nicht hatte Waaren auf Borg geben wollen. Der Kaufmann, ein geheimer Agent Armonville's, erfährt dieses hinterlistige Verfahren. Er beschwert sich bei Armonville darüber. Dieser streicht den Namen des Kaufmanns aus und setzt den seines Angebers dafür auf die Liste. Im Augenblick, wo Laurent verlangt, daß sein Feind auf den Scheiterhaufen geworfen werden soll, wird er selbst ergriffen und unter lautem Gelächter seiner Genossen in die Flammen geschleudert. Der Schreck machte zu Rheims die Einwohner so knechtisch gesinnt und Armonville's Name schüchterte allgemein die Gemüther so ein, daß ihn die Stadt einige Tage später zu ihrem Repräsentanten bei dem Convente ernannte.

III.

Die Anstifter des Mordes konnten unmöglich die Gefängnisse des hohen Nationalgerichtes zu Orleans vergessen. Dort befanden sich zweiundsechzig Gefangene, die des Ver-

brechens der Beleidigung der Nation angeklagt waren. Diejenigen, an welche sich das Volk noch am meisten erinnerte, waren der bejahrte Herzog von Brissac, der Commandant der Garde des Königs, und Hr. v. Lessart, der von den Girondisten gestürzte Minister. Bischöfe, Magistratspersonen, Generale, die von ihren Departements oder von ihren Truppen angeklagt worden waren, Journalisten der Hofpartei, endlich die siebenundzwanzig Offiziere des Regiments Cambrésis, die beschuldigt worden waren, sie hätten wollen die Citadelle von Perpignan überrumpeln und den Spaniern überliefern, schmachteten seit länger als einem Jahre in diesen Gefängnissen.

Der Leichtsinn, mit dem die Anklagen erhoben worden waren, der Mangel von Beweisen, die Entfernung der Zeugen verschoben das Urtel. Diejenigen, welche ohne Beweise richten und die, welche sie haßten, verurtheilen wollten, wurden über dieses langsame Verfahren ungeduldig. Die Gemeine, Marat, Danton, welche ein Ende machen wollten, fanden diese Opfer an einem passenden Orte, um sie ermorden zu lassen. Die Versammlung, welche sich der am 2. September begangenen Mordthaten schämte, die vor ihren Augen geschehen waren und deren Verantwortlichkeit sie tragen sollte, wollte dem Gerichte der Gemeine zweiundsechzig Opfer entziehen. Aber die Maratisten verbreiteten unter dem Volke das Gerücht, daß die Gefängnisse zu Orleans, welche das Gold des Herzogs von Brissac in einen angenehmen Aufenthalt und in den Herd einer Verschwörung verwandelt hätte, auf ein von den Emigrirten gegebnes Zeichen geöffnet werden sollten, so daß die Nation ihre Rache nicht würde befriedigen können. Es hieß, daß die Gefangenen nächstens entführt werden sollten.

Bei diesem Gerüchte brechen auf einen geheimen Befehl der Aufwiegler der Gemeine zweihundert Marseiller und eine Abtheilung Föderirter und mordlustigen Gesindels unter dem Polen Lazouski nach Orleans auf. Als sie in Longjumeau angekommen sind, schreiben sie an die Versammlung, daß sie sich auf den Weg begeben haben, um die Gefangenen nach Paris zurückzuführen. Die Versammlung, in der Vergniaud und Brissot ihre Stimmen erheben, wird unruhig und erläßt einen Beschluß, der diesen Föderirten

untersagt, über die Angeklagten, oder die nur der Rache der Gesetze zu überlassenden Schuldigen willkürlich zu verfügen. Lazouski und seine Genossen stellen sich, als ob sie dem Beschlusse gehorchen. Sie antworten, daß sie nach Orleans gehen, um die Gefangenen, die entführt werden sollen, zu bewachen. Vergniaud und seine Freunde verstehen, was sie damit meinen, und begnügen sich dem Anscheine nach mit diesem halben Gehorsam. Aber sie erlassen noch in derselben Sitzung einen zweiten Beschluß, der die Minister beauftragt, achtzehnhundert Mann nach Orleans zu schicken, um jedem Versuche, die Gefangenen zu entführen, vorzubeugen. Der Befehl über diese achtzehnhundert Mann wurde Fournier l'Américain anvertraut. Als Fournier mit diesen Truppen in Longjumeau ankam, vereinigte er mit denselben die zweihundert Marseiller und marschirte hierauf nach Orleans.

Léonard Bourdon, ein Bürger von Orleans und Marat's Freund, war vor ihm dort angekommen. Er war von der Gemeine von Paris mit zweideutigen Aufträgen abgeschickt worden und unter dem Vorwande, Reibungen zwischen den Pariser Truppen und der Municipalität zu Orleans zu vermeiden, lähmte er den Einfluß der Nationalgarde dieser Stadt. Die sechstausend Mann starke Nationalgarde, welche den Gesetzen ergeben war, war mit Kanonen vor die Gefängnisse gerückt, um die Thore derselben zu vertheidigen. Es wurde unterhandelt. Man kam überein, daß die Gefangenen von der Nationalgarde des Escorte überliefert werden sollten, um nach Paris geführt zu werden.

IV.

Sieben Wagen, von denen jeder acht mit Ketten beladne Gefangene enthielt, fuhren am 4. September um sechs Uhr Morgens ab. Fournier ritt vor dem Zuge her. Ein Halsband von Ludwigs- und Cincinnatuskreuzen und andern militairischen Orden, die den Gefangenen abgenommen worden waren, hingen an der Brust seines Pferdes herum.

Als die Versammlung, die in Orleans vorgefallnen Ereignisse erfuhr, erließ sie auf Vergniaud's Antrag den

Beschluß, daß die Colonne nicht nach Paris kommen sollte. Die Commissäre, welche die Versammlung ausgeschickt hatte, um Fournier aufzuhalten, wurden von Léonard Bourdon eingeschüchtert. Das Dekret der Versammlung wurde mit Füßen getreten und nach Versailles marschirt. Unterdessen warteten die Mörder vom 2. September zu Arpajon auf den Zug. Diese Leute schlossen sich an die Escorte an, und kamen zu gleicher Zeit an den Thoren von Versailles an. Der Maire von Versailles traf, sobald er von der Gefahr in Kenntniß gesetzt worden war, alle Maßregeln, welche Klugheit und Menschlichkeit erforderten. Fournier und Lazouski, mit zweitausend Mann und Kanonen, war stark genug, jeden Versuch gegen die Gefangnen abzuwenden. Aber Alles schien von ihnen so veranstaltet zu sein, die ihnen anvertrauten Gefangenen eher auszuliefern, als sie zu vertheidigen. Die Kanonen und die Cavalerie der Escorte waren beim Marsche den Wagen eine ziemliche Strecke voraus. Rechts und links auf dem Wege marschirten nur fünf Mann der Reihe nach. Der Maire von Versailles, den einige Municipalräthe und einige Offiziere der Nationalgarde begleiteten, hielt allein durch seine Gegenwart und seine Worte die Mörder in Schranken. Obgleich es an einem Sonntage war und die Stunde gekommen war, wo das Volk gewöhnlich müßig herumgeht, waren doch alle Straßen verlassen. Die Mörderbande, welche auf die Beute lauerte, war höchstens vierzig bis funfzig Mann stark. Sie ließen die Wagen bis an das Gitterthor des Gartens kommen, das nach der Menagerie führt. Dort sollte die Nacht über geblieben werden. Sobald Fournier, die Kanonen und die Cavalerie durch dieses Thor gekommen waren, wurde es hinter ihnen zugeschlossen Fournier wurde, indem er entweder wirklich überrascht oder scheinbar gewaltsam behandelt wurde, von Leuten aus dem Volke vom Pferde gerissen, und machte nur schwache Versuche, das Gitterthor, welches ihm von der Hauptmasse seiner Truppen und von dem ihm anvertrauten Gefangenen trennte, wieder öffnen zu lassen. Lazouski machte mit dem Nachtrapp keine Bewegung, um sich dem Zuge zu nähern. Die Mörder, denen die Wagen in die Hände fielen, stürzten sich auf die gefesselten Gefangenen los, die ihnen Niemand mehr streitig machte. Umsonst

warf sich der Maire Lachaud zwischen sie und die Gefangenen, umsonst stieg er selbst auf den ersten Wagen, schlug mit beiden Händen die Säbel und Piken weg und bedeckte die beiden vordern Gefangnen mit seinem Leibe. Er wurde auf ihre Leichen niedergeworfen, mit ihrem Blute bespritzt; die Mörder trugen ihn hierauf, als er ohnmächtig wurde, in ein benachbartes Haus und setzten, ohne Widerstand zu finden, eine Stunde lang kaltblütig diese Schlächterei fort, die eine ganze mit Entsetzen erfüllte Stadt und zweitausend Bewaffnete sie bis ans Ende vollführen ließen.

Der unerschrockne Lachaud allein, der wieder zu sich gekommen ist und sich den Armen entreißt, die ihn zurückhalten wollen, verläßt das Haus, in das er gebracht worden war, kehrt zu den Wagen zurück, fällt vor den Mördern auf die Knie nieder, umfaßt ihre blutigen Arme, wirft ihnen vor, die Revolution und die Stadt, in der sie über den Despotismus triumphirt hat, zu entehren, bietet ihnen sein eignes Leben an, um das ihres letzten Schlachtopfers zu erkaufen. Sie bewundern und entfernen ihn. Kaum gelingt es sieben oder acht Gefangenen, die sich bei der Verwirrung während des Blutbades von den Wagen stürzen, zu entweichen und in den benachbarten Häusern eine Zuflucht zu finden. Alle übrigen kommen um. Siebenundvierzig liegen mit noch gefesselten Händen und Füßen auf den Straßen und geben Zeugniß von der Grausamkeit und der Feigheit der Mörder. Ein Haufen von zerstückten Gliedern erhebt sich mitten auf dem Patze Quatre=Bornes. Die Köpfe werden von den Mördern abgeschnitten, herumgetragen und auf die Stangen des Eisengitters am Palaste gesteckt. Des Herzogs von Brissac Kopf läßt sich an seinen weißen, blutigen Haaren erkennen, die sich um das Eisengitter am Thore des Palastes seiner Gebieter wickeln. Zwei von den Mördern, Folliot, Meßner von Meudon, und Hurtevent, Waldwächter von Verrières, trugen von einem Café zum andern, der eine das blutige Herz des Herzogs von Brissac, der andre ein vom Leichnam des Ministers von Lessart abgeschnittnes Stück herum. Eine junge, seit einigen Monaten schwangere Frau, der sie diese Stücke Menschenfleisch vor die Augen hielten, fiel bei diesem Anblick rücklings hin, zerbrach die Hirnschale und starb auf

der Stelle. Kinder zerstückten die Glieder auf der Straße und warfen sie den erschrocknen Hunden vor. Eine Frau trug einen der Köpfe an den Haaren in die Versammlung der Wähler und legte ihn auf das Bureau des Präsidenten. Jeder, der nicht Beifall bezeigte, schwieg. Das Schweigen galt als Muth.

Es war schon über eine Stunde her, daß das Morden zu Ende war, und die Todten verlassen im Blute umherlagen, als die Zuschauer, welche von weitem diese Leichen ansahen, eine Bewegung darunter bemerkten. Blutige Arme regten sich, hierauf wurde ein kahler Scheitel sichtbar und zuletzt der nackte Leib eines Greises, der sich über den Leichenhaufen erhob. Es war einer von den Gefangenen, der sich, entweder schlecht getroffen, von der Betäubung erholte, oder der, von den Mördern für todt gehalten, sich unter Leichen vor den Streichen verborgen hatte, die ihm den Rest geben sollten. Er suchte aus den zerstümmelten Gliedern herauszukommen, in denen er bis an den halben Leib stand und sah sich scheu um, wohin er sich schleppen sollte, um einen Zufluchtsort zu finden. Schon winkten ihm die schweigenden Zeugen dieser unerwarteten Wiederbelebung mitleidig zu. Er war gerettet; aber einer von den Mördern, der zufällig wieder zurückkam, bemerkte den Greis, lief mit dem Säbel in der Hand auf ihn zu und schrie: „Was! du wachst wieder auf! Warte! ich will dich für längere Zeit zum Schlafen bringen.“ Bei diesen Worten spaltet er ihm mit einem Säbelhiebe den Kopf und streckt ihn wieder auf dieses Todenlager nieder.

V.

Hierauf zogen die Mörder nach den beiden Gefängnissen von Versailles und bringen ungeachtet aller verzweifelten Versuche Lachaud's, sie daran zu hindern, zehn Gefangne um; die übrigen verdankten ihr Leben der Unerschrockenheit, der Beredsamkeit und der Klugheit des edeln Maire. Er hatte seit zwei Tagen nicht aufgehört, die ausübende Gewalt von der Gefahr, in welcher das Leben der Gefangenen zu Versailles schwebte, in Kenntniß zu setzen und die Absendung von Streitkräften aus Paris zu verlangen. Alquier, Präsident des Tribunals zu Versailles ging zweimal zu Danton, dem Justizminister, um ihn als

solchen aufzufordern, für die Sicherheit der Gefängnisse Sorge zu tragen. Das erste Mal gab Danton eine ausweichende Antwort; das zweite Mal wurde er über eine solche dringende Forderung, welche Gewissensbisse in ihm rege machte, oder ihm seine moralische Unfähigkeit, hier einzuschreiten, vor Augen führte, ungeduldig. Er sah Alquier mit einem bedeutungsvollen Blicke, der ohne Worte verstanden sein wollte, an und sagte zu ihm in rauhem, heftigen Tone: „Herr Alquier, diese Männer sind sehr schuldig! sehr schuldig! Kehren Sie zu Ihren Amtsverrichtungen zurück, und mischen Sie sich nicht in diese Angelegenheit. Sehen Sie denn nicht ein, daß ich Ihnen schon anders geantwortet haben würde, wenn ich es gekonnt hätte?" Alquier verließ ihn bestürzt. Er hatte ihn verstanden.

Diese Worte, welche Danton aus Ungeduld entschlüpften, geben eine Erklärung zu denen, welche er am 2. Sept. in der Versammlung sprach: „Das Vaterland ist gerettet. Das Läuten der Sturmglocke, welches stattfinden wird, ist kein Schreckenszeichen; sie ruft zum Angriff gegen die Feinde des Vaterlandes! Was ist nöthig, um sie zu besiegen, und um ihnen Schrecken einzujagen? Kühnheit, noch einmal Kühnheit, immer Kühnheit!" Am Abend nach dem Blutbade zu Versailles erklärte er noch vollständiger, was sie zu bedeuten hatten. Brissac's und Lessart's Mörder kamen mit Einbruch der Nacht nach Paris, stellten sich unter die Fenster des Justizministeriums und forderten Waffen, um an die Grenze zu marschiren. Danton stand vom Tische auf und stellte sich auf den Balkon. „Nicht der Justizminister, sondern der Minister der Revolution dankt euch," sagte er zu ihnen. Niemals erkannte ein Proscriptor seine Gesellen auf kühnere Weise an. Danton verletzte die Gesetze, die zu vertheidigen, seine Aufgabe war, er nahm die Verantwortlichkeit des Blutvergießens auf sich, für das er hätte Rache nehmen sollen; er war der Minister des Todes, nicht der Minister der Freiheit. Das Morden während der Septembertage war das Verbrechen einiger einzelnen Männer und nicht das Verbrechen der Freiheit.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lamartine, Alphonse <<de>>,

Geschichte der Girondisten aus dem Französischen

Bd.: 3

Leipzig 1847

Gall.rev. 478 gb-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10619177-5